Nachlese
in und außer mir.

Aus den Papieren des Verfassers der

Selbstbekenntnisse

oder,

vierzig Jahre aus dem Leben
eines oftgenannten Arztes.

Herausgegeben
und
mit einem Vorworte begleitet
vom
Verleger.

Erster Band.

Leipzig, 1856.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Vorwort.

Am Schlusse des dritten Bandes der „Selbstbekenntnisse" deutete der Herr Verfasser auf eine Fortsetzung seiner interessanten Memoiren hin, die das Publikum inzwischen mit der größten Spannung erwartete. Und in der That hat wol selten ein Buch in gegenwärtiger Zeit eine so allgemeine Sensation hervorgerufen und die Lesewelt so dauernd beschäftigt, wie diese Selbstbiographie. Nicht nur die freimüthige Redlichkeit des Herrn Verfassers, sondern auch die reiche Lebenserfahrung, gründliche Einsicht und edle Absicht haben die Sympathie aller Unbefangenen und Parteilosen schnell geweckt und nicht allein dem Autor die Achtung und das Vertrauen aller Verständigen gesichert, sondern auch dem Buche eine moralische Bedeutung

gegeben, die, nach dem Urtheile sachkundiger Männer, von den segensreichsten Folgen für die Selbsterhebung des ärztlichen Standes und die bessere Würdigung desselben im Volke werden muß.

Seit dem Erscheinen dieses Buches ist der Verleger aus allen Gegenden Deutschlands mit Briefen wahrhaft bestürmt worden, welche die Anonymität des Herrn Verfassers nachfragten oder selbst Muthmaßungen, oft die wunderbarsten oder seltsamsten Conjuncturen, aussprachen; dagegen aber empfing der Verleger auch zahlreiche anonyme wie unterzeichnete Schreiben, welche, von Anerkennung, Dank und Huldigung dictirt, an den Herrn Verfasser abgegeben werden sollten, um ihm die dankbare Theilnahme des Publikums zu bezeugen, welches die moralische Bedeutung des Buches richtig herausgefühlt hat. Daß dasselbe aber auch bei Kranken, die lange oder vergeblich auf ärztliche Hülfe gehofft hatten, ein großes Vertrauen zu der Berufs-Geschicklichkeit und praktischen Einsicht des Herrn Verfassers hervorgerufen hat, wurde ebenfalls durch viele Briefe an den Verleger bewiesen, welche, von Kranken ausgegangen, um die Adresse des Arztes baten, um bei ihm Hülfe zu suchen. —

Dieser ungewöhnliche Erfolg des Buches ließ auch dem Verleger eine Fortsetzung wünschen, aber der Herr Verfasser gab die Erklärung ab, daß er durch gewisse Rücksichten und persönliche Verhältnisse nicht in die Lage gesetzt sei, die Selbstbiographie bis in die neueste Zeit fortzuführen, er aber in seinen Schreibpulten noch einen Stoß von Manuscripten bewahre, die er in Mußestunden niedergeschrieben und worin er mancherlei Ansichten, vereinzelte Erlebnisse, seine Welt- und Menschenkunde, gute Wünsche, Lebensbilder aus der Gesellschaft und der Krankenstube, endlich eine Menge ärztlicher und praktischer Erfahrungen, die dem größeren Publikum von Nutzen sein würden, niedergelegt habe. —

Der Verleger hat diese sämmtlichen Manuscripte als Eigenthum erworben und wird sie nach und nach durch den Druck gemeinnützig machen. Wir beginnen die Herausgabe derselben mit einer Sammlung interessanter Aufsätze, welche der Herr Verfasser selbst als eine „Nachlese" in seinem inneren und äußeren Leben bezeichnet und die das Publikum nicht minder in Spannung erhalten und über Vieles aufklären werden, was ihm zu wissen Noth

thut und nützlich ist. Sind es doch unmittelbare Ausflüsse von Erinnerungen und Lebensresultaten eines bedeutenden Arztes und eines edlen Menschenfreundes, dessen freimüthige Wahrhaftigkeit und ächt sittliche Tendenz bereits in seinen Selbstbekenntnissen ein ungewöhnlich großes Publikum so rasch gewonnen haben!

Leipzig, den 1. Januar 1856.

Der Verleger.

Nachlese in und außer mir.

Erster Band.

I.

Meine Bekenntnisse.

Es liegt in der Natur des Menschen begründet, Stationen seines Lebens zu kürzeren oder längeren Ruhepunkten zu suchen und von hieraus Rückblicke auf den durchwanderten Weg zu werfen. Ist es doch schon dem Fußwanderer eigen, daß er unwillkürlich auf der Anhöhe seiner Straße stehen bleibt und in die Gegend, woher er gekommen ist, rückwärts schaut. Hat er ein leichtes Herz, einen fröhlichen Sinn, befriedigten ihn Weg und Mühe, so erscheint ihm der zurückgelegte Weg angenehm und er vergißt gern und ohne Vorsatz die schlimmeren oder mühseligeren Stellen seines Weges.

Ich gehöre, zu meinem eigenen Leidwesen, nicht zu diesen fröhlichen, leichtherzigen Wanderern; die Schöpferhand webte in den Stoff meines Wesens einen grauen Faden nachdenklichen Ernstes neben den Goldfaden der Freude und unbefangenen Liebe

zum Dasein und dessen reinster Wirklichkeit; ich war ein Wanderer, welcher eine lichte blaue Bergeshöhe suchte, die ihm am fernen Horizonte einladend gewinkt, zu der sein Sehnen hinaufeilte, wenn Tagessonne und nächtige Sterne dort oben leuchteten; aber ich schlug einen Weg ein, der den strebenden Jüngling mit seiner Anmuth lockte, jedoch bald in wüste Ebenen und sinkende Moräste, in unheimliche Wälder und auf unsichere Fußspuren führte, die freilich den guten Wandereifer nicht zurückschreckten, aber mich früh auf meine eigene Kraft und gute Zuversicht hinwiesen, womit ich, meinem guten Genius und der Vorsehung vertrauend, mich selber zurecht finden mußte und nicht müde werden, nicht bequemere Um- oder Richtewege einschlagen durfte, um nicht das Ziel auf die Höhe zu verfehlen.

Daß dieser Weg ein beschwerlicher und reich an Kämpfen und feindseligen Begegnissen gewesen ist, haben die Leser der bewußten Selbstbiographie erfahren; oft genug mag man des „Selbstbekenners" unablenkbaren geraden Weg mit Eigensinn oder Einseitigkeit verwechselt, seine Zuversicht zur eigenen Stimme des Rechten als eine unkluge, lästige Unfügsamkeit bezeichnet, wie oft mögen die Leute auf krummen Wegen den „Selbstbekenner" für einen Sonderling gehalten haben, der sich festlaufen und verrennen müsse, weil er nicht mit den Anderen gehen,

sich nicht auf den großen, collegialischen und geselligen Wagen der Bequemlichkeit setzen wollte, der von den Zugthieren: Weltklugheit, gegenseitige Dildung, Partei, Protection und Selbstsucht langsam, aber sicher auf breiten Straßen der Convenienz und auf tausend Umwegen der klugen Rücksicht fortgezogen wird!

Bequemer, angenehmer, geselliger und geschützter hätte man durch Leben und Beruf fahren können, hätte vielleicht gar nicht einmal Gelegenheit gefunden, bemerkenswerthe Begebnisse und Erfahrungen aufzuzeichnen, ebenso wenig, wie man, in einem Omnibus voll gemüthlicher Leute sitzend, von der Gegend und den Menschen draußen etwas gewahr wird; aber meine Natur war nicht dafür geschaffen, ich mußte allein gehen, wo ich nicht mit Menschen gleichen Weg einschlagen konnte, welche der Wahrheit und gewissenhaften Ueberzeugung huldigten. Was einer solchen Natur an Welt- und geselliger Freude, an gutem Einvernehmen mit der großen Masse, an bequemem Fortkommen abgeht, das ersetzt ihr das Bewußtsein, in Gottes Schutze ein Werkzeug seiner Wahrheit zu sein, der Ueberzeugung von Guten und dem Streben nach pflichtmäßiger Förderung des Besten in und außer uns gelebt zu haben — hundert Widersacher wiegt ein einziger Freund auf, dessen Herz von Liebe, Achtung und Wahrheit, von Tugend und Vertrauen erfüllt ist,

tausend Verläumdungen und kränkende Lügen der Concurrenz und des Neides vergißt man im Augenblicke, wo man von fremden, dankbaren Lippen erfährt, daß man eine gute That vollbracht, ein Menschenleben erleichtert hat, eines Leidenden Wohlthäter geworden ist und dabei unabgelenkt nur der eigenen Richtung, Ueberzeugung und Willenstreue gefolgt war. Ein einziger Segen, den ein guter Mensch uns in seinem Gebete zu Gott nachsandte, wiegt gottlose Verunglimpfungen und Verwünschungen auf, die uns von Denen zu Theil wurden, mit deren Tendenzen, Coterien und Auffassungen des Lebens und Berufes wir nicht gemeinschaftliche Sache machen konnten und wollten.

Ein nahe stehender Freund, der in meinen Bekenntnissen eine nicht gleichgültige Rolle spielt, also um den Urheber des Buches genau Bescheid wußte, sagte zu mir: „mein Lieber, Sie werden durch Ihre offene Bekenntnißweise zwar alle gutgesinnten Menschen erfreuen und die Sympathie sämmtlicher Rechtschaffenen, denen es um Wahrheit und Treue zu thuen ist, für Sich gewinnen, aber auch die Zahl Ihrer offenen und heimlichen Feinde vermehren und die stille Angst manches Heuchlers oder scheinheiligen Sünders, von Ihnen durchschaut oder gar getroffen zu sein, zu einer rachsüchtigen Begierde steigern.“ —

Diese Aeußerung gebe mir hier eine Veranlassung, einmal näher zu untersuchen, wer mein Feind

sein oder noch durch meine Schrift werden könne? —

Daß ein Arzt, überhaupt ein Mann, der vor der Oeffentlichkeit steht, unter seinen Collegen Feinde habe, ist eine so allbekannte Thatsache, daß ich dieselbe ganz übergehen und die Antwort jedem practischen Arzte, Schriftsteller, Künstler &c. überlassen kann; meine Memoiren bieten genug Beispiele dar. Ich trat in das selbstständige Leben mit einer religiös-sittlichen Stimmung und einem großen Vertrauen von gleicher Stimmung in anderen Menschen ein, durchwanderte dasselbe mit dem lebhaftesten Dankgefühle für jegliches Gute, jegliche That des Wohlwollens, mit dem natürlichen Drange, alles Edle, Erhabene, Vorzügliche und Schöne, das mir begegnete, anerkennend zu respectiren und selbst den Launen guter Menschen rücksichtsvoll zu huldigen. Hätte ich damit wol den Ehrgeiz, die Habsucht, den leeren Schein, die Lockung zu unehrlicher Cameradschaft, die mit Weltehre bekleidete Sünde und die stolze Unwissenheit ruhig an mir vorüberschreiten lassen können? Mit nichten, denn jede, in ihrem Grunde rein erhaltene sittliche Natur ist unfähig, mit Gleichgültigkeit am Schlechten vorüberzugehen, namentlich in der Nähe, sie fühlt unfreiwillig den abstoßenden Pol, die Feindschaft zum Entgegengesetzten, und wird zur oppositionellen That angeregt. Als ich in Leben und Beruf eingetreten

war und, mit dem Selbstgelöbniß der Treue an Wahrheit und Sitte, fortschritt, da war mir allmälig zu Sinne wie einem Verirrten, der eine lachende friedliche Landschaft gesucht hatte, von der er in glücklicher Erwartung ein lockendes Bild besaß, aber in eine fremde, unsichere Gegend gerathen war, wo tausend Kreuzwege, ungewisse Dämmerung und lauernde oder querübereilende Masken das Herz befangen, einsam und vorsichtig machten. Und wie ein solcher Verirrter seinen Blick um so fester auf den leitenden, bekannten Himmelsstern richtet, um so aufmerksamer auf die eigene, innere Stimme horcht und den Ariadnefaden seines Fortganges an die heimische Wurzel seines guten Dranges knüpft, so hielt auch ich fest an dem Himmelssterne der Ueberzeugung, so horchte auch ich auf die innere Stimme, mit welcher religiöser Glaube, fromme Erziehung, Gewohnheit guter Sitte und Gottesvertrauens zu mir redeten, so folgte ich dem dunklen Drange des Guten, mir des rechten Weges allmälig klarer bewußt werdend.

Auf diesem Wege allein habe ich meine Freunde, aber auch meine Feinde gefunden; wenn ich heute auf mein Leben zurückblicke, so kann ich mir selbst die Genugthuung geben, niemals auf anderen Wegen feindseligen Begegnissen ausgesetzt worden zu sein. — Es ist aber weder Schmach noch ein dunkler Fleck des Lebens, sondern vielmehr eine

Ehre und Empfehlung, auf dem rechten Wege der Wahrheit und Liebe sich Widersacher erworben zu haben. Ist er doch derselbe Weg, auf welchem mancher Zeuge des Höchsten sein Kreuz, mancher gotterfüllte Apostel seinen Tod von der Hand der Feinde gefunden hat. —

Nur einer Fahne kann der ehrliche Soldat, nur einem Motto des Lebens kann der Mann der Ueberzeugung angehören; Ansichten und Meinungen können wechseln, irren, sich klären und mehr oder weniger auf den Charakter und die Handlungsweise eines Menschen rückwirken, aber der Gesichtspunkt, der Fleck in ihm, wo das Herz sitzt, der Kern seines Glauben an sich selbst, der elementare Zug der Persönlichkeit der unwillkürlich im Gefühl, Gedanken und That überfließt, das ist der Mensch selber, der bleibt und unterscheidet ihn von anderen Menschen, wie man Diamant von Diamant, Gold von Gold unterscheidet. Die erste Anlage eines Menschen, die ihm das Geheimniß der Eltern und Familien-Erbschaft, die formenden Eindrücke der Erziehung und des Beispiels gaben, ist ein unverwischlicher Centralpunkt des Charakters, ein Stein, der wol von Welt und Geist geschliffen, polirt, zum Reflexe verschiedener Lichter gebracht, aber nicht umgetauscht werden kann. —

Ich habe in meinem Berufe hinreichende Menschenkenntniß erworben, um Menschen richtig taxiren

zu können; mit Guten und Bösen, Engeln und Teufeln, Ehrenmännern und Schurken, Thatmenschen und Schlendrianen bin ich in die nächste oft glücklichste, oft unerquicklichste Berührung gerathen, habe ebenso sehr menschliche Tugend und Biederkeit bewundern, wie menschliche Bosheit verachten müssen, aber ebenso wenig, wie man Feuer und Wasser mit einander vermischen kann, ohne daß es zischt und dampft, so wenig war ich im Stande, meine Feuernatur zu verleugnen und ruhig demjenigen eine Berührung zu verstatten, was meiner Natur geradezu widersprach, oder mich gar damit zu versöhnen. Eben diese Unbestechlichkeit und Unerbittlichkeit gegen das mir Fremde, gegen den Schein, das wahr scheinen will, gegen die Frivolität in ernsten Dingen, gegen die prunkende Sünde, die hohle Phrase, den todten Formalismus, die Würde ohne Inhalt, die Klugheit ohne Sitte, die Affectation der Großmuth, die gleißende Buhlerei um Volksgunst, die Wohlthat ohne Herz, die sogenannte Tugend, die der Selbstsucht nützt, dabei aber die mir inwohnende Abneigung und Scheu vor jeglicher Volksherrschaft, die sich Demokratie nennt, den Unberufenen an die Stelle der von Gott eingesetzten Obrigkeit erhebt, die Humanitätsphrase für die wahre Religion ausbietet und Menschensatzung, von Zeit, Gewalt und Vortheil dictirt, an den Platz göttlichen Wortes setzen will — das waren die Quellen meiner Conflicte, hier

sind die Felder bezeichnet, auf denen ich mit Feinden zusammengetroffen bin. Daß diese Gegner sich in meinen Bekenntnissen unangenehm gestimmt fühlen müßten, daß sie nach ihren Portraits suchen würden, um den freimüthigen Memoirenschreiber wieder zu erkennen und ihm beikommen zu können, wird mir nicht überraschend sein, wenn ich dergleichen erfahren sollte.

Ich habe aber eine Verwahrung in Voraus gegen die Meinung abzulegen, als hätte ich in meiner Selbstbiographie manche Personen so frappant geschildert, daß man sie und ihre Localität herausgreifen könne — ich weiß in Voraus, daß man nach den Originalen suchen wird und aus deren Umgange auf den Verfasser zu schließen gedenkt. Das Gefühl der Schonung gegen Personen, die ich als Schattengestalten hinzeichnen mußte, verband sich aber bei mir mit dem Streben, die Thatsachen in ihrer wahren, historischen Treue wiederzugeben und so habe ich sorgfältig jede Portraitirung, die die lebende Person vor Bekannten bloß stellen könnte, nicht nur nach besten Wissen und Willen und soweit es die Umstände gestatteten, umgangen, sondern vielmehr für die Träger der Thatsachen sehr oft willkürliche Masken gesucht, wie sie zur Sache und Handlung passen, habe die Oertlichkeiten verlegt oder neu componirt und glaubte dadurch jeder absichtigen öffentlichen Beschämung

oder Kränkung der Personen, welche meinen Lebensweg feindlich durchkreuzten, vorgebeugt zu haben und mir einstweilen meine Anonymität zu sichern. Diese Schonung hat zwar die erwartete Frucht getragen, daß, so viel ich gewahr werden konnte, keiner meiner noch lebenden, nächsten Collegen über Schonungslosigkeit, persönliches Verhältniß zu meiner Biographie, oder Wiedererkennung des Verfassers ein Wort geredet hat, aber es ist der Umstand eingetreten, daß mir völlig gleichgültige Individuen, Maske und Localität ziemlich keck auf sich bezogen, unter den Aerzten ihrer Bekanntschaft nach dem Autor gesucht und in ihren blinden Muthmaßungen sogar Schritte der Rachsucht gethan haben. Für diesen Umstand ist die Erklärung sehr nahe liegend. Die Gattungscharaktere welche ich schilderte, tragen die Kennzeichen ihrer Gattung und das Böse ist immer furchtsam und in Voreiligkeit selbstverrätherisch; fürchtet sich doch das böse Gewissen, wenn es eine fremde, ähnliche Sünde enthüllt und bestraft sieht, hat doch schon mancher heimliche Uebelthäter ein Eingeständniß gemacht, wenn er einer Execution beiwohnte. — Auf ähnliche Weise erkläre ich mir auch den Umstand, daß sich, mir völlig unbekannte Personen durch meine ganz objective Lebensdarstellung irritirt, beunruhigt gefühlt, selbst getroffen gehalten haben sollen, Personen, die ich nie im Leben gesehen, deren Nähe ich

niemals betreten habe. Es lag mir bei meiner Biographie nicht daran, Personen zu schildern, sondern Thatsachen, damit die ärztliche Welt zur Abhülfe von dergleichen Wiederholungen und zur Sicherung und Hebung ihrer eigenen Ehre und Würde aufgerufen werde, damit das Publikum über den ächten und unächten Arzt aufgeklärt und sein Verhältniß zur Heilkunst wie zum Hausarzte ein reineres, vorurtheilfreieres und damit segenreicheres und ehrbareres werde, damit Jedermann dazu beitrage, durch bessere Einsicht in die Schattenseiten der ärztlichen Welt, das Verhältniß zum ächten Arzte zu läutern und jede Gelegenheit zur Verwirklichung des Sprichwortes: **Mundus vult decipi, ergo** — ferner vermeide. Denn bei den bestehenden Verhältnissen, fordern Unverstand, Vorurtheil und Gewohnheit des Publikums den Arzt oft geradezu heraus, den öffentlichen Glauben zu täuschen und nicht jeder Arzt ist in der Lage, solchen Anforderungen zu widerstehen. Das Publikum hat überhaupt von der ärztlichen Kunst und der Möglichkeit des Praktikers eine viel zu günstige Meinung und zu hohe Erwartung; die alte Ueberlieferung von der Wunderthätigkeit der Medicin und der geheimnißvollen Kunst des Receptschreibers, welche die Wichtigthuerei und die chemischen Zeichen, wie unleserlichen lateinisch-griechischen Abbreviaturen, die sonst nur der Apotheker lesen

konnte, in der Meinung des Laien befestigten, hat aus dem Mittelalter her die Stellung des Arztes zum Publikum zu einer mysteriösen gemacht, namentlich der Kranke ist doppelt geneigt, dem Manne, von dem er Heilung hofft, eine besondere Kunst zuzuschreiben und ihm ein Vertrauen zu äußeren, welches den redlichen Arzt oft genug in Verlegenheit setzt, den auf Gewinn und Ruf sinnenden Mann aber zu einer gefährlichen Verführung wird, dem übertriebenen Vertrauen und den höchsten Erwartungen eine geheimnißvolle Würde, sogar Verheißungen und Ansprüche zu erwidern. Ich habe nicht nur meine eigene Ansicht, sondern das starkgefühlte Bedürfniß unzähliger redlicher Aerzte ausgesprochen, wenn ich wünschte, daß das Publikum über die wahre Möglichkeit der ärztlichen Wissenschaft und Kunst und die reelle Grenze derselben aufgeklärt und in seinen übertriebenen Erwartungen und Voraussetzungen gemäßigt werde, daß es eine allgemeine Ansicht des Richtigen über Dasjenige erlange, was der Arzt leisten kann oder nicht. Die Stellung des Arztes selbst wäre damit verbessert, denn wo derselbe nicht helfen konnte, wo die Krankheit scheinbar unbedeutend vielleicht, in langwieriger Leiden, Verlust von Gliedern, Lähmung oder Tod überging, da nahm das Publikum in seinem Urtheile nicht den Maßstab nach der Grenze ärztlicher Möglichkeit, sondern verdammte in

seinen übertriebenen und getäuschten Erwartungen den Arzt ungerechter Weise wegen vermeintlicher Unwissenheit, Rathlosigkeit oder Vernachlässigung und wurde in seinem Irrthume leider oft dadurch bestärkt, daß unredliche Aerzte, denen es um Vergrößerung ihrer Kundschaft allein zu thun ist, mit zweideutigem Achselzucken und Bedauern, sowie mit Anregung neuer Erwartungen, der falschen Beurtheilung der Sache das Wort redeten. —

Wenn ich deßhalb in meinen Bekenntnissen die Schattenseiten und Schranken der ärztlichen Praxis unverholen zur öffentlichen Darstellung brachte, so geschahe das nicht, um etwa gewissen Personen zu schaden, oder den ärztlichen Stand herabzusetzen, — solche Auslegungen könnte doch nur die Engherzigkeit oder Gewissensnoth wagen — sondern einzig und allein zu dem guten Zwecke, den ärztlichen Stand aus den unerquicklichen Vorurtheilen des Publikums zu retten, meinen Collegen zu nützen, daß man sie nicht verdamme, wo die Wissenschaft sie im Stiche ließ, daß unwürdige Fachgenossen den Anhalt am Publikum verlören, um ferner gewissenhafte Praktiker in Schatten zu stellen, daß das Publikum von der ärztlichen Kunst nichts mehr verlange, als was dieselbe zur Zeit, mit ihren wissenschaftlichen Hülfsmitteln zu leisten im

Stande ist, daß endlich die beklagenswerthe Täuschung **auf beiden Seiten** aufhöre.

Der Arzt ist nicht Herr über Leben und Tod; der Schatz seiner Heilmittel, dem der größte Theil des Publikums eine mysteriöse Achtung und ein abergläubisches Vertrauen zu zollen aus alten Zeiten her gewohnt ist, wird mit jedem Jahre kleiner, je mehr die Chemie, Physik, Physiologie und Pathologie, so wie der ganze Kreis der medicinischen Hülfswissenschaften sich in Einsicht und exacter Beurtheilung erweitern, der redlich prüfende Arzt wird im Laufe seiner Praxis immer mißtrauischer gegen das ihm überlieferte theoretische und praktische Heilmaterial er verschreibt immer weniger; wendet sich immer mehr an die Naturheilkraft, an ein diätetisches Verfahren, sein eigenes Verdienst der glücklichen Behandlung weiset er in gleichem Grade zurück, als er gegen den Kranken mit seinen gewissen Voraussagungen und Verheißungen vorsichtiger wird und an sich hält. — Steht ein solcher wissenschaftlich-redlicher Arzt nicht dem Publikum gegenüber in einer höchst unbequemen Lage da? Dem Publikum, das von ihm Anwendung und Präcision wunderkräftiger Heilmittel, gewisse Heilung, gute Prognose, zuversichtliche Verheißung, mit einem Worte Ueberschwängliches fordert und das leider genug leichtfertige Praktiker findet, welche dem Glücke vertrauend, Alles versprechen und die Zauberformel

des Recepts flugs als wunderthätiges Trost- und Heilmittel zurücklassen! —

Von diesem rein objectiven Gesichtspunkte aus, bitte ich die Leser, meine Bekenntnisse zu betrachten; sie werden allen redlichen Aerzten willkommen gewesen sein, laute und stillere Sympathien sind bereits in meine Anonymität eingedrungen, Männer, deren Achtung mein Stolz ist, haben mein Buch dringend empfohlen und seinem Autor mittelbare Lobsprüche zugehen lassen — wenn aber Aerzte, die sich in den Schattengestalten meiner Memoiren getroffen fühlen, meine Memoiren als eine Chronique scandaleuse verdammen, den Verfasser vielleicht schmähen und seiner Offenheit wegen hassen sollten, so haben jene dadurch sich selbst gerichtet, und es steht mir nicht an, mit diesen Personen, die ich gerne aus dem ärztlichen Leben verbannt wüßte, über Wahrheit oder Fabel meiner Memoiren zu rechten. —

Ueber einen Punkt habe ich mich aber noch auszusprechen, da er von einigen Männern hervorgehoben ist, deren Urtheil mir von jeher viel werth war. Es ist gemeint worden, daß meine Memoiren wünschen ließen, mehr edle Charaktere namentlich im ärztlichen Stande dargestellt zu haben, es fehle das wohlthuende Gleichgewicht und der versöhnliche Gegensatz von bösen und guten Elementen, man erschrecke vor der Zahl der gemeinen Figuren, die in den Memoiren eine Rolle spielten. — Man

pflegt in ähnlicher Weise wol einen Roman zu beurtheilen, in welchen beide Elemente, das Böse und Gute, in gewissen Aequivalentverhältnissen durcheinandergemengt, in gemeinsame Gährung gebracht und im Kampfe der Elementarkräfte abgeklärt, geläutert werden. — Es ist nicht meine Schuld, daß ich weniger Licht- als Schattengestalten auf meinem Lebenswege gefunden habe, ich habe das gewiß am Meisten zu beklagen; wie gerne hätte ich recht viele edle Charaktere in den Vordergrund gestellt, mit welcher Liebe würde ich ihr Bild ausgeführt haben, wie oft und tief habe ich es während des Niederschreibens empfunden, wenn immer nur dieselben paar Engelsgestalten auf meinen Weg traten, um mich über die Täuschung zu trösten, die mir neue imposante Erscheinungen verursachten. Ich wollte in meinen Memoiren durchaus wahr, rücksichtslos wahr an der Sache selbst sein, betrachtete ich doch gleich von Anfang an mein Buch als einen Splitter, den ich unter die scheinbar gesunde Haut des Corps medical schob, um eine Ausschwärung zu veranlassen, wodurch derselbe seine schlechten Säfte absonderte und ausstoße — meine Memoiren sollten die gutgemeinte und höchst zeitgemäße Wirkung haben, den zerstreueten Collegen einen Spiegel vorzuhalten, damit sie zur Besinnung kämen und die Gefahren kennen lernten, auf deren schmaler Brücke sie arglos forteilten, damit die

Schattengestalten sich beschämt reinigten, sich im Lichte der Wissenschaft, des Lebens und der Wahrheit erleuchteten, damit die rechtschaffenen Männer von Jedermann unterschieden werden und völlige Anerkennung finden könnten, damit endlich das Publikum selbst von seiner Mitwirkung an der Verwilderung der ärztlichen Praxis zurückschrecken und aufhören möge, durch seine übertriebenen oder unlauteren Anforderungen an den ärztlichen Stand diesen selbst zu Abirrungen zu verführen. Und wie einst ganze Völker gebessert worden sind, indem sich aus ihrer Mitte furchtlose Schriftsteller im Dienste der Götter erhoben und die Sünden ihrer Zeitgenossen geißelten, so kann auch ein Stand und weitgreifender Beruf zu Ehren und Segen durch einen Mann aufgerufen werden, der sich vom Geiste und von der Liebe zu seiner Wissenschaft angeregt fühlt, die Ehre seines Berufes zu vertheidigen, indem er die Schatten ans Licht zieht, welche die volle, reine Schönheit desselben seither verdüsterten. Ein Edelstein muß geschliffen, ein Leuchtgas muß gereinigt, ein Beruf muß mit seinen eigenen Flecken bekannt werden, wenn Licht entstehen soll. Mögen Einige darüber empfindlich getroffen werden, er nützt dem Ganzen; wer sich selbst unter die Schlacken wirft, mag damit zertreten werden, die Besseren vermissen ihn nicht. Und meine Memoiren haben gewiß manche Schlacke niedergetreten, ohne daß ich

es weiß, ich zweifle nicht daran, daß sie in manchen Kreisen böses Blut, Aufregung, Schmähung des Autors hervorrufen können, aber dieser Sturm reinigt die Luft, diese Gährung setzt gute Oberhefe ab, es kommt dem Ganzen zu Gute, der ganze Beruf klärt sich dadurch. —

Ich würde an meiner eigenen Glückseligkeit unwahr werden, wenn ich verleugnen wollte, daß ich nicht noch eine Menge edler Aerzte kennen gelernt hätte; was hätte wol aus dem ganzen Stande werden wollen, wenn solche achtungswerthe Repräsentanten desselben nicht in jeder Stadt, jeder Landschaft anzutreffen wären: Ihnen danke ich mein Vertrauen zu dem Stande selbst, sie tragen die Zukunft mit ihren besseren Hoffnungen, die Ehre der Gegenwart auf ihren Schultern. — Aber ich habe von ihnen nur die Wenigen in die Geschichte meiner Erfahrung einweben können, welche Einfluß darauf hatten oder in irgend eine Beziehung dazu traten. Ich werde aber, wenn mir Gott Gesundheit und Zeit schenkt, meine Feder daransetzen, um Lichtgestalten aus der ärztlichen Welt zu schildern, nicht so, wie meine Phantasie sie sich in die Wirklichkeit wünscht, sondern wie ich sie wirklich beobachtet und schätzen gelernt habe. Merkwürdigerweise aber — und meine Leser werden das aus der Gallerie dieser Portraits selbst erkennen — haben alle diese musterhaft-rechtschaffenen Aerzte viel vom Publikum und von der

gentibus minoribus und dem Neide derselbe zu dulden gehabt. Man glaube nicht, daß diese vortrefflichen Repräsentanten des ärztlichen Standes immer Männer von allgemeinen Rufe und Ansehen sind, daß ihre Namen vielgenannt werden, ihre Stellung eine hohe, einflußreiche, wol gar verwaltende ist — das Edle lebt weit eher im Verborgenen und begnügt sich weit leichter mit dem stillen, befriedigenden Resultate im kleinen Wirkungskreise, als das Gewöhnliche; das Erstere sucht den Schimmer nicht, weil es dessen nicht bedarf, um sich selbst zu genügen, das Letztere kleidet sich gern in das Kostüm des Bedeutenden, um den Schein desselben zu gewinnen. Zähle ich meine edlen, achtungswerthen Collegen, mit denen eine stille Sympathie mich bekannt und oft befreundet machte, auf manchem hohen Posten der Ehre und äußeren Auszeichnung, an der Spitze mancher ärztlichen Verwaltungsbehörde, in der Nähe hoher Herrscher, auf dem Lehrstuhle der Wissenschaft, so habe ich deren aber auch in unscheinbareren Kreisen, in kleinen Städtchen, in Dorfschaften gefunden und sie verdienen eine um so freundlichere Erwähnung, als kein Nebeninteresse sie in ihrer edlen Repräsentation des ärztlichen Berufes unterstützte und sie ganz und gar nur ihrer Natur folgten. —

Es kann wol Niemand lebhafter von der Wichtigkeit und Würde des ärztlichen Berufes durch-

drungen sein, als ich es von mir versichern darf; habe ich doch dem Ideale, das mir immer vorschwebte und dem ich mit starkem Willen alle Nebeninteressen opferte, meine ganze Seele zugewandt gehabt und manchen schweren Kampf deßhalb bestehen müssen. Deßhalb wird Jeder mich falsch beurtheilen oder gar nicht begreifen, der in meinen Bekenntnissen einen „Mißverstimmten" zu erblicken glaubt, der in pedantischer Strenge oder übellauniger Selbsttäuschung seine düstere Verstimmung ausschüttet, um sich zu erleichtern, wol gar Rache an Gegnern und Kränkungen zu nehmen. Das ist ferne von mir. Es mag der Fall sein, daß Mancher so urtheilen werde, aber wie könnte Jemand der nur dem Materiellen, Eigennützigen und Aeußerlichen lebt, einen Mann begreifen, der nichts weiter wollte und strebte, als sich und seinen Beruf möglichst im Lichte des Ideales zu verwirklichen? Kein Misanthrop, kein Feind der Glücklicheren und Bevorzugten, kein nachträgerischer Charakter hat die Selbstbekenntnisse geschrieben, ich wollte nur ein wahrhaftiges Lebensbild herstellen, damit sich das Gute und Schlechte darin anschauen und zum Besseren ermuntert fühlen sollte. Man suche um Himmelswillen nicht nach individuellen Originalen, die man etwa aus Schadenfreude, eigener Befangenheit oder Neugierde herausfinden möchte, man würde vergeblich suchen, oder sich selbst täuschen, denn

ich habe für Niemanden mein Buch zu einem öffentlichen Schandpfahl machen wollen und mich selbst damit zum Justizknechte erniedrigen mögen, aber man suche die Gattungszüge der verschiedenen Personenbilder und man wird in der ganzen Welt Beispiele dafür auffinden können. Man urtheile danach, ob dieser oder jener Arzt, den ich zeichnete, ein würdiger oder unwürdiger sei und fasse den Entschluß, den rechtschaffenen Arzt, wo man ihm im Leben begegnen sollte, zu ehren, in seinem guten Streben zu unterstützen und seinen Wirkungskreis schrankenloser, freier, segensreicher zu machen. —

Eben weil das große Publikum kein richtiges Urtheil über einen guten, reellen und einen schlechten, unreellen Arzt hat, mußte es aufgeklärt und in den Stand gesetzt werden, nicht nur Beide richtig zu unterscheiden, sondern sich auch selbst in seiner Stellung zum Arzte vorurtheilsfreier und reeller zu verhalten, denn ein von gewissenhafter Ueberzeugung und Wahrheit geleiteter Arzt wird nie in einem Publikum zur rechten Verkündigung und zur vollen Wirksamkeit gelangen, das von Vorurtheilen umsponnen ist, den Charlatan gleich hoch gestellt, unkluge Anforderungen macht, Geheimmittel käuft, dem Renommisten nachläuft und die Medicin für ein Ding hält, das man nach Launen ausnutzen kann.

Um in dieser Hinsicht das Publikum noch wei-

ter aufzuklären, damit es die Grenze seiner Anforderungen, aber auch die Grenze der Heilkunst begreifen lerne, auf das von beiden Seiten keine Täuschung ausgehe, der Kranke, daneben aber auch der Arzt sein Recht finde, will ich es unternehmen, eine „Nachlese" in meinen inneren und äußeren Erfahrungen zu halten und diese nach Umständen in die Lesewelt gelangen lassen. Alle reellen Collegen werden mir es gewiß Dank wissen, für ihr Interesse auf diesem Wege gewirkt zu haben. Ich hätte vielleicht nicht die Anregung hierzu allein aus mir selbst geschöpft, aber dieselbe kam von Außen auf mich eingedrungen, als mir der Herr Verleger meiner Memoiren mittheilte, daß dieselben durch ganz Deutschland einen schnellen Weg der Verbreitung, viele eifrige Leser und günstige Aufnahme gefunden hätten, ja daß sogar andere Aerzte, die man für den Autor anzusehen geneigt sei, der Vermuthung nicht widersprächen, um dadurch zu erkennen zu geben, daß sie aus ihrer Erfahrung ebenso geschrieben haben würden. —

Das ist einstweilen Alles, was ich meinen Bekenntnissen noch nachzuschicken und meiner Nachlese vorauszusetzen hätte. Ich habe in meinem Leben Manches niedergeschrieben, was aber im praktischen und wissenschaftlichen Berufe von der Unruhe des Tages nicht immer zur Reife gelassen wurde und

im Schreibtische begraben liegen blieb. Meine jetzige größere Muße hat mich diesen Manuscripten wieder zugeführt, vielleicht finden sie denselben Weg in die Oeffentlichkeit, den meine Memoiren gegangen sind. — Aber auch sie werden dem Motto meines Lebens nicht ungetreu sein welches lautet:

„Mit dem Guten sanft und sittlich,
Mit dem Schlechten unerbittlich. —“

II.

Die Schlange der Hygiea.

In den alten vorchristlichen Zeiten war die Schlange ein heiliges Symbol der Völker und von ihnen empfing auch der Heilgott Aeskulap seinen Schlangenstab, seine Tochter Hygiea die Schlange, welche sie aus der Schaale tränkt. Die Schlange war überhaupt ein Sinnbild des Lebens, eine kreisförmig gekrümmte, sich in den Schwanz beißende Schlange wurde sogar ein Zeichen für die Ewigkeit.

Seitdem aber die Schlange des christlichen Paradieses sich, als ein verführerisches Werkzeug der bösen Natur, um die Sünde der Menschheit verdient gemacht hat, seitdem die Schlange, als ein gleißendes, giftiges, raubgieriges und speichelndes Geschöpf, zum Gegenstande menschlicher Furcht und des Abscheues geworden ist, seitdem die Sünde, Bosheit, der Teufel selbst, auf christlichen Gemälden

und Skulpturen in der Gestalt der Schlange versinnlicht zu werden pflegten, hat dieses Thier seine heilige Symbolik im großen Publikum gänzlich eingebüßt und selbst die heidnische Schlange der Kleopatra war kein Lebenssymbol mehr geblieben. — Nicht ohne Bedeutung gab die heidnische Mythologie dem Merkur, dem bekannten Gotte der Kaufleute und der Diebe, einen Stab mit zwei Schlangen, die hier gewiß auf die List deuten sollten, womit der weltkluge Merkur seine Geschäfte trieb. —

In der Arzneiwissenschaft spielt die Schlange noch heute eine große Rolle — man sehe nur die Signaturen der Medicinflaschen an, wo die Apotheker gern ihrer Firma die Schlange beifügen, man achte auf die Petschafte unzähliger Aerzte, welche ihren Namenszug umschlängeln oder den Schlangenstab daneben setzen ließen; man findet die Schlange sogar auf Recepten oder Apothekerquittungen als Trockenstempel, um den verordnenden Arzt oder ausgebenden Pharmazeuten daran wieder zu erkennen. — Man denkt dabei unwillkürlich an die alte, heidnische Schlange und wird oft zu spät und unangenehm daran erinnert, daß sie sich heimlich gehäutet und in eine christlich-paradiesische verwandelt hat. —

Es ist nicht meine Absicht, eine Naturgeschichte der Schlange, noch eine symbolische Untersuchung der von Menschen ihr beigelegten Bedeutung zu unternehmen, vielmehr sollten die vorangeschickten

Bemerkungen nur als Einleitung einer Geschichte dienen, die mir vor zwei Jahren widerfuhr, und worin die Schlange der Hygiea mich eine Zeit lang in Begleitung einer teuflischen Lehre verfolgte, um mir die Ueberzeugung beizubringen, daß sie keine testamentarische, sondern eine reine heidnische, also von guter Natur sei. —

Um meine angegriffene Gesundheit zu stärken, trat ich vor etwa zwei Jahren eine Reise in das Seebad an. Auf der letzten Station, welche den Eisenbahnzug gegen Abend in die große See- und Handelsstadt führen sollte, hielt derselbe ungewöhnlich lange an und ich benutzte die Zeit, auf den Perron, der von einer Zelthalle überspannt und geschützt war, spazieren zu gehen. Es war die Dämmerung noch so früh im Beginnen, daß man alle Gegenstände im rothen Scheine eines glühenden Abendhimmels genau erkennen und die Seestadt am flachen Horizonte durch einen dünnen, gelblichen Nebel hervortreten sehen konnte.

Das Gewühl der mich umschwirrenden, eiligen Menschenmasse, das geschäftige Drängen an die Fenster der Restauration, das Hin- und Herlaufen der ausgestiegenen und neuaufgenommenen Passagiere, so wie die rücksichtslos sich durch die Menge Bahn brechender Gepäckkarren der Eisenbahn-Packleute, veranlaßten mich, den Perron bis an sein äußerstes Ende in das Freie zu verfolgen und mich hier dem

Fernblick nach der Hafenstadt zu überlassen. Ich war früher noch nie in dieser Gegend gewesen, mein Auge beschäftigte sich mit den Nebelschichten, welche am niederen Horizonte, der das dahinter liegende Meer verdeckte, lagerten und, einem leichten Rauche glich, sich im transparenten Glanze des Himmels verloren; ich hatte mich so bald in dieses Bild vertieft, daß ich plötzlich erschrak, als eine derbe Stimme dicht neben meinem Ohre ausrief: „Sieh' da, der Herr Doctor! Auch da?" —

Ich wandte überrascht den Kopf und erblickte einen hohen, stattlich aussehenden, zugeknöpften Mann neben mir stehen, der sein rothes, freundliches Gesicht, dessen Schläfe und Backen von grauem Haar spärlich bedeckt waren, mit gemüthlicher Vertraulichkeit auf mich gerichtet hatte, die grüne Mütze tief über den Kopf zog und, den Rockkragen aufstülpend, fortfuhr: „Sie sehen, lieber Doctor, Ihr guter Rath wird befolgt, ich gewöhne mich an die Abendluft!"

Meine Antwort zögerte etwas, da ich aus der Vertraulichkeit des Mannes auf eine ältere Bekanntschaft schließen mußte, aber in der Verlegenheit, dem Manne die Fremdheit seiner Person nicht eingestehen zu wollen, was leicht das Selbstgefühl anderer Leute beleidigt, nachsann, ob ich ihn nicht wiedererkennen würde. Eben wollte ich die Frage an ihn richten: „entschuldigen Sie mein schlechtes

Personengedächtniß, sind Sie etwa einmal mein Patient gewesen?" aber ich hatte noch nicht den Mund geöffnet, als die nächste Locomotive einen ohrzerschneidenden Pfiff ausstieß und der Mann plötzlich und unruhig rief! „Potz Blitz! da fährt mein Zug ab! Auf Wiedersehen, lieber Doctor!"

Ich sahe ihn einem langsam in Bewegung gelangenden Dampfzuge, der des Weges fuhr, den ich gekommen war, eiligst zulaufen, ein Fahrbillet hoch emporhaltend und eben noch von einem hastigen Conducteur in ein Coupé eingelassen. — Da ich ihn nicht unter die Zahl meiner Bekannten zu bringen vermochte, so zweifelte ich nicht, daß er sich in der Person geirret habe und folgte dem Glockensignale, welches mich selbst in den Wagen rief.

Hier waren zwei Damen eingestiegen, welche vorher nicht mit zur Reisegesellschaft des Coupé's gehört hatten, die außer mir aus einem alten Officier und einem jungen, wachsbleichen Jünglinge mit glänzendschwarzen Haaren bestand, der in den großen, matten Augen und dem schmerzlichen Schweigen des schönen Mundes ein inneres Leiden verrieth und von dem ich während der mehrstündigen Fahrt eben nur erfahren hatte, daß er das Seebad gebrauchen wolle. — Er sprach wenig, lächelte gleichgültig, als ich ihm meine gleiche Absicht mittheilte, schien aber mißtrauischer und unentschlossener zu wer-

den, als er aus meiner Unterhaltung mit dem Officier entnahm, daß ich Arzt sei. —

Neu hinzugekommene Reisegefährten dienen gewöhnlich den Anderen zur Musterung; der Officier, ein leutseliger, gesprächiger Mann, redete die Damen au und suchte sie ziemlich ohne große Umwege auszuforschen, während ich, den Fragen und Antworten zuhörend, einen stillen Beobachter abgab. Eine der Damen war etwa vierzig Jahre alt, sehr hellblond, mit lebhaften, blauen Augen und der Sprache und Kleidung nach von Stande oder doch aus der gebildeten Welt; die andere, eine blasse Brünette, mit edler Adlernase, tiefem, stillglühenden Auge, träumerischem Blicke und einem lieblichen Munde, der nur gezwungen zu lächeln schien und dann seinen unbewußten Liebreiz verrieth, lehnte, dem Gespräche ohne Interesse zuhörend und meist durch die Glasscheibe des Wagens in die abendröthliche Gegend schauend, am Polster ihres Eckplatzes.

Der Officier hatte folgendes Gespräch angeknüpft:

„Sie sind gewiß aus der Nähe, meine Damen; wollen wol das Seebad besuchen?“

Die jüngere Dame sahe den Frager groß an, schlug die dunklen Augen zu ihrer älteren Begleiterin auf, als verwundere sie sich über die freie Anrede, lächelte flüchtig und schaute dann in die Gegend hinaus. — Die ältere Hellblonde war das offen-

bare Gegentheil ihrer Begleiterin, aufgelegt zur Unterhaltung, freundlich regsam im Geiste, schnell vertraulich.

„Wir wohnen auf einem Gute, einige Stunden von der Station entfernt, wo wir einstiegen," sagte sie, die lebhaften, heiteren Augen wie zur Ermunterung, über die Jüngere gleiten lassend und dann den Officier unbefangen betrachtend. „Sie wollen gewiß in's Bad nach der Insel?"

„Zu dienen, meine werthe Dame — ich dachte mir Ihre Begleiterin hier — entschuldigen Sie meine dreiste Vermuthung — würde der Seeluft bedürfen."

„Ja, meine Tochter ist leidend, aber wir wollen erst den Arzt darüber consultiren."

„Aber Mutter!" lispelte die Jüngere, den Blick des tiefen, nächtigen Augen vorwurfsvoll und flehend zu der Mutter aufrichtend — dann den jungen Mann und mich schnell überfliegend und wieder in die frühere Stellung zurückkehrend.

„Meine Werthgeschätzte," nahm der Officier das Wort — „Schämen Sie Sich nicht, daß Sie leidend sind, ich bin's auch, will meinen Rheumatismus im Salzwasser ertränken, Patienten werden sehr bald mit einander vertraulich, wenn wir uns auf der Insel begegnen, dann klagen wir uns offen unsere schwache Seite ohne Gêne, darauf verlassen Sie Sich."

„Noch gehören wir nicht zu den Badegästen, mein Herr — wir müssen zuvor den Rath unseres Arztes darüber einholen, der in der Hafenstadt wohnt.“

„Nun, nun, der wird das Seebad nicht zu Schanden werden lassen, namentlich für junge empfindsame Damen; wir werden uns dort wiedersehen — was meinen Sie dazu, lieber Medicinalrath?“

Dieser ärztliche Titel, wobei der alte Soldat herausfordernd auf mich blickte, lenkte die Aufmerksamkeit der beiden Damen rasch auf meine Person. Die Brünette würdigte mich eines theilnehmenden fast mitleidigen Blickes, die Aeltere aber schien angenehm überrascht zu sein und machte es wie Unzählige, die zufällig bei Tisch, im Wagen oder einer gelegentlichen Saison mit einem Arzte zusammengerathen und tausend Fragen über Gesundheit und Krankheit an ihn zu richten haben.

„Sie sind Arzt? — Ei dann verzeihen Sie meine Frage, kennen Sie wol den Herrn Doctor . . . Gott, wie heißt er doch, Marie, wie heißt er doch?“ —

„Ich weiß es nicht,“ antwortete die Brünette zögernd und gleichgültig, „er hat einen ungewöhnlichen Namen.“ —

„Nicht wahr, Herr Medicinalrath, es klingt lächerlich, einen Arzt zu haben, ihm zu vertrauen und nicht einmal seinen Namen zu kennen. Daß meine Tochter ihm kein Gedächtniß bewahrt hat,

ist noch nebenbei darin begründet, daß sie dem Vorurtheile lebt, kein Arzt könne ihr helfen — darum hat sie auch kein Interesse für ihn. Außerdem haben wir unseren Arzt noch gar nicht von Angesicht gesehen, wir hoffen ihn aber heute Abend kennen zu lernen; — aber da fällt mir bei, ich habe das Recept von ihm, vielleicht verräth Ihnen das den Collegen."

Sie suchte in ihrer Armtasche und holte ein Recept hervor, das sie mir darreichte, während die junge Brünette mit einer Bewegung des Unwillens sich abkehrte und weiter durch das Wagenfenster sahe. Das Recept bot nichts Verrätherisches dar, wol aber erregte es meine Verwunderung, denn bei dem sichtbaren Nervenleiden der jungen Dame verordnete der Arzt nichts anderes, als eine geringe Quantität Taraxacum-Extract in Wasser gelöst, tropfenweise zu nehmen. Das Recept lautete auf Rechnung des Gutsbesitzers Hoffmann und trug unten einen blauen Trockenstempel, eine Schlange, ohne irgend eine Umschrift, darstellend.

„Ich habe wol das Vergnügen, die Gemahlin des Herrn Gutsbesitzers zu sehen," fragte ich, da mir das Recept jede andere Aufklärung versagte.

„Mit Nichten, ich bin Witwe und wohne im Anhaltinischen — mein Arzt in der Heimath rieth Luftveränderung — Landluft, andere Gegend — er schrieb an den Doctor in der Hafenstadt, dieser

schickte uns das Recept, mit der Bemerkung, daß er die Patientin selbst sehen müsse, er aber nicht Zeit habe, sich so weit von der Stadt zu entfernen, nun haben wir uns heute vom Gute des Schwagers selbst auf den Weg gemacht."

„Das ist auch in der Ordnung," sagte der Officier, „ein Arzt kann wol par distançe Einen in das Reich der Todten expediren, aber nicht gesund machen, dazu gehört Autopsie, Examen, Pulsfühlen, Percussion, Hörrohr und was noch weiter. — Thut mir Leid, mein Fräulein, daß Sie leidend sind, das hätten Sie älteren Leuten überlassen sollen, aber nur Muth, die ärztliche Kunst hat Macht über Sie, Sie sind noch lebenskräftig, reparationsfähig."

Die Brünette hörte den gutherzigen Soldaten, der sich mit Courage den greisen Schnurrbart strich, aufhorchend an, ihr Blick gewann eine beherrschende Strenge, dann seufzte sie ein kaum vernehmbares Ach! und ließ den Schleier vom Hute über das Gesicht niederfallen.

„Ist das wol ein Mittel von Wirkung?" fragte die Mutter, als mein Blick noch immer auf der blauen Schlange des Recepts ruhete. Ich erklärte, kein Urtheil über das Mittel zu haben, da ich den Zustand der Tochter nicht kenne. Diese richtete sich plötzlich vor, riß mir das Recept aus der Hand und barg es in ihre Kleidertasche; „Laß das hier," flüsterte sie mit unwilliger Schärfe ihrer

Mutter zu und ich bemerkte, wie die glänzenden Augen durch den blauen Schleier nach den jungen, bleichen Mann gerichtet waren, der seither, wie schon vorhin auf der Reise, schweigsam, träumerisch in der anderen Ecke des Coupé's saß und durch das Fenster sahe, oder die mit weißem Glanzleder bekleidete Hand über die Augen legte, als mildere er dadurch einen Schmerz der Stirn.

Der Officier führte die Unterhaltung durch die Frage fort: „Wie wollen Sie aber Ihren Arzt finden, wenn Sie den Namen nicht wissen — die Hafenstadt ist keine anhaltinische Stadt, wo man am Thore nur zu fragen braucht; wie heißt der Doctor der die Schlange auf seinen Recepten führt — he?"

„Ich werde in der Apotheke nachfragen."

„Da haben Sie Recht!" rief der Officier, sich vor den Schirm seiner scharlachstreifigen Mütze schlagend, „ha! ha! das doch die Frauenklugheit gleich das Richtige trifft!

Nicht ohne von unzufriedenen, mahnenden und brennenden Blicken ihrer Tochter verfolgt und unruhig beobachtet zu sein, rückte die Mutter nahe an mich heran, um sich im Drange ihrer Seele flüsternd über ihr Kind mit mir zu unterhalten. — „Verzeihen Sie es meiner Sorge, wenn ich Sie frage, ob Nervenleiden, die das Gemüth beängstigen, wirklich zu heilen sind? — Mein Kind war immer ge-

sund, lebensfroh, von regsamen Temperamente, las viel, musicirte und dichtete — plötzlich machte sie sich Gedanken, bekam Angstschauer, Zittern, Traurigkeit — der Arzt daheim nannte es eine Entwickelungskrankheit." —

„Ich bitte Dich Mutter!" rief die Tochter leidenschaftlich, „rede nicht über mich, hast Du denn gar kein anderes Thema mehr?" Der Officier erlaubte sich in seiner herzlichen Natürlichkeit ihre Hand zu klopfen, indem er sagte: „Meine liebe Dame, ich weiß das von mir selbst, man sitzt nicht neben einem Arzte ohne ihm etwas zu Rath und Trost abzufragen, selbst der Gesundeste thut's — Frau Mutter hat Sorge um das Liebste, ein Arzt ist ein Vertrauensmann, Sie sind so jung und edel, daß selbst der Fremde Ihr völliges Wohlsein wünscht." —

Der anwesende junge Mitreisende schien der jüngeren Dame am Meisten Gêne zu veranlassen, denn da sein eigenes Schweigen und scheinbar gleichgültige Benehmen etwas Geheimnißvolles hatte, so fiel mancher beobachtende Seitenblick der Verschleierten, auf ihn, zumal eine junge Dame überall keinen unwillkommneren Zeugen bei der Besprechung persönlicher Zustände hat, als eben einen jungen Mann. —

Der schrillende Pfeifenton unserer Locomotive kündigte an, daß wir vor dem Bahnhofe der Hafenstadt angekommen seien; die Unterhaltung im Wa-

gen stockte, da die Erwartung des Stillhaltens und die unwillkürliche Neigung, einen Blick nach dem Ziele zu werfen, auch uns beherrschte. Wenige Minuten später hielt der Zug, die Thür wurde geöffnet und die aussteigenden Menschen füllten drängend die eben noch verödete Halle. Die Damen nickten mir einen flüchtigen Abschied zu, der junge Mann verlor sich in der Menge. Der Officier trennte sich von der jungen Dame, indem er meinte, sie würden sich wol auf der Insel wieder treffen, und kam dann zu mir mit der Frage, wo ich zu logieren gedächte. — Er empfahl mir aber sofort ein ihm bekanntes Hôtel und ich folgte ihm dahin, da ich vorher keine Wahl getroffen hatte.

Erst am anderen Morgen fuhr das Dampfschiff nach der Insel ab, ich fand also Zeit, mir die große Kaufmannsstadt im Glanze der schon längst angezündeten Gasflamme näher anzuschauen. — Ich liebe es, an einem fremden Orte bald möglichst Spaziergänge durch die Straßen zu machen, man orientirt sich nicht allein in der Localität, sondern auch in der Sitte der Einwohner, denen man im Vorbeigehen in Thür, Fenster und Leben schauet. Am Liebsten trete ich solche Wanderungen allein an und es war mir deßhalb ganz gelegen, daß der Officier mir nach dem rasch eingenommenen Essen erklärte, wie sein Rheumatismus ihm nicht erlaube, mich zu begleiten. — Um acht Uhr ging ich, ohne irgend

Jemand nach den Sehenswürdigkeiten zu fragen, in die Stadt; die Dämmerung des ersten Augustabends kämpfte noch mit dem strahlenden Scheine der Gasflammen, die ihre Lichtfülle aus den hohen Ladenfenstern verschwenderisch über die Straßen gossen und fast die städtischen Laternen überflüssig machten.

Ich mochte bereits eine Stunde umhergegangen sein, als ich vom Hafen in die tieferen Stadtgegenden zurückgekehrt, den Thurm aufsuchte, den ich mir zum Merkzeichen genommen hatte, um daran die Nähe meines Gasthofes wieder zu erkennen. Unerwartet stand ich vor einer großen Apotheke, wo im hellsten Gaslichte viele Gehülfen vor ihren Receptirtischen arbeiteten und ich bemerkte, daß man auf einem Marmortische über auflodernden Flammen ohne Rauch kochte und stets siedendes Wasser für Infusionen vorräthig hatte. Die Spiegelscheiben der Thür und Fenster ließen mich tief in das heller als vom Tageslichte erleuchtete Treiben der Apotheke spähen. Die Wahrnehmung aber, daß auf dem Marmortische, der hier die Stelle eines Herdes vertrat, Schlauchröhren in eiserne Behälter liefen, die einem geschlossenen Feuerbecken oder einer Spiritusmaschine zum Kaffeekochen glichen, aber auf ihrer Oberfläche eine bläuliche, hochlodernde Flamme, welche ganz der Spiritusflamme ähnlich sah, ausströmten, erregte meine Wißbegierde, da es mir von der Straße aus nicht klar wurde, wie das Gas

ohne Leuchtschein auf die breite Fläche des Kochbeckens vertheilt werde. Meine ärztliche Persönlichkeit verleugnend, trat ich in die Apotheke ein, um eine Kleinigkeit zu kaufen und dabei die eben erwähnte Einrichtung in der Nähe zu betrachten. —

Es waren viele Leute vor dem Verkaufstische, um Medicinen abzuholen oder für das Haus Apothekerwaaren einzukaufen; ich wurde gar nicht beachtet und gewann hinlänglich Zeit, die Kochapparate zu beschauen. Hier sahe ich denn zum ersten Male, was man gegenwärtig schon in großen Städten ziemlich allgemein in Haushaltungen hat, nämlich das Hinleiten des Leuchtgases in den hohlen Raum eines Wärmers, wo sich dasselbe mit atmosphärischer Luft verbindet und dann nach Oben durch ein feines, eisernes Sieb, welches, wie bei den Davy'schen Sicherheitslampen der Bergleute, das Entzünden des Gases im inneren Raume verhindert, in hoher, heißer und bläulicher Flamme ausströmt.

Noch mit wohlgefälligem Interesse in meiner Aufmerksamkeit an diesem Gegenstande haftend, hörte ich plötzlich eine Stimme in der Nähe rufen: „Herr Doctor! man sucht Sie!" Aufblickend gewahrte ich einen jungen Mann, mit einigen, eben empfangenen Recepten in der Hand, über die vor mir stehenden Leute den Kopf emporstrecken und sich bestreben, mit kurzsichtig verkleinerten Augen mir nahe zu kommen. — Er hielt dabei die Hand

mit den Recepten hoch auf und rief einigen Personen zu: „In einer Stunde ist's fertig!" Ich aber erblickte zu meiner Ueberraschung auf den obersten, mir gerade zugekehrten Recepte den blauen Trockenstempel, die mir bereits bekannte Schlange darstellend.

„Man sucht Sie, Herr Doctor!" wiederholte der Provisor eilig, die Blicke kaum von dem Thun der anderen Gehülfen ablenkend, die er zu überwachen schien — „der Hausknecht vom Hôtel Bremen ist in Ihrem Hause gewesen, zwei fremde Damen verlangen nach Ihnen, eben war der Diener hier um die Bestellung abzugeben, falls Sie vortreten sollten. Es sei sehr eilig!"

Ich hatte verschiedene Fragen auf den Lippen, namentlich die: „Kennen Sie mich?" Ich konnte aber nicht zu Worte kommen, denn der junge Mann wurde gerufen und hatte eben nur die Zeit, eine kurze Entschuldigung im Forteilen auszusprechen. — Gleich darauf sahe ich, wie er an einer entfernten Glasthür, durch die ein ältlicher Herr hereingetreten war, diesem über eine Rechnung Auskunft geben und wahrscheinlich eine unangenehme Rückäußerung gehört haben mußte, denn er entfernte sich mit gerötheten Wangen und verdrießlicher Eile hinter die hohe Wand eines Receptirtisches.

Der Gedanke an die beiden Damen, mit denen ich am Spätnachmittage gefahren war, wurde die

erste Folge der unerwarteten Bestellung; daß ein Irrthum zu Grunde liegen müsse, daß, statt meiner, die Person des Doctors mit der Schlange gemeint sei, daß wol gar eine große Aehnlichkeit in der äußeren Erscheinung zwischen ihm und mir obwalte, dies durchkreuzte meinen Kopf, zumal ich an die Anrede des fremden Herrn auf dem Perron der vorletzten Station dachte, welcher mich für einen Befreundeten, wol gar seinen eigenen Arzt gehalten haben mußte. Um meinem Doppelgänger zu begegnen und die Schlange der Hygiea in ihrer Enthäutung und wahren Gestalt kennen zu lernen, beschloß ich sofort nach dem Hôtel Bremen zu gehen und zu erfahren, ob die beiden Damen wirklich meine Reisegefährtinnen seien. Ein kleines Abenteuer ist auf der Reise niemals unangenehm. —

Unbeachtet entfernte ich mich aus der Apotheke und fragte nach dem Hôtel Bremen den ersten mir Begegnenden, der zufällig ein Briefträger war. Er bezeichnete mir eine lange Reihe von Straßen, woran ich die ziemlich bedeutende Entfernung abnehmen konnte: „Noch ein Wort," sagte ich zu dem Eiligen, der eben in ein Haus schlüpfen wollte, „kennen Sie wol einen hiesigen Arzt, der seine Recepte mit einer blaugedruckten Schlange zu stempeln pflegt?"

„Ich bin gottlob gesund, mein Herr und habe keine Recepte nöthig gehabt," antwortete der Briefträger — plötzlich aber blieb er in der Hausthür,

deren Steintreppe er schon bestiegen hatte, stehen und sprach: „Mir fällt ein, ich habe Briefe der Stadtpost in Händen gehabt, worauf eine solche Schlange, wie Sie beschreiben, gestempelt war.“ — Dabei ließ er im Scheine der über uns strahlende Gasflamme sein Packet Briefe durch die Finger laufen, murmelte: „hier ist nichts,“ und eilte in das Haus.

Ich fragte mich nach dem Hôtel Bremen in einen ganz anderen Stadttheil hinein. Ich muß gestehen, daß die Neugier, der Hygieischen Schlange zu begegnen, mich für den Augenblick mehr, als die Damen beschäftigte. Endlich stand ich auf einem freien Platze, der Fronte eines Hauses gegenüber, das unter der Beletage die Worte: „Hôtel Bremen“ in riesenhaften Buchstaben trug. Fast alle Fenster waren erleuchtet, in den unteren Gastzimmer erschien es sehr lebendig, man saß an langer Table d'hote, nebenan spielte man Billard. Ich trat auf die Diele, ein Portier stand hier und redete mit einem Mädchen. An ihn adressirte ich mich.

„Wohnen hier Damen, welche einen Arzt verlangt haben?“

„Ja — es ist gut, daß Sie kommen. Der Hausknecht hat Sie schon gesucht, wollen Sie nur auf Nro. 17 gehen, zwei Treppen hoch, links!“ Der Portier führte sein Gespräch mit dem Mädchen weiter und nahm keine weitere Notiz von mir. Ich

stieg die hellen Treppen hinauf, hatte die bezeichnete Thürnummer bald gefunden und hörte im Zimmer ein leises Schluchzen und Seufzen. Auf mein Anklopfen wurde die Thür mit vorsichtiger Hand geöffnet und ein Damenkopf spähete heraus, in welchem ich sofort die ältere, blonde Reisegefährtin wiedererkannte. Sie stutzte und sprach, halb in Verlegenheit, halb in der Freude, mich zu sehen: „Ach! mein Herr, logiren Sie auch in diesem Hause? Sie haben gewiß vom Zufalle meiner Tochter gehört, rathen Sie mir, da unser Arzt ausbleibt.“

„Ich meinte, Sie hätten mich rufen lassen, ich logire in einem ganz anderen Stadttheile; in einer Apotheke sagte man mir, daß ich im Hôtel Bremen erwartet würde.“

Die Frau stutzte und sprach im Tone der Ueberraschung: „So wären Sie der Arzt mit der Schlange selbst. Und hätten unterwegs es nicht eingestehen wollen.“

„Mit Nichten, ich kenne Ihren Arzt nicht, vielleicht führt eine neue Irrung mich hierher.“

Die Frau trat auf den Corridor heraus, zog die Thür vorsichtig hinter sich zu und flüsterte: „Sie sehen mich etwas verlegen, mein Herr, erlauben Sie mir, Ihnen darüber Auskunft zu geben. Die Zufälle meiner Tochter erregen mir weniger Unruhe, als das Geheimniß, womit der Zufall den Arzt umgibt, den ich suche. Die Fahrt auf der

Eisenbahn hat meine Tochter so nervös gemacht, daß sie, eben im Hôtel angekommen, heftig weinen mußte; ich kenne das, damit beginne ihr Krampfübel, das dann schnell in wunderliche Gefühle und Einbildungen übergeht. Ich mußte den Arzt rufen lassen und kannte seinen Namen nicht; nichts als die blaue Schlange konnte ich als sein Merkmal angeben; — ich fragte den Wirth, den Thürsteher, Niemand errieth daraus in dieser großen Stadt den Arzt, den ich suchte. Ich kam in meiner Noth auf den Gedanken, den Hausknecht mit dem Recepte, das ich Ihnen unterwegs zeigte, nach der nächsten Apotheke zu senden, hier mußte man doch die Signatur kennen; — der Hausknecht kam nach langer Zeit wieder, erzählte, daß der Apothekergehülfe ihn mit einem Zettel, worauf der Name geschrieben gewesen, in einen entfernten Stadttheil geschickt habe. Der Doctor ist nicht zu Hause gewesen, sein Diener aber hat es übernommen, ihn zu benachrichtigen — aber den Namenszettel hat der Hausknecht dem Diener gelassen — eben habe ich ihn wieder fortgeschickt, um mir Namen und Wohnung des Arztes von dem Apotheker noch einmal aufschreiben zu lassen. — Ach! hören Sie, meine Tochter schreiet auf, treten Sie herein, helfen Sie vorläufig, durch Ihren Rath."

Sie öffnete behutsam die Thür, lauschte in das Zimmer und winkte mir, ihr zu folgen. — Das

Gaslicht drinnen war durch die Schraube so viel als möglich gedämpft, sein kleiner Lichtpunkt warf nur ein Dämmerlicht auf den hinteren Theil des Zimmers, wo die schöne, brünette Jungfrau auf einem Sopha halb sitzend lag und sanft stöhnte.

„Siehe, liebe Marie, der Herr Medicinalrath, welcher heute mit uns gefahren ist, hat von Deinem Unwohlsein gehört und kommt, um sich nach Dir zu erkundigen. Nun ermuntere Dich, liebes Kind, unser Arzt ist noch nicht zu finden gewesen, dieser Herr ist so freundlich, Dir einstweilen Linderung zu geben.“ Diese Worte der Mutter, mit großer Herzlichkeit an die Tochter gerichtet, hatten die Folge, daß Marie das Haupt etwas erhob und bei meinem Anblicke sich in die mehr sitzende Stellung begab; dann aber sprang sie auf, flüchtete schwankend gegen das Fenster und rief mit leidenschaftlichem Unwillen: „Ist denn mein Leiden schon hier stadtkundig geworden? Mutter! Du sprichst gegen alle Welt davon!“

Die zärtliche Frau folgte ihrer Tochter, einer edlen Junogestalt, faßte deren zitternde Hand und suchte zu beruhigen, indem sie nach mehren sanften Liebesworten hinzufügte: „Hast Du mir nicht gesagt, als wir den Eisenbahnwagen verließen, daß Du zu dem Herrn Medicinalrathe Vertrauen haben könntest, daß nur die andere Gesellschaft im Wagen Dich abgehalten habe, ihn auf Deinen Zustand an-

zureden? Nun siehe, liebe Marie, der Zufall führt ihn uns zu."

„O! Mutter, ich kenne Deine Sorge und Güte. Du hast zu ihm geschickt — o! warum muß ich Dich so oft quälen, aber ich kann ja nicht anders!" rief Marie mit bittendem Tone und schlug ihre schönen Arme um die Mutter.

„Mein Fräulein," nahm ich das Wort, mich ihr nähernd, „einem Arzte sind solche Zustände keine ungewöhnliche Begegnisse, ich werde der Behandlung meines unbekannten Collegen, an den Sie adressirt sind, nicht vorgreifen, aber vielleicht kann ich Sie als ein Mann Ihres Vertrauens beruhigen und Ihrem Arzte als Mitberather dienen."

„Wie heißen Sie mein Herr?" fragte Marie, wobei sie ihr Haupt, von schwarzen, lang niedergefallenen und derangirten Locken umflossen, mit dem Ausdrucke unwillkürlicher Hoheit und schönsten Adels auf mich richtete und die schwarzen Augen beherrschend meinem Blicke begegneten.

Ich nannte meinen Namen. Tochter und Mutter horchten gleichgültig auf, sahen sich betroffen, unsicher an, betrachteten mich mit Neugierde und Freude — Marie trat einen Schritt näher und zögerte dann wieder — „Ist Ihnen mein Name bekannt oder wie soll ich Ihre Ueberraschung deuten?" fragte ich.

„Ja, wir sind überrascht," nahm die Mutter

das Wort, „an ihren Namen knüpfen sich die dankbarsten Empfindungen einer Familie, die mit uns eng verwandt geworden ist, Sie haben auch uns schon eine Wohlthat erzeigt.“

„Ihnen schenke ich mein ganzes Vertrauen,“ setzte Marie schnell hinzu und drückte mir die Hand.

„Und darf ich um Ihren Namen bitten?“ erwiderte ich.

„Haben Sie nicht früher als Professor in *** gelebt?“ fragte die Frau lebhaft und mit glücklicher Miene, „haben Sie nicht in der Klinik den Kaufmann W. durch eine furchtbare, aber glückliche Operation von einem Leiden befreiet, das sein Leben bedrohte, haben Sie nicht einen jungen Studenten, der im Duell schwer verwundet wurde, die weggehauene Nase wiederersetzt?“

„Ja, ja, ich erinnere mich —“

„Ich bin die Finanzräthin P. — jener Kaufmann ist der Mann meiner Schwester geworden, jener Student ...“

„He!“ fiel ich ein, „ich errathe — er hieß P . . er war aus dem Anhaltinischen . . .“

„Er ist mein Sohn, der damals Jura studirte und jetzt Auditor geworden ist — mein seliger Mann war zur Zeit des Unglücks nach der Universitätstadt gereiset, was Ihnen bekannt geworden, Sie haben den Eltern, der Welt den entstellten und geheilten Sohn wiedergegeben — wie freue ich mich

Ihrer Bekanntschaft, wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig!"

„Meine werthe Frau Finanzräthin!" unterbrach ich die lebhaft ihre Gefühle äußernde Frau „schlagen Sie meine Leistungen nicht zu hoch an, jeder andere geübte Operateur würde es mir gleich gethan haben — ich freue mich nur, daß ich von dem Wohlsein meiner einstigen Patienten erfahre." Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als Marie mit unterdrücktem Schluchzen und bleichem Gesichte an die Brust ihrer Mutter sank, mühevoll aufathmete, nach Luft rang und das Haupt auf deren Schulter drückte. Wir führten sie in den Sopha zurück, wo sie bald den Krampfanfall überwand und mich traurig, schweigend, hülfesuchend anlächelte. Ich setzte mich neben sie, faßte ihre brennende, trockene Hand und suchte vorsichtig die näheren Umstände ihres Leidens auszufragen. Sie sahe mich groß an, schüttelte mit dem Kopfe und seufzte: „Ach! Sie können mir doch nicht helfen. Der Körper ist es nicht, der leidet!"

Die Mutter begann jetzt, mit einem Eifer, der ihr Herz zu erleichtern schien, zu erzählen, wie ihre sonst immer gesunde, heitere und beschäftigte Tochter allmälig während einer Lectüre, in welche sie sich immer tiefer und mit einer krankhaften Leidenschaft hineingelesen habe, nervös und traurig geworden sei, daß sie von Zweifeln, die ihr Denkver-

mögen und Gefühl quälten, zur Einsamkeit, zum gewaltsamen Nachdenken getrieben, aufgeschreckt, zum Weinen, zu Krampfanfällen und endlich einer Gemüthsverstimmung gekommen sei, welche sich durch Angst und große Gleichgültigkeit gegen frühere Weltfreude und liebe Gewohnheiten äußere und nur an Grübelei über abstracte Dinge Wohlgefallen finde. Marie unterbrach diese Mittheilungen ihrer Mutter mit der plötzlichen Frage an mich: „Sie sind ein Kenner der menschlichen Natur, haben Sie auch die Seele des Menschen im gesunden und kranken Zustande studirt?“ Dabei brannten ihre dunkeln Augen forschend auf meinem Angesichte.

„Allerdings,“ erwiderte ich „der ganze Mensch ist weder Leib noch Seele allein, sondern beides in Einem, wie drei Linien und drei Winkel das Dreieck darstellen. Leib und Seele bedingen sich gegenseitig in der Erscheinung der lebenden Menschen dieser Erde, darum sind wir Aerzte ja oft in der Lage, Seelenverstimmungen durch den Leib, dagegen leibliche Zustände durch die Behandlung der Seele zu heilen.“

„Deshalb sind Leib und Seele Eins?“ fuhr Marie hastig fort „wie das Licht dort Materie und Glanz ist — nehmen wir ihm den Stoff, so ist auch jegliche Wirkung verschwunden.“

„Ganz recht, die Wirkung, welche der Stoff in seinem jedesmaligen Zustande hervorbringt; —

aber das Licht läßt dennoch etwas zurück, was Sie nicht sehen können, nämlich ein luftförmiges Wesen, Kohlensäure genannt; so bleibt auch nach dem Zerfallen des sichtbaren Leibes ein Wesen zurück, für dessen Wirkungen wir kein irdisches Wahrnehmungsvermögen besitzen, ein Wesen, das wir Seele nennen."

„Was?" fragte Marie leidenschaftlich meinen Arm ergreifend. „Sie sind Arzt und Naturkenner und glauben an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode?"

„Mit vollster sittlicher und religiöser Ueberzeugung."

„Dann sind Sie mein wahrer Arzt, aber Ihre Ueberzeugung muß unumstößlich sein."

„Ich bin erstaunt, wie ein junges Mädchen an einer Zuversicht zweifeln kann, die schon das Gefühl der Religion und Sitte in uns festigt und namentlich dem weiblichen Gemüthe unentbehrlich ist. Haben Sie etwa philosophische Schriften gelesen, die ihre Logik erschütterten und Ihr Herz mit speculativen Verstandesresultaten bedrängten?"

„Könnten Sie philosophische Behauptungen, welche von Thatsachen unterstützt werden, widerlegen?"

„Sobald Sie eine Unsterblichkeit der menschlichen Seele leugnen wollen, dann kann ich sie widerlegen."

„Ich will Sie darüber hören, o! ich flehe Sie

an, verschließen Sie mir das Rettungsmittel Ihrer besseren Wissenschaft nicht, sehen Sie meine Seele ist gereizt, gefoltert von furchtbaren Zweifeln, darum ist auch mein Körper krank, denn die Seele ist ja nur die Kraftäußerung der Materie, wie der Magnet im Eisen."

„Der Vergleich möchte wol nicht ganz passen; chemische und physikalische Kräfte sind nur Wirkungen verschiedener Stoffzustände; sie ändern sich und ruhen, wenn die materiellen Zustände, mögen sie ihre chemische Zusammensetzung oder physikalischen Eigenschaften, wie Wärme, Licht, betreffen, sich verändern. Zerstören wir eine durch feuchte Leiter vermittelte Berührung von Zink und Kupfer, so hört das geheimnißvolle Wesen, welches wir Galvanismus nennen, auf; nicht aber die Seelenthätigkeit, wenn wir unseren Körper der chemischen Zerstörung überlassen müssen.

„Und Sie können eine bewußte Existenz der Seele nach dem Tode beweisen, Herr! spiegeln Sie mir keine Scheingründe vor, wissen Sie, es hängt mein Lebensglück oder mein Elend davon ab — aber Sie müssen mir durch die Natur selbst den Beweis liefern — das ist das rechte Recept für mich!"

„Ich wiederhole, daß ich nicht begreife, wie eine junge, für das Lebensglück so reich ausgestattete Dame auf solche Gedanken verfallen konnte.

Ich vermuthe fast, daß Ihr Körper secundär leidet, erst in Folge Ihrer Gemüthspein. Das Grübeln und die ängstliche Unruhe, ein gefürchtetes Resultat des Denkens als Wahrheit in sich aufnehmen zu sollen und vergebens nach der Rettung Dessen zu ringen, was uns lieb geworden ist, diese Qual unseres eigenen Zwiespaltes zerrüttet das sensible Werkzeug der Seele, die Nerven, und wo diese einmal in ihrer organischen Wechselwirkung mit dem Bewußtsein durch eine gesteigerte Empfänglichkeit für Eindrücke das Gleichgewicht zwischen Reception und Reaction verloren haben, da werden tausend kleine Vorgänge des Blutlebens, der Verdauung, der Absonderung, als Nervenreize empfunden und das Seelenleben in steter Vibration erhalten. Da entstehen Angst und Beklemmung, weil das Blut zum Herzen dringt, oder Ohnmacht, weil es vom Gehirn abströmt, oder Sinnestäuschungen, weil die Nerven der Sinne einen organischen Reiz erfahren, oder Krampf, weil die reizbare Muskelfaser die Entladung der Bewegungsnerven erfährt: — mein Fräulein, Sie machen Sich wahrscheinlich durch Ihr Gemüth auch körperlich krank und ist einmal der Körper leidend geworden, dann influirt er, doppelt zurückgebend, auf die Seele und hält sie in steter Aufregung und Schwankung."

„So ist's," seufzte Marie, „ach! Sie haben dasselbe behauptet, was ich widerlegt haben wollte;

— der Organismus stimmt die Seele, eine von äußeren oder inneren Eindrücken gereizte Nervenfaser bestimmt unser Vorstellen, unser Empfinden und Wollen — o! mein Gott! das Entsetzlichste ist eine Wissenschaft der Beobachtung geworden."

„Marie, ich bitte Dich," rief die Mutter betrübt, „höre doch den Herrn erst an, erzählen wir ihm nur die Ursache Deiner Angst."

„Was wollen Sie damit sagen, mein Fräulein — was ist die entsetzliche Thatsache der wissenschaftlichen Beobachtung, welche Sie so aufregen kann?"

Die Jungfrau legte die wächserne, schöne und sanft zitternde Hand auf die Stirn und sahe finsterbrütend, die starken und schwarzen Brauen zusammenziehend, unter stark wogender Brust, vor sich nieder. In demselben Momente klopfte es stark an die Thür und die Sinnende fuhr erschrocken mit dem Haupte empor. Der Hausknecht des Gasthofes trat ein, ein Stückchen Papier in der geschwärzten Hand vor sich hinhaltend. — „Der Apotheker hat den Namen noch einmal aufgeschrieben," sagte er und reichte der entgegentretenden Frau den Zettel hin. Mit Neugier eilte sie damit an die Gasflamme und rief unwillig: „Ach! nun sind wir um nichts klüger, sehen Sie, der Mann hat den Namen bis zur Unleserlichkeit verwischt." Ich näherte mich und sahe, wie eine eilige Handschrift auf das Papier die Adresse geschrieben, der Knecht

aber die nassen Zeilen nicht beobachtet und wahrscheinlich seinen breiten, derben Daumen gerade auf den Namen des Arztes gedrückt hatte, so daß hier nur noch ein großer Dintenfleck zu sehen war, der keine Spur eines Namens zurückließ. Nur das Wort: ... straße war eben noch zu erkennen. „Wieder ein unnützer Weg," sagte die Finanzräthin unwillig zu dem Knechte, welcher sich mit der rauhen Hand verlegen über das Gesicht strich und davon ging. „Sie sehen," wandte sie sich an mich. „Das Schicksal adressirt uns an Sie, nun hören Sie die Geschichte meiner Tochter."

Diese schien zu erwarten, daß ich in den Sopha zu ihr zurückkehre; als sei gar keine Unterbrechung vorgefallen, die sie auch nur gleichgültig an sich hatte vorübergehen lassen, begann sie: „Was ich mit dem Entsetzlichen sagen will, mein Herr? Ist es nicht furchtbar, mit allen seinen Hoffnungen, theuersten Gefühlen mit seinem Glauben und guten Handlungen umsonst gelebt zu haben?"

„Niemand lebt umsonst, mein Fräulein, jeder gute Gedanke, Entschluß, jede gute Empfindung und That ist ein unvergänglicher Baustein zu unserer Entwicklung. Die Summe aller unserer kleinsten, bewußten Gefühls- und Willensakte giebt unserer Seele die Form und Bedeutung, welche wir Persönlichkeit nennen, gleichwie der chemische Körper von der Quantität und Qualität, von Zahl und

Eigenschaft der Elemente abhängt, welche sich in ihm verbunden haben."

„Um wieder zu verwittern und zu zerfallen," setzte Marie mit Bitterkeit hinzu.

„Ja — weil es ein bewußtloser Körper ist, der allein der Erdennatur angehört."

„Und ist das Thier nicht seines Daseins sich bewußt, wenn es, wie der Hund oder das Pferd, seinem Herrn anhängt, mit ihm trauert oder sich freuet, ihm das Leben zu vertheidigen sucht, seinen Wink oder Blick versteht. Kunstfertigkeiten lernt und sich in menschliche Gewohnheiten und Launen schickt. Was unterscheidet es vom Leben der Menschen? Kann ein kluges Thier nicht denken, wählen, überlegen, hat es nicht Gedächtniß und Gefühl des Stolzes? Es zerfällt, wie der Krystall, Niemand mag ihm Unsterblichkeit zuschreiben."

„Und doch ist der Unterschied ein gewaltiger, mein Fräulein — der Mensch ist ein ganz anderes Wesen, in ihm lebt ein Funken aus der höheren Welt des Geistes, der nur durch diese Natur hindurch brennt, um als Flamme und Licht wieder in anderen Regionen zu leuchten."

„So redet der menschliche Egoismus, der seine eigene Besorgniß damit niederschlagen will."

„Nimmermehr, so redet die Religion, die Wissenschaft, die Vernunft, die Selbsterkenntniß, der Glaube an uns selbst zu uns; mein Fräulein, Sie

befinden sich auf einem gefährlichen Irrwege, nun begreife ich Ihren Krankheitszustand, Ihre Seele ist durch scharfe Widersprüche tief verwundet."

„O, Marie!" fiel die Mutter mit flehendem Tone ein, „bleibe bei unserer Religion, Sie verheißt uns Allen ja ein ewiges Leben und Gottes Gnade!"

„Wozu hat der Mensch seine Vernunft, wenn er sie nicht zum Selbstdenken gebrauchen soll? Und das führt ihn auf Zweifel an den überlieferten, unbewiesenen Lehren."

„Ich merke, mein Fräulein, Sie sind ein Opfer jener Menschenweisheit geworden, welche heutiges Tages in Büchern und auf Lehrstühlen Alles zu negiren sucht, was die trübe Brille der Vernunftwissenschaft und das kurzsichtige Auge der materiellen Erfahrung nicht zu begreifen vermag — was haben Sie gelesen, wem danken Sie Ihre trostlose Aufklärung?"

Marie sahe mich streng an, als beobachte sie meine Miene, um daraus die Fähigkeit zu taxiren, welche meinen entschiedenen Widerspruch glaubwürdig oder doch berechtigt machen könne. „Herr Doctor!" sprach sie dann „gehören Sie der neueren exacten Naturwissenschaft an, haben Sie wol Schriften von Gelehrten gelesen, welche sich Pantheisten nennen, kennen Sie auch die Schriften von Novalis, Hölderlin, Bettina, von Strauß und Feuerbach?"

„Ich kenne sie genau und Sie sehen an mir, daß ich trotz dem meiner entgegengesetzten Ueberzeugung treu geblieben bin, während Sie jener Lectüre unbedingt zu huldigen scheinen — es taugt nichts, wenn eine junge Dame solche philosophische und kritische Schriften allein mit dem Gefühle in sich aufnimmt, ohne die leitenden Grundsätze der Prüfung, welche der wissenschaftlich vorbereitete Mann allein besitzen kann, als kritischen Führer zur Seite zu haben. Die weibliche Erziehung ist auf solche Lectüre nicht zugeschnitten."

„O! es giebt auch hochbegabte Männer, welche an der Ueberlieferung zweifeln, nur fehlt mir die Stärke, ich fühle es, um das entsetzliche Resultat des Nachdenkens mit Ruhe, Hingebung und Selbstständigkeit zu tragen."

„Liebe Marie," hub die Mutter an, „der Herr Medicinalrath muß Dein Schicksal erfahren, laß mich ihm erzählen, wie das Alles so gekommen ist." Und als die Tochter keine Einrede machte, fuhr sie, mit dem Stuhle näher zu mir rückend fort: „Erfahren Sie denn, meine Tochter war mit einem jungen Privatdocenten in H. verlobt; er ist Naturforscher und schreibt viel, seine Richtung war uns unbekannt, mein Sohn, sein Studienfreund, führte ihn uns zu. — Er las mit meiner Tochter den Faust von Göthe, die Briefe Schleiermachers über die Lucinde, den Roman Günderode von Bettina,

den Hyperion von Hölderlin, den Osterdingen von Novalis, ich hörte sie über Schelling reden, dann über Jesu Leben, das Strauß für ein Mythe erklärt; er unterhielt uns oft über Naturwissenschaft und meine Tochter gewann ein so großes Interesse daran, daß sie mit der Leidenschaft ihres lebhaften Temperamentes die Schriften studirte, welche ihr Verlobter brachte. Schon einige Male hatte ich von Marien Aeußerungen gehört, die ich nicht recht verstand, zum Beispiele, daß es außer der Welt keinen Gott geben könne, daß die Erscheinung das Göttliche selbst sei — daß ohne Körper keine Lebenskraft existiren und der Mensch nur in der Natur Anfang und Ende finden könne. Ich flehete Marie an, mit mir zum heiligen Abendmahle zu gehen, sie that es zu meiner Beruhigung aber ohne Erquickung für sich; sie wurde immer stiller, einsamer, gedrückter und grübelnder, mit einem schweren Blicke des geheimsten Leidens empfing sie den Besuch ihres Verlobten, wenn er von der nahen Universität herüberkam, mit schmerzlichem Lächeln einer geheimnißvollen, scheinbaren Ruhe entließ sie ihn. Oft fand ich sie über Büchern träumend, oft weinend und kummervoll. Sie verlor die Freude am Dasein, an den Gewohnheiten, die ihr angenehm gewesen, am Klavierspiel, an glücklichen Nachrichten, an der Arbeit, an der Tugend Anderer, die sie früher bewunderte. Ihr Gefühl wurde leidend, die Augen bekamen etwas Fremdes.

— Der Arzt nannte es eine Entwicklungskrankheit, verordnete Arznei, Bad und Bewegung, aber Marie blieb bei ihren Büchern und in ihrer einsamen Selbstqual."

„Ach!" seufzte Marie, die Hände auf der Brust faltend, „ich bin in einem undurchdringlichen Walde, alle Bäume und Blumen winken mir, tausend lebendige Augen sehen mich freundlich an, aber ich erblicke keinen Himmel, keine Ferne, der Raum um mich und mein Herz in mir ist so beengt — könnte ich doch eine Gewißheit finden für meine Furcht — ach! Alfred war so gewiß in seiner Ueberzeugung, so froh in seiner Welt, die er mit mir theilen wollte — warum verfolgte mich ein so drohendes Gespenst, warum konnte ich nicht selig sein!"

„Mein Fräulein, das Gespenst des Gewissens, der eingeborenen, instinktmäßigen Wahrheit, das Gespenst der weiblichen Gefühle, hat Sie beunruhigt; wohl Ihnen, daß Sie Ihre innerste Natur in den Kampf mit der Weltklugheit führten, es zeugt mir für Ihre Heilung."

„Heilen Sie mich, aber mit Ueberzeugung."

„Mein Sohn," fuhr die Mutter fort, „kam, nach längerer Abwesenheit vom Auslande zurück, er erschrak über seiner Schwester Veränderung, horchte die Ursache aus und redete den Verlobten darauf an. Es kam später zu einem heftigen Auftritte zwischen Beiden; mein Sohn nannte ihn einen Vam-

pyr am Seelenleben seiner Schwester, er, der junge Naturforscher beklagte die orthodoxe Beschränkung meines Sohnes; es steigerte sich das Verhältniß der bisherigen Freunde zu einem völligen Bruche. Marie litt mehr als jemals dabei, sie beschwor ihren Verlobten, dem Bruder Rechenschaft über alle Lehren zu geben, die sie in eine Welt führen sollten, in der er ihr Liebe und Licht verkündigte, aber wo sie schon am Eingange erbebte — er erklärte, daß so wie er, alle Männer der neueren Wissenschaft dächten, weil diese die Vernunft an unabweisbare Thatsachen führe. Marie wurde irre an ihrer eigenen Vernunft, da sie den Zwang fühlte, womit sie der Vorstellungsweise ihres Geliebten mit widerstrebendem Herzen folgte. Ihr Zustand nahm jetzt den Charakter der Krankheit an, ich bat den Verlobten, eine Zeit lang unser Haus zu meiden. Er antwortete mir, daß er mit einem Weibe, das er liebe und glücklich machen wolle, nur in einer und derselben Welt leben könne, daß sie das Dasein völlig, übereinstimmend auffassen müßten und Marie zu jenen schwachen Naturen gehöre, die am Köhlerglauben hingen. Das beleidigte uns empfindlich, mein Sohn schrieb einen heftigen Brief an ihn, er antwortete kühl und vermied uns seitdem — Marie aber liebte ihn dennoch, sie quälte ihre Seele, um sich von den Zweifeln an der Wahrheit der neuen Lehre zu befreien, um sich in der Lossagung von ihrem Gotte

und in der Welt der naturwissenschaftlichen Aufklärung fest, selbstständig und zufrieden zu fühlen, sie las, dachte, zwang ihre Vernunft, Begriffe und Thatsachen anzuerkennen, gegen die das weibliche Gemüth sich sträubte, sie wollte den Frauen nachfühlen, die eine Welt des Diesseits priesen und darin glücklich waren."

„O!" fiel Marie glühend ein, „warum konnte ich nicht wie Bettina von Arnim ausrufen, glücklich ausrufen: „„Gott ist Mensch geworden im Geliebten, Genuß des Lebens ist Gebet, Gott ist die Welt, nur das Wissen ist Allmacht, nur Freiheit ist Seligkeit! Denken ist Religion, Kunst ist Offenbarung, die Geistesallheit, der Weltgeist ist Sein und Ziel von Allem, Liebe ist Selbsterlösung von der Nacht des Daseins.""

„Mein werthes Fräulein," nahm ich das Wort, „was Sie da eben citiren, sind in meinem Ohren nur hohle Phrasen, die einem wissenschaftlichen Manne gegenüber nur wie Gefühlsträume eines überschwänglichen Weibes klingen, das gerade Dasjenige verloren hat, was ein Weib vor Allen schmückt und gesund erhält, die religiöse Empfindung und deren sanften sicheren Frieden. Die Frauengestalten zu Bethanien sind die herrlichsten Lebensbilder christlicher Weiber und gegen sie erscheinen alle solche pantheistische, mit dem Weltgeiste buhlende Frauen wie Schattenbilder im Zwielichte der trüben

Menschenweisheit. Solche Phrasen können Niemand überzeugen. Sie redeten von Thatsachen, mein Fräulein, die Ihnen der Naturforscher aufgedrungen habe, ich bin begierig, diese kennen zu lernen, auch ich glaube die Naturwissenschaft beurtheilen zu können und wüßte nicht, was sie gegen Gott und Religion unternehmen möchte."

Marie sann einen Augenblick nach und fragte mich dann: „Haben Sie die neuesten Entdeckungen im Nervensystem wol studirt? Kennen Sie die Erfahrungen der Forscher über Stoff und Kraft?"

„Gerade diese Gegenstände haben in letzter Zeit die Wissenschaft viel beschäftigt und ich glaube vermuthen zu dürfen, daß Ihr Verlobter zu denjenigen Materialisten gehört, welche mit den rauhen Steinen einiger Beobachtungen am Stofflichen den ganzen Himmel zu bauen zu können vermeinen."

„Ja — ja! Materialismus nannte er die neue Lehre; der er huldigte, die ich theilen sollte mit ihm, von der er behauptete, daß sie als alleinige Wahrheit bald die ganze Welt beherrschen und alle Verhältnisse reformiren würde," sprach Marie, indem sie sinnend die Stirn rieb und starr in ihren Schooß niederblickte. *)

---

*) Gegenwärtig hat dieser Materialismus der neuesten Naturwissenschaft einen gewaltigen Kampf hervorgerufen;

„O! mein gutes Kind!“ rief ich lächelnd, „wie konnten solche Thorheiten Sie auch nur einen Tag lang in Ihren Seelenfrieden stören, wenn Sie bis dahin in christlicher Gemeinschaft mit Gott gelebt haben!“

Die Ueberlegenheit der sicheren Ueberzeugung, welche in meiner Stimme gelegen haben mußte, riß die Jungfrau plötzlich aus ihrer sinnenden Lage empor, indem sie mich überrascht, mit geöffneten Lippen anstaunte, während die Mutter in glücklichen Eifer ausrief: „Gott sei Dank, Sie hat uns die Vorsehung auf den Weg geschickt! Marie, sprich, was Dir der Doctor als unwiderlegbar aufgedrungen hat!“ Ich faßte die Hand Mariens zutraulich, sahe sie mit gemüthlicher Ruhe an und sprach: „Nun erzählen Sie mir einmal die neuen Verkündigungen der Naturwissenschaft — Sie bemerken, ich fürchte mich nicht davor, obgleich Ihnen die künftige Weltherrschaft dieser Lehren angekündigt worden ist.“

„Ach! Sie nehmen die Sache scherzhaft auf. Das ertrage ich nicht,“ erwiderte Marie streng.

„Nein, nur mit jenem Humor, womit die Philosophen die sich brüstenden Thorheiten der

---

man vergleiche die Bücher: „Köhlerglaube und Wissenschaft“ und „Sonntagsbriefe eines Naturforschers an seine religiöse Freundin.“

Anmerkung des Verlegers.

Welt zu betrachten pflegen. Ich weiß noch nicht, was Sie mir mittheilen werden, muß Ihnen aber schon in Voraus Alles als Thorheit bezeichnen, was sich in seiner Weisheit rühmt, gegen den unsichtbaren, den evangelischen Gott sich aufzulehnen."

„Das sollen Sie mir beweisen," fiel Marie heftig ein, „o! gelänge Ihnen das — aber ach! es würde mich auf ewig von Alfred trennen, ein Weltenraum läge zwischen uns, wie zwischen Stern und Stern. Sagen Sie mir, kann ein Anhänger des Materialismus auch ein guter Mensch sein?"

„Er mag Werke thun, die der Welt nützen, er mag Liebe, Wohlthätigkeit, gute Kräfte üben, aber er wird für christliche Tugend und Aufopferung unfähig sein. Der Materialist ist immer, um seiner Lehre treu zu bleiben, ein egoistischer Mensch. Warum forderte der Verlobte von Ihnen, daß Sie Ihre eigne Welt, Ihre Tempel und Heiligthümer zerstören und in seinen Vorstellungskreis eintreten sollten, warum suchte er nicht, sich in Ihre Welt liebreich hineinzuleben, warum wollte er nichts opfern? Ein Christ denkt an sich selbst zuletzt, wo er für das innere Glück eines Andern verantwortlich wird."

„Ja," fiel die Mutter ein, „mich grauete vor Alfreds Unchristlichkeit, als er einst mit strengem Ernste behauptete, daß ein guter Naturforscher nur ein schlechter Christ ein guter Christ aber nur ein schlechter Naturforscher sein könne."

„Das sind solche beliebte Stichwörter, welche die vernunfttrotzigen Leute gern aussprechen, um gegen die ewige Gottheit sich selbst aufzublähen und vor der Welt zu imponiren. Der liebe Gott läßt sich viel von seinen Geschöpfen gefallen, da er die Einrichtung getroffen hat, daß alles Unwahre und Böse sich durch seine eigenen Consequenzen selbst vernichtet. Aber nun zur Sache, wie heißt die neue Bergpredigt des Apostels der Naturgottheit?"

Marie, welche in diesem Augenblicke bezaubernd schön aussahe, indem sie die schwarzglänzenden Augen emporschlug und die vorgefallene Locke von der Schläfe strich, begann langsam, als rede sie aus einer düsteren Erinnerung: „Alles Leben, Fleisch und Seele, Gefühl und Gedanke, Wahrnehmung und Vorstellung — so lehrte Alfred, so las ich aus seinen Büchern — sind physikalische und chemische und physiologische Functionen, zeitweise Aeußerungen der Stoffverbindungen."

„Dachte ich mir's doch," fiel ich lächelnd ein, „so wie gewisse chemische Verbindungen Kräfte äußeren, welche den einzelnen Bestandtheile nicht zukommen, so wie es chemische Actionen, als zum Beispiele Galvanismus giebt, die aufhören, sobald die Elemente außer Berührung kommen, so giebt es auch Stoffverbindungen sehr feiner Art, die man Nervenmasse, Gehirnsubstanz, nennt, und in denen zeitweise Kräfte, Actionen, bemerkbar werden, die

man „denkende Kräfte" genannt hat — natürlich mit dem Zerfallen der Substanz aufhörend."

„Ja, ja! rief Marie heftig, meinen Arm mit beiden Händen fassend, „so sagte er, so nannte er es eine Thatsache!"

„Ist aber nichts weiter als gottloser Unsinn, eine Selbstüberhebung der menschlichen Sinne, welche sich einbilden, das eine übersinnliche Welt in das Reich der Phantasie gehöre, weil man sie nicht im Labaratorium prüfen und betasten kann."

„Sie sagen das mit solcher Leichtigkeit, aber man hat doch Thatsachen für jene Lehre, wonach das Geistige nur in den Bereich der Naturgesetze gehört, immer nur zeitlich und an die Zustände der sichtbaren Materie gebunden erscheint."

„Lassen Sie hören!"

„Mein Verlobter sagte mir und ich las es aus neuen Büchern, welche er mir brachte, daß es kein selbstständiges, geistiges Princip gäbe, welches den Körper nur als Werkzeug für die Lebenserscheinung auf Erden bethätige, sondern daß alle geistigen Fähigkeiten nur Functionen der Nervenmasse seien, abhängig von der Combination und Unverletztheit der materiellen Organe, daß nicht die geistige Kraft, sondern allein die Materie ewig und unzerstörbar sei und nur in ihren Zuständen verändert werde. Ich hörte, daß die Gelehrten der Neuzeit in der erfahrungsmäßigen Ansicht übereinstimmten, daß ein

freier Wille gar nicht existire, also auch keine Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit, daß wir keinen Augenblick Herr über uns selbst, unsere Vernunft und geistigen Kräfte wären, ebenso wenig wie über die Functionen von Leber und Herz. Nicht eine Selbstbestimmung des Geistes, sondern allein das Gesetz unserer materiellen Zusammensetzung beherrscht uns, was wir in diesem Augenblicke denken, das ist nur das Resultat der augenblicklichen Zusammensetzung unseres Gehirns."

„So lehren Männer, welche mit dem Thiere in gemüthlicher Bestialität Brüderschaft machen," rief ich in unwillkürlicher Entrüstung aus, „freilich, mein Fräulein, müssen Sie mit Ihrem weiblichen Gefühle bei solcher nichtswürdigen Lehre in arge Bedrängniß gekommen sein, denn ein Frauengemüth lebt ganz besonders in einer moralischen Welt."

„Das ist's, was mich in eine furchtbare Verwirrung brachte. Alfred," rief ich, „um Gotteswillen, so gäbe es keine Tugend, keine freie, sittliche Ueberzeugung, keine Strafe des Bösen mehr? Und er erwiderte darauf mit einer Sicherheit, welche mir imponirte: „Um Gotteswillen? — Das ist eine Phrase! — Was ist Gott? Der Inbegriff aller Gesetze, welche die ewige Materie beherrschen. Alle unsere Stimmungen und Handlungen sind Resultate von Zustandsveränderungen unserer organischen

Materie, von inneren und äußeren Nervenreizen, Blutmischung, Circulation, Sinneseindruck. Wo wir mit gesunden Sinnen, mit freier Ueberlegung zu handeln glauben, ist es nichts Anderes, als eine gereizte Gehirnfaser, eine Blutmischung, eine Reihe von organischen Ursachen und Wirkungen — was die Leute der moralischen Phrase Verbrechen nennen, ist nur Krankheit, der Mensch ist nicht zurechnungsfähig, er ist nur Product des Stoffwechsels, Selbsterhaltung ist sein Recht und seine Pflicht, er lebt weder gut noch böse, sondern entweder gesund oder krank. Statt der Strafanstalten soll und wird es künftig nur Irrenhäuser geben, denn Niemand weiß, ob er schon dem Wahnsinn verfallen ist."

„Ihr Lehrer scheint bereits im Wahnsinn zu leben," fiel ich ein; „ein Wahnsinn, der den Anschein der Logik hat, vermag einen klaren Menschen ebenfalls mit fortzureißen. Daß Sie, mein Fräulein, Widerstand leisteten, zeugt von Ihrer gesunden Natur der Seele."

„Aber diese Männer haben Thatsachen, entsetzliche Beweise, die sie jeden Augenblick experimentiren können — Sie reden von electrischen Strömungen in den Nerven, welche im Gehirn als Empfindung oder Stimmung wahrgenommen würden, dann auf Bewegungsnerven nach einer gesetzlichen Statik rückwirkten und Handlungen hervorriefen. Die Gehirnmasse bedinge je nach ihrer Combination und

stofflichen Verstimmung die Zustände des Bewußtseins; Denken und Selbstbewußtsein seien nur Wirkungen dieser stofflichen Gehirnveränderungen, der Wille nur unwillkürlicher Ausdruck einer durch äußere Einwirkungen bedingten Bewegung des Gehirns. — Zu den Naturkräften gehöre aber nicht allein Schwere, chemische Verwandtschaft, Electricität ꝛc. sondern auch Vernunft, Bewußtsein, Wille — hu! ich schaudere vor den Folgerungen zurück!"

„Man wird Ihnen consequenter Weise gelehrt haben, daß ebenso, wie die Eigenschaften und Kräfte gewisser Stoffverbindungen verschwinden, wenn die Elemente wieder getrennt werden, also auch im zerfallenden Gehirne die denkenden, bewußten Kräfte latent werden, das heißt aufhören, wahrnehmbar zu sein — daß also unser Bewußtsein einst in unserer Asche schlummere, bis sie einmal wieder in eine Stoffverbindung aufgenommen werde, die man Gehirn nennt. Ha! ha! ein Gedanke, der nur aus miserablen Gehirncombinationen hervorgehen kann."

„O! lachen Sie nicht," bat Marie, „mein ganzes Leben zittert, dies ist ja gerade der furchtbare Gegenstand meiner Verzweiflung, gegen ihn empört sich Alles, was mir heilig ist. Mutter, gieb mir das Buch, das Alfred kürzlich herausgegeben hat."

Die Finanzräthin stand auf und holte ein Buch aus der Reisetasche. „Ich möchte es Dir gänzlich

aus den Augen entfernen, liebes Kind," sagte sie, mit dem Buche zögernd und es mir in die Hände schiebend.

„Da, wo das Lesezeichen liegt," sprach Marie, „da steht das Entsetzliche, was mich vom Geliebten auf ewig trennt — ach! auf jenen Zeilen sind meine schwersten Thränen eingetrocknet — lesen Sie."

Ich näherte mich mit dem Buche der Gasflamme und fand die gedruckten Stellen: „„Tod ist nur Formveränderung; die aufgehobenen Kräfte kommen stets wieder zum Vorschein, wenn die rechten Verhältnisse eintreten; es giebt Naturdinge mit zeitweilig entwickeltem und unentwickelten Bewußtsein, bewußte und bewußtlose Naturwesen. Die bewußten gehen aus den bewußtlosen hervor, aus dem unorganischen Reiche, sie schlummerten in den Mineralien bewußtseinfähig, durchwanderten von Ewigkeit die verschiedenen Stufen des unbewußten Zustandes, bis sie auf der Stufe des Menschen angekommen, anfingen, sich ihres Daseins bewußt zu werden. Der Mensch gehört mit seinem ganzen Wesen in die Natur, tritt auch mit seinem Tode nicht außerhalb der Natur. Mit seiner Materie zerfällt auch sein Bewußtsein, in den Elementen schlummert es, bis diese einmal wieder unter günstigen Umständen in die Combination eines anderen Menschengehirns eingehen."" Ich habe jetzt genug!" rief ich aus, das Buch zuschlagend und mit

deutlicher Verachtung auf den Tisch werfend; — nach dem Sopha zurückkehrend fuhr ich fort: „diese Ansichten sind nichts Neues, sondern eine alte Lehre, die gegenwärtig nur mit der Maske naturwissenschaftlicher Beobachtung auftritt. — Mein Fräulein, Sie bedürfen zu Ihrer völligen Genesung keiner medicamentösen Behandlung, sondern schöpfen Sie das Heilmittel nur aus der Tiefe Ihrer eigenen Seele. Diese modernen Stofflehrer leugnen Gott, den Allmächtigen und Allweisen, leugnen die moralische, freie Geisterwelt, die Unsterblichkeit und Tugendfähigkeit des Menschen — machen ihn zu einem thierischen Gattungswesen, das in der Erscheinungswelt Anfang und Ende hat. — Es ist ein Leichtes, diesen Forschern nachzuweisen, daß sie, mit keckstem Widerspruche ihrer exacten, sinnlichen Erkenntnißmethode, mit Analogien und Hypothesen die Grenze der Naturwissenschaft überschreiten und weil sie keine Organe für eine übersinnliche Welt in sich ausgebildet haben, dieselbe ignoriren, entweder in bewußtloser Unwissenheit, oder in dem Bewußtsein, die ihnen lästig gewordene sittliche Welt, wegzudefiniren. — Glauben Sie mir, diese Helden der Endlichkeit werden einst in ihrer Sterbestunde von einem furchtbaren, unversöhnlichen Gespenste der eigenen Ewigkeit heimgesucht werden. Auch können Sie überzeugt sein, daß die Gottesleugner in einer fieberhaften Angst ihres eigenen unruhigen Gewissens

darauf sinnen, Scheinbeweise für die Nichtexistenz einer moralischen Welt zu finden und ich habe die Erfahrung gemacht, daß solche Menschen, welche gern und mit Eifer an Religion und Glauben vernünfteln und sich gern eine Verstandesreligion zurecht machen möchten, immer in ihrer Seele von der Sünde angefressen und von dem unwillkürlichen Regen des inneren Richters beunruhigt sind und ihr Rationalismus meist nur ein beschwichtigendes Mittel ist, wie der Trinker nach dem realen Branntwein greift, um den spirituellen Dämon trunken zu machen."

„Solche Bücher, welche unzählige Menschen verwirren und unglücklich machen können, müßten gar nicht geduldet werden, da sollte die Behörde einschreiten, denn Staat und Kirche, die doch auf Religion und Moral gegründet sind, kommen dadurch in Gefahr."

„Nein!" erwiderte ich auf diese Aeußerung der Finanzräthin, „durch ein Verbot und eine polizeiliche Verfolgung würde solchen Lehren eine Bedeutung in den Augen der großen Masse gegeben werden, die nur blinde Sympathien erwecken könnten — solche schändliche und irrige Lehren müssen auf dem Gebiete der freien Wissenschaft selbst widerlegt werden. Gleichwie die Sünde am heiligen Geiste, sind solchen Lehren gewissermaßen Peststoffe, die dem Menschheitleben eingeimpft und durch ein Geschwür wieder

vom gesunden Leben abgestoßen werden. Wie gesagt, alle Lüge und Sünde vernichtet sich selbst durch seine eigenen Consequenzen. — Aber nun, mein Fräulein, lassen Sie mich ein Wort an Ihr innerstes, gesundes Wesen richten, an den gesunden Theil Ihres Lebens, welcher bislang gegen die aufgedrungene Vergiftung reagirte. Wenn ich Ihnen auf Ehre und Wissen versichern kann, daß die Naturforschung gar keine Mittel, Fähigkeiten, Werkzeuge und Tendenzen besitzt, irgend etwas Uebersinnliches zu begreifen, daß sie nur an das Erscheinende gebunden ist und das Uebersinnliche anderen Erkenntnißmitteln überlassen muß, wenn ich Ihnen betheuern kann, daß die Lehren des Materialismus nur Uebergriffe jugendlichen Muthwillens, ein frivoles Stürmen im Freudenrausch naturwissenschaftlicher Entdeckungen sind, so frage ich Sie, mein Fräulein, haben Sie schon mit Ruhe Ihre reine, innerste Natur erforscht und die Organe geprüft, welche nur Gott verliehen hat, um unser Dasein in einer Geisterwelt wahrzunehmen? Sie sehen mich staunend an und doch sind es gerade diese Organe, welche in Ihnen reagiren und die quälenden Zweifel hervorgerufen haben."

„Gottlob!" seufzte die Mutter, „ich fühle, daß Sie Wahrheit reden."

„Ich frage, wem kommt davon etwas zu Gute, daß der Mensch nur für diese Erde lebe, um seine

Erkenntniß und Tugend nur dem Grabe oder der Erinnerung Anderer zu überlassen? Wo bleibt der Zweck der Cultur, des Strebens nach Entwicklung? Warum sollen Generationen für Generationen in der Zeit ihrer Auftauchens arbeiten, die doch alle bewußtlos untergehen? Warum verschlingt der Tod Kinder, ohne ihnen das Erdenleben, das einzige Dasein, zu gönnen! Warum ist der Edle oft zeitlebens unglücklich, der Verbrecher glücklich? Was bedeuten meine großen, auf eine ewige Entwicklung berechneten und doch in diesen Leben nur wenig verwirklichten Anlagen, mein brennendes Verlangen nach Unsterblichkeit, meine Einsicht von Gut und Böse, warum opfere ich eine angenehme Gegenwart für eine Tugendpflicht? Wenn jene Materialisten Wahrheit predigten, dann wäre es vernünftig von mir, jede Stunde meines Lebens mit Genuß und Glück auszubeuten, nur dem egoistischen Triebe der Selbsterhaltung zu folgen, die Entsagung aus sittlichen Gründen als eine Thorheit zu belachen, den Gegner meines Glücks zu beseitigen — wo bliebe die Liebe, die Tugend, die Aufopferung, die Nächstenpflicht, der Friede, o! was sollte aus dieser Welt werden? — Raub, Mord und das Recht der Stärkeren oder Schlauern. Dazu hätte Gott diese Schöpfung in's Dasein gerufen, dazu solche große Werke gethan und Anstalten für die Veredlung getroffen? Und ein Gott müßte doch sein, denn die

Materie kann doch nicht von selbst aus ihrer eigenen Nichtigkeit entstanden und planmäßig unter blinde Gesetze der Nothwendigkeit gestellt sein."

„Das habe ich mir auch gesagt, so weit ich es mir verständlich machen konnte," sagte Marie sinnend und mit größerer Ruhe, „aber was haben Sie meine innerste Natur zu fragen?"

„Glauben Sie an Sich selbst? Glauben Sie, daß Sie wirklich denken und fühlen, daß Sie Willen haben, nicht durch sich selbst entstanden, nicht ohne innige Verbindung mit anderen Wesen, verknüpft mit einer unübersehbaren Weltordnung da sind?"

„Gerade der Glaube an mich selbst, die innere Stimme, daß ich abhängig bin von höherer Macht, daß ich Gutes und Böses unterscheide, daß ich Etwas in mir trage, das sich gegen Vernichtung, gegen ein materielles Leben sträubt — hat mich in Zweifel geworfen."

„Dann haben Sie das rechte Mittel der Genesung — glauben Sie an Sich selbst, so glauben Sie auch an das Göttliche, Unsterbliche in Ihrem Wesen, dann können Sie nicht länger zweifeln."

„Aber hält man dem Glauben nicht das sicherere Wissen entgegen."

„Glaube ist etwas G e w i s s e r e s, als alles menschliche Wissen, wenn es der r e c h t e Glaube ist. — Z w e i O r g a n e d e r G e i s t e r w e l t hat Gott jeden Menschen mitgegeben, um sie zu einem klareren

Bewußtsein zu führen und sich dadurch als Mitglied der Geisterwelt heimisch zu fühlen und bewußt zu werden. — Der Glaube — dies angeborene Abhängigkeitsgefühl von Gott, giebt uns die innere Ueberzeugung von der Geisterwelt und zwar aus keinen anderen Grunde, als weil sie in uns lebt und ist — das Gewissen aber ist das in uns wohnende, aus Gottes Geiste stammende Organ der Moralwelt, es ist kein Product menschlicher Reflexion, sondern der innere Richter über Das, was gewiß ist, das Wahre und Gute, ist der Antrieb und Instinct desselben, ist das Wissen Gottes im Menschen, die tiefe Quelle der Wahrheitsliebe und des Pflichtgefühls. — An Glauben und Gewissen, diese unleugbaren Zeugen einer Geisterwelt, in welche diese materielle Natur nicht hineinreicht, halten Sie Sich, mein Fräulein, Sie werden niemals in Zweifel gerathen, Gottgefühl ist zugleich Religiosität, der geistige Trieb des Gewissens ist zugleich die Quelle des sittlich freien Willens. — Wir sprechen vielleicht in der Folge, wenn uns das Leben wieder zusammenführen sollte, mehr darüber, ich habe Ihnen nur dieses vorläufig sagen wollen, halten Sie Sich an Glauben und Gewissen."

Damit stand ich auf, da es schon spät war und eine Pendüle in der Nähe eben Zehn schlug. Marie sprang bewegt empor, hielt mich am Arme fest und sah mich mit Begeisterung und strahlender Hoheit

an. „Sie müssen mein Seelenarzt bleiben,“ sprach sie und ich bemerkte das erste klare Lächeln der Erquickung in ihrem Blicke und auf ihren Lippen, „ja! Sie haben das rechte Mittel getroffen, ich fühle mich stärker, ach! könnte ich, wenn ich wieder fest bin, doch Alfred retten.“

Die Finanzräthin drang aus Rücksichtsgefühl nicht in mich, länger zu bleiben, sie entschuldigte sich, meine Zeit als Reisender in Anspruch genommen zu haben, konnte aber ihrem Danke nicht genug Worte geben. „Wir folgen Ihnen auf die Insel,“ sprach Marie entschieden, „ich nehme keinen Arzt weiter. — Noch Eins, empfehlen Sie mir ein Buch, das ich zu meiner Genesung unterdessen lese, ein Buch, das mir das Wort redet, wenn ich meines Verlobten Ansichten verdammen will.“

„Für den Augenblick fällt mir nur Oersted's „Geist in der Natur“ ein, ich werde mich aber auf andere besinnen. Gute Nacht!“

Nicht so rasch, als ich scheiden wollte, kam ich aus dem Zimmer. Mutter und Tochter hatten noch Vieles zu fragen; mit einer vertraulichen Anhänglichkeit betrachteten sie mich als einen alten Freund, obgleich ich ihr jüngster Bekannter war. Aerztliche Fragen folgten den Aeußerungen ihres Dankes. Daß die Grübeleien und Gemüthsbewegungen das schöne Mädchen in hohem Grade nervös gemacht hatten, war nicht zu übersehen und wenn die Seele

wieder ihr Gleichgewicht gefunden haben sollte, blieb es immer noch einem ärztlichen Rathe anheimgegeben, das überreizte Nervensystem auf geeignete Weise zu beruhigen und zu kräftigen. „Sie sind an einen Arzt hier adressirt," sagte ich scheidend, „er wird Ihnen gewiß die Seeluft empfehlen und dann sehen wir uns auf der Insel wieder. Also: Glauben und Gewissen innerlich und Gottes schöne Natur äußerlich, das sind meine Mittel — Adieu!"

Ich drängte die mich begleitende Finanzräthin in ihr Zimmer zurück und eilte die Treppe hinab. Die Gaslichter, welche vorhin auf Treppen und Vorplätzen leuchteten, waren bereits ausgelöscht, nur von der Hausflurflamme schien ein matter Dämmerschein oben in die Räume hinauf. Als ich eben die letzten Stufen hinabschreiten wollte, eilte eine männliche Gestalt in großer Eile an mir vorüber, um hinaufzusteigen. Ich konnte sie nicht deutlich erkennen, dachte auch im Augenblicke nicht daran, daß es der „Schlangendoctor" sein könne, da meine Gedanken in den Gegenstand vertieft waren, der das Gemüth der jungen Dame so beklagenswerth aus dem Gleichgewichte geworfen hatte.

Nur mit Mühe fand ich mich in mein ziemlich entferntes Hôtel zurück. — Meine Reisebekanntschaft, der alte Officier, befand sich noch im Gastzimmer und hatte, nachdem er mit zwei anderen Fremden einige Parthien L'Hombre beendet, über

mein spätes Ausbleiben nicht ruhig werden können und sich vorgenommen, meine Rückkehr abzuwarten. Er empfing mich mit sichtbarer Freude und gestand mir, daß er um mich besorgt gewesen sei, da einem Fremden in einer großen Hafenstadt am Spätabend leicht etwas zustoßen könne. Als er aber erfuhr, daß ich von den beiden Damen, welche eine Strecke mit uns auf der Eisenbahn gefahren seien, zurückkehre, machte er einige gutwillige, militairische Scherze, freute sich aber doch, daß der Zufall mich zu ihrem ärztlichen Rathgeber gemacht habe, da er die junge Dame mit großem Interesse betrachtet und er ihr von Herzen ein Seebad gewünscht hätte. „Auf die Schlange der Hygiea bin ich wahrhaftig neugierig,“ lachte er, als wir gemeinschaftlich die Treppe zu unseren, dicht neben einander liegenden Logis hinaufstiegen, „am Ende haben Sie hier in der Gegend einen Doppelgänger und ich würde Ihnen rathen, ein anderes Thier, etwa eine Sphinx, zum Wahrzeichen zu nehmen.“ —

Am anderen Morgen trat der Kellner mit dem Fremdenbuche ein und sprach: „Da das Dampfschiff erst um zehn Uhr abfährt, so läßt der Herr nebenan fragen, ob es Ihnen angenehm sei, eine Droschkenfahrt durch die Stadt zu machen, um die vornehmsten Gebäude und Merkwürdigkeiten zu sehen.“ Ich war dazu erbötig und schrieb meinen Namen in das Fremdenbuch. Obgleich der Officier

und ich schon im Coupé flüchtig Namen und Stand ausgetauscht hatten, so war doch mein Ohr im Augenblicke nicht scharf genug gewesen, den Namen prompt aufzufassen und eine spätere, nochmalige Frage umgeht man aus Anstandsgefühl gern. Es war mir deßhalb angenehm, im Fremdenbuche die Bezeichnung: „Obrist von Döppen" zu finden. Schon nach einer halben Stunde, etwa acht Uhr, saß ich mit dem Obristen im Wagen und besahe mir im schönsten Morgenlichte Stadt und Hafen. Gegen halb zehn Uhr kehrten wir nach dem Gasthofe zurück, um unsere Zeche zu berichten, die Reisekoffer abzuholen und in derselben Droschke nach dem Landungsplatze des Dampfschiffes zu fahren. — Der Kellner betrachtete mich mit prüfenden Blicken und sagte dann, an mich herantretend: „Herr Medicinalrath, ein Herr, der Ihnen auffällig ähnlich sieht, war so eben hier, um Sie zu sprechen; diese Karte hat er zurückgelassen." Der Kellner griff in die Tasche und reichte mir eine Karte her, worauf die Worte: „Cichorienfabrikant Oeser" standen.

„Den Herrn kenne ich nicht," erwiderte ich gleichgültig, „hat er weiter nichts zurückgelassen?" Plötzlich nahm der Kellner mit der Geberde des erkannten Irrthums die Karte aus meiner Hand, suchte in allen seinen Taschen, machte ein verlegenes Gesicht und rief: „Ach! was habe ich gemacht! Ich habe die Karten verwechselt, die für Sie bestimmte

habe ich in der Eile einem Herrn gegeben, der bereits auf der Eisenbahn abgereist ist."

„Haben Sie den Namen auf der andern Karte nicht im Gedächtniß?"

„Nein, nur weiß ich, daß eine kleine blaue Schlange mit darauf stand."

Ich wußte genug, mußte aber unwillkürlich lachen, denn ein böswilliger Dämon hatte sein Spiel mit mir, die hygieische Schlange war mir wieder über den Weg gelaufen, um mir abermals den ärztlichen Doppelgänger zu verbergen. Der Obrist amüsirte sich darüber, ich gab dem Kellner Auftrag, dem etwa wiederkommenden Schlangen-Inhaber meine Abreise nach der Insel anzuzeigen und stieg in den Wagen.

Zwei Tage war ich bereits im Seebade gewesen und als Arzt sehr schnell mit anderen Gästen bekannt geworden. Jeder Badbesucher kettet sich gern an einen ärztlichen Begleiter, um niemals um Rath verlegen zu sein und wäre es auch nur, um ihm die tägliche Lebensweise abzulauschen und es ihm nachzuthun. Am Abend des zweiten Tages kam ich in Gesellschaft von Damen und Herren von einer Promenade am Strande zurück, als der alte Obrist, der solche Fußtouren mitzumachen verhindert war, mir mit pfiffigem Lächeln an der Thür des Conversationssaales entgegentrat und mir eine Karte vor

das Gesicht hielt, deren Aufschrift er mit dem Daumen bedeckte; ich erkannte aber zu meinem Erstaunen die blaue Schlange der Hygiea.

„Nun sollen Sie auch den Namen Ihres Doppelgängers und bald dessen Person kennen lernen — der Doctor ist nach dem Strande gelaufen, um Sie dort zu suchen, er will und muß Sie heute Abend noch sprechen, ha! ha! nie haben sich zwei Menschen so ähnlich gesehen und doch sind sie sich begegnet, ohne sich in ihrem lebendigen Spiegelbilde herauszufinden — da — ich will Sie nicht länger in Ungewißheit lassen — lesen Sie.“

Die Karte trug die Aufschrift: „**Doctor med.** Coluber, Physicus.“ Darunter schlängelte sich die mir bereits bekannte blaue Schlange.

„Ha!“ rief ich aus, „diese Schlange ist nicht allein eine hygieische, sondern zugleich ein redendes Wappenzeichen, denn „Coluber“ ist in der Zoologie eine Landnatter — doch wir wollen erwarten.“

Ich hatte mich zu einer kurzen Erholung in mein Zimmer begeben, das in dem benachbarten Hause eines Inselbewohners befindlich war und schauete vom Sopha aus durch das offene Fenster, in das eine erfrischende Seeluft eindrang und das mir die Aussicht über das Meer an den farbig strahlenden Horizont darbot. Weiße Segel zogen friedlich wie Schwäne über den grünlichen Spiegel der schaukelnden Wellen, Möwen kreiseten in der

durchsichtigen hohen Luft und schossen über die Fläche des Wassers herab; — in der Ferne leuchtete bereits das angezündete Licht des Leuchtthurms durch die dämmernde Nebelschicht, welche die untergehende Sonne in ein sanftes Orange kleidete. Vertieft in dieses Bild einer ruhigen See hatte ich überhört, daß an meine Thür geklopft war — eine derbere Wiederholung zwang mir ein lautes Herein! ab. — Die Thür wurde geöffnet, ein Mann trat ein, dessen äußere Erscheinung mich nicht lange im Zweifel ließ, wen ich vor mir hatte — er selbst schien zu stutzen und mich mit Ueberraschung zu betrachten. In der That glichen wir uns in Gestalt und Bewegung auffällig, in der Dämmerung oder im ersten Begegnen hätte man uns wol verwechseln können — aber ich fand doch schnell die eigenthümlichen Unterscheidungsmerkmale heraus und er schien dasselbe zu thun, denn seine Ueberraschung ging in scharfe Beobachtung und damit in eine unbefangenere Miene über.

Die Kleidung war, wie es die Mode in guter Gesellschaft fordert, ziemlich ähnlich, aber seine Gesichtsbildung, wenn auch zu der meinigen in der gröberen Maske wie zwei Abdrücke einer Form erscheinend, hatte doch ihre Eigenthümlichkeiten, so gut wie die meinige; bei näherer Bekanntschaft war eine Verwechselung ganz unmöglich, abgesehen davon, daß er im Tenor, ich dagegen im Bariton sprach.

„Herr Medicinalrath," hub er an, indem ich ihm höflich entgegentrat „ein Qui pro quo hat uns in ein Verhältniß zu einander geführt, das mir nicht nur die lebhafteste Anregung gegeben hat, Sie aufzusuchen, sondern uns Beiden gewissermaßen die Pflicht der Verständigung auferlegt — Sie sind in der Apotheke für meine Person gehalten, haben meine, an mich adressirte Patienten in Behandlung genommen, haben . . . doch davon später, ich sehe wol ein, daß wir verwechselt werden konnten — ich habe die Ehre, mich Ihnen als Physicus Coluber vorzustellen."

Die hastige eifrige Weise zu sprechen war ein neues Unterscheidungsmerkmal zwischen uns, denn da ich eine ruhige etwas gemessene und declamatorische Rede zu führen pflege, so war mir sein schnelles in einem Athemzug möglichst viel zusammendrängendes Sprechen sofort bemerkbar. „Herr College!" versetzte ich, ihn an den Sopha führend, „die blaue Schlange, welche Sie als Wahrzeichen führen, hat mich seit einigen Tagen mehrfach geneckt, ich freue mich deßhalb doppelt, den Eigenthümer der Hygiea-Schlange kennen zu lernen."

„Es liegt mir namentlich daran, lieber Herr College, Ihnen die ächt klassische Natur meiner Schlange verständlich zu machen — Ihnen gegenüber, als einem christlichen Arzte."

Die hervorgehobene Betonung klassisch und

christlich, die mir eine empfindlich gereizte Stelle seiner Seele verrieth, mochte meine Miene mehr als aufhorchend gemacht haben, denn er fuhr mit größerem Nachdruck fort: „Ich achte Ihren Namen und Ihre Leistungen in unserer Kunst sehr, aber das kann einen erfahrenen, praktischen Arzt nicht abhalten, in einzelnen Dingen und selbst in Prinzipien, verschiedener Ansicht zu sein. Und ich muß gegen zwei Dinge opponiren."

„Reden Sie ohne Rückhalt mit mir, ich bin an Opposition unter Aerzten längst gewöhnt."

„Ich bin nicht gekommen, um Ihnen Vorwürfe zu machen, bewahre! — ich wollte mich nur gegen Sie aussprechen und Ihre Bekanntschaft suchen — darum bin ich heute auf die Insel gefahren und wenn Sie einige Zeit hier verweilen, so werden Sie mich noch öfter in meiner Praxis hier antreffen, da mehre meiner Patienten aus der Hafenstadt und Umgegend hier sind und ich alle paar Tage herüberkomme."

„Nun? Und Ihre klassische Natur? Warum nannten Sie mich einen „christlichen Arzt?"

„Ich bin Arzt des Gutsbesitzers, bei dem die Frau Finanzräthin mit ihrer leidenden Tochter logirte — die Patientin war an mich adressirt, eine Verwechselung der Person führte Sie zu ihr — ich traf unmittelbar nach Ihrer Entfernung am späten Abend bei ihr ein, wir müssen uns auf der Treppe

des Gasthauses begegnet sein — ich fand die Patientin in einer Stimmung, die etwas Kränkendes für mich hatte, ja, Herr College, etwas Befremdendes — daneben aber auch in einer so auffallenden Verschlossenheit, die als Symptome von Tiefsinn mir um so wichtiger erschien, als damit eine hartnäckige Widerspenstigkeit verbunden ist."

„Das begreife ich noch nicht, als ich sie verließ, war sie gefaßt, vertraulich, auf Genesung hoffend."

„Ja, Sie haben ihre kranke Seele auf die Orthodoxie verwiesen, wodurch für eine reelle Kur einstweilen jede Aussicht vereitelt ist. — Die Dame hielt es kaum der Mühe werth, mir die ärztlichen Fragen nach den Ursachen ihres Nervenleidens zu beantworten, ihre Mutter erklärte mir geradezu, daß ihre Tochter ein schnelles Vertrauen zu Ihnen gewonnen habe, da Sie ihre Seele unmittelbar angeredet hätten. Und aus Allem ging hervor, daß Sie ihr christliche Heilmittel angeboten haben, Herr College, das wundert mich."

„Wie? halten Sie christliche Wahrheiten nicht für ein wichtiges Remedium für Seelen, welche in religiöse Zweifel gefallen sind? Was wollten Sie hier mit Moschus, Castoreum, Eisen und Asafoetida ausrichten."

Der Mann lächelte mit deutlich zurückgehaltenem Mitleid und sagte nach kurzem Besinnen:

„Es giebt keine Seelenkrankheiten, die nur in der Seele wohnen — sie alle sind nur Symptome organischer Störungen. Seele ist nur Function der Nervensubstanz, Gemüth ist bewußtgewordene Kraft des Blutlebens, Willenstrieb jedesmal Statik der Gehirnfaser auf Reize.“

„Ha!“ rief ich unwillkürlich heiter aus, „nun begreife ich die Schlange, welche mich heimsucht, stellen Sie mich nur dreist zur Rede, ich liebe den Austausch entgegengesetzter Ansichten.“

Der Physicus sahe mich scharf an, mäßigte sich aber schnell bei meinem Nachsatze und erwiderte: „Nur die christliche Schlange ist eine Versucherin, nicht die heidnische, welche für den Augenblick Ihre Gegnerin ist. Ich will Ihnen kurz meine Meinung sagen. Und hätten alle Privatdocenten der Welt und alle Bücher der guten Aufklärung das Gemüth meiner Patientin bestürmt, sie würde nicht krank geworden sein, denn die Aufklärung und Verstandesprüfung bekommt der Seele wie ein kaltes Bad den verwöhnten Körper. — Sie ist krank geworden, weil irgend ein Organ ihres Leibes bereits verstimmt gewesen ist, das hat die Statik der Nerven gestört und die Gehirnfunctionen, das heißt die bewußte Action der Centralorgans afficirt.“

„Bitte, fahren Sie fort — Sie haben den Materialismus für die praktische Medicin ausgebeutet, ich höre gern Ihre Definitionen.“

„Daß Sie als früherer Hochlehrer nicht auf demselben Standpunkte standen, den die jüngeren Kräfte, die Physiologen, an derselben Universität vertreten, weiß ich — aber ich glaubte, daß Sie in der Praxis der redenden Thatsachen nicht hätten widerstehen können. Giebt es denn eine Seele, die mehr wäre, als Stoff mit Kräften? Stoff und Kraft sind Eins, jede Zustandsveränderung der Stoffverbindung ist zugleich Modification der Kraft. Im Blute ist der Stoff für das Gemüth gegeben — der Chemismus der Blutbestandtheile ist die Ursache der Gemüthsstimmung — das Blut assimilirt, hat chemische Wahlverwandtschaft, Anziehung und Abstoßung, Liebe und Haß — ein dickes, nicht gehörig gesäuertes Blut, das der Chemismus beschränkt, giebt im Gehirn, und zwar im Mitteltheile, wo die Nerven für das Ciculationssystem entspringen und aus dem Blutkreise hinlaufen, die bewußte Function der Melancholie, Hypochondrie, Seelenträgheit, während ein lebhaft gesäuertes Blut, ein lebhafter Chemismus Heiterkeit und Muth in die Action der Gehirnfaser einführt. Alles ist organisch, schon der Instinct der Sprache hat Herz und Gemüth für gleichbedeutend erkannt.“ —

„Ich weiß wohl, daß organische Zustände auf die Seelenstimmung einwirken, aber daß auch primäre Seelenzustände auf die Organe secundären Einfluß haben; nach Ihrer Ansicht ist die junge Dame von

den Zweifeln der Seele an der Wahrheit der Stofflehre nur befallen worden, weil ihr Blut oder irgend ein Organ krank gewesen ist?"

„Allerdings!"

„Dann sagen Sie mir doch, welche Organe krank sein müssen, wenn ein Mensch ein starkes religiöses Gefühl hat?"

„Das Organ der Religiösität haben ja die neueren Phrenologen deutlich beschrieben. — Größerer Blutzufluß auf Reize erregt größere Ernährung dieses Organes, dadurch regeren Stoffwechsel, stärkere Nervenaction, vorwaltende religiöse Stimmung."

„Trostlose Lehre, welche den Menschen zu einem passiven Instrumente organischer und physikalischer Kräfte macht, zu einem Wesen der Endlichkeit, gleich dem Thiere, zu einem Organismus, dem man das Göttliche, die ewige, freie Geistesthätigkeit, die Einverleibung des heiligen Geistes, die sittliche Selbstbestimmung, die gläubige Verwandtschaft mit dem Ewigen, die Zukunft, die Hoffnung und Tugend durch platte sinnliche Beobachtungen rauben will!"

„Herr College, Sie neigen sich zum Pietismus."

„Nennen Sie Christenthum und Gottgefühl meinetwegen einen pathologischen Zustand — aber nicht mit diesem Spitznamen weltlicher Frivolität — mein Herr, ich bemerke, es geht Ihnen so wie fast allen sogenannten Aufgeklärten die aus völli-

ger Unkenntniß mit dem Wesen der Religion, dieselbe geringschätzen und einem allgemeinen, frivolen Motto sich anschließen, um unter dessen Schutze nicht von religiösen Regungen belästigt zu werden, oder mit dem Verstande das Gespenst der Geisterwelt kurz und plump wegzuraisonniren."

„Herr Medicinalrath!" erwiderte der Doctor mit der Geberde des langsamen Erhebens, „ich dachte, es redeten Aerzte mit einander — Sie ereifern Sich wie ein Pfaff, dem man die melkende Kuh von der himmlischen Weide zu jagen droht — lassen Sie uns auf dem Felde der praktischen Wissenschaft bleiben."

„Das wünschte ich auch; wenn ich mich ereiferte, so entnehmen Sie daraus, daß Sie das Gebiet des Beobachtens und Wissens selbst verlassen haben, auf dem Aerzte zu handeln und sich zu verständigen pflegen. Die junge Dame ist, das glauben Sie mir, kein pathologisches Object für Sie — ich meine für den medicamentösen Kurplan eines physischen Arztes, sondern allein ihre Seele ist verwundet, das Gleichgewicht ihres geistigen und Gemüthslebens hat ein ihr gewaltsam aufgedrungenes, zersetzendes Element gestört, das Gemüth wurde erschüttert von dem, was der Verstand nicht zu assimiliren vermochte. Die Lehren ihres Verlobten sind ihr etwas Fremdes, lassen Sie mich einen phy=

siologischen Ausdruck gebrauchen, ebenso, wie jeder Magen seine individuelle Grenze der Verdauungsfähigkeit hat, besitzt auch die Seele eine individuelle Grenze der Assimilation, und unverdauete Seelenspeise brouillirt den bewußten Lebenskreis ganz ebenso wie unverdauliche Magenspeise den organischen Bereich des Lebens. Mit einem Worte, Herr College, Ihre Patientin bedarf der beruhigenden Einwirkung auf ihr Gemüth, nebenbei eine physische Unterstützung des von Sorge und Unruhe reizbar gewordenen Nervensystems."

„Dem therapeutischen Prinzipe nach stimme ich damit überein, nicht aber in der Wahl der Mittel. Ich führe eine ächt klassische Schlange im Schilde, deswegen verzeihen Sie meine schlichte Offenheit, die Identität des Gedankens und der Form; — ich denke ebenso wie ich spreche. In klassischen Anschauungen erzogen, noch heute mit Begeisterung die griechischen und römischen Schriftsteller lesend, kann ich nur in dem Stoffe und in dessen Form das Geistige finden, das Ideal nicht ohne Erscheinung denken. Die neue naturwissenschaftliche Anschauung vom Seelenstoffe, von den denkenden Kräften der Gehirnsubstanz, von dem Leben der Materie u. s. w. war meinen Auffassungen durchaus verwandt, die klassische Weltansicht ward naturwissenschaftlich ausgedrückt — ja, mein Herr, ich bin mit Leib und Seele ein Vertreter der materiellen Lehre

und Sie werden mir Ihre christliche Geisterwelt nun und nimmer einreden."

Der Mann war dabei selbst in Eifer gekommen. Um die mögliche Gereiztheit, welche verschiedene Ansichten bei zähem Widerspruche leicht hervorrufen, schnell zu unterdrücken, blickte ich in die dämmernde See hinaus, wo ein milder, höherer Frieden Himmel und Erde mit einander durch ein glänzendes Horizontband verknüpfte und die Lichtpunkte der vorüberziehenden Schiffe feierlich still verriethen, daß das irdische Treiben und Hoffen auf unsicherer Wassertiefe auch in der beginnenden Dunkelheit dem Leitsterne des Himmels folgten. „Herr College," sagte ich dann — „was werden Sie mit der jungen Dame beginnen?"

„Zunächst Ihren Einfluß zu tilgen suchen, ich werde ihr das Vernünftige, Klare und völlig Befriedigende in den Ansichten ihres Verlobten, dessen Schriften ich sämmtlich mit Freude studire, vorhalten, sie an den Grundgedanken der Stoff- und Wesenlehre gewöhnen und das Werkzeug ihrer Seele, das gereizte Nervensystem, durch eine Saison im Franzensbad umstimmen. Ich habe bereits darauf gedrungen, daß sie bald nach Böhmen abreiset. Vorläufig ist sie mit der Mutter auf das Gut des Verwandten zurückgereiset; glauben Sie mir, ein Seebad würde ihre Nerven nur noch mehr aufregen, ihre ganze Krankheit ist nervöse Affection der Unter-

leibsganglien; sie muß mit den Lebensanschauungen ihres Verlobten sich befreunden, mit demselben sich versöhnen und baldigst verheirathen, das ist mein rationeller Kurplan."

„Versuchen Sie Ihr Heil, ich zweifle an dem gewünschten Erfolge — ein fremdes Pflanzenreis läßt sich nie gewaltsam auf einen Stamm pfropfen, der ganz anderem Klima angehört."

„Und ich bitte Sie, nicht weiter auf die Dame einzuwirken, falls sie den pathologischen Eigensinn ferner zeigen sollte, das Seebad zu verlangen, weil Sie hier zur Zeit weilen."

„Ich werde mich nie in anderer Aerzte Praxis drängen; mögen Sie Glück mit Ihrer Behandlung haben."

Doctor Coluber stand auf und sahe mich mißtrauisch an, griff dann nach seinem Hute und sprach: „Es ist mir sehr angenehm gewesen, Sie kennen zu lernen, ich empfehle mich Ihnen."

Wie es der Anstand erforderte, begleitete ich ihn bis an die Treppe, wo er mir noch zurück rief: „Meine hiesigen Patienten werden mich wol den morgenden Tag noch auf der Insel fesseln, erlauben Sie mir, Sie um einen Gegenbesuch zu bitten, ich logire im Badehause."

Nach wenigen Minuten befand ich mich auf dem Wege nach dem Conversationssaale, wo mein alter Obrist mich ungeduldig erwartete und neu-

gierig nach dem Schlangendoctor sich erkundigte. Ich theilte ihm mit, was ihn interessiren konnte, ohne meinen Collegen in seinen Ansichten irgend bloß zu stellen; der Obrist dagegen erzählte mir, daß auf der Insel mehre Badegäste wären, die mit Enthusiasmus vom Doctor Coluber geredet und ihn als einen Arzt der modernen Schule bezeichnet hätten, der in der Erkennung der Uebel einen raschen, glücklichen Blick habe. — Ich antwortete nicht widersprechend und da die übrige Gesellschaft uns umgab, welche eine allgemeine Unterhaltung pflog, so wurden wir bald mit in diese hineingezogen.

Am anderen Mittage begleitete ich eine Gesellschaft an den Strand, um die Ankunft des Dampfschiffes abzuwarten, das uns neue Gäste zuführte und mit Musik empfangen wurde. Auch Doctor Coluber stellte sich ein und ich bemerkte, daß er von mehren Neuankommenden vertraulich begrüßt und angeredet wurde. Etwas später erklärte er mir im Fluge, daß er nach der Stadt schleunigst zurückgerufen sei und mit dem Dampfboote zurückfahren, aber die Insel alle Wochen mindestens einmal besuchen werde. Als ich eine Stunde später in das Conversationshaus kam, empfing ich hier mehre Briefe aus der Heimath, aber auch einen mir fremden, dessen Handschrift sich als eine weibliche verrieth. Der Brief war von der Finanzräthin geschrieben und lautete: „Ich nehme meine Zuflucht

zu Ihnen, um mein mütterliches Herz zu erleichtern. Wir haben seit der Minute, wo Sie uns im Hôtel Bremen verließen, aufregende und qualvolle Stunden verlebt — Marie ist in einen weit schlimmeren Zustand gerathen. — Kaum waren Sie von uns gegangen, als Doctor Coluber — (da haben Sie seinen Namen) in das Zimmer trat. Die Aehnlichkeit mit Ihrer äußeren Gestalt ließ uns in dem gedämpften Scheine des Gaslichtes glauben, daß Sie noch einmal zurückgekehrt wären und Marie eilte ihm mit dem Rufe entgegen: „Helfen Sie mir, ich fühle, daß Sie das Rechte getroffen haben, ich sehe einen Hafen der Ruhe vor mir, von dem mich noch eine Brandung bewegter Wogen trennt." Der Doctor antwortete, daß er gekommen sei, ihr zu helfen, aber wir erschraken, als wir die fremde, heller klingende Stimme vernahmen. Die Verwirrung wurde eine schnelle Verrätherin; wir waren so unvorsichtig, unseren Irrthum einzugestehen und unser Vertrauen zu Ihren Mittheilungen kund zu geben. Der Doctor schien eine innere Aufwallung klug zu beherrschen, denn er lächelte ironisch, fragte nach Ihnen, wurde still und nachdenkend, fragte uns jedes Ihrer Worte aus und unser Herz war noch von Ihrer Gegenwart viel zu bewegt und froh, um dem Doctor auch nur eine derselben zu verschweigen. Er sprach dann: „mein College scheint ein frommer Mann, ein guter Christ und redlicher Operateur

zu sein, aber in Sachen der wissenschaftlichen Weltansicht ist er jedenfalls von der Zeit überholt." Entschuldigen Sie meine offene Wiederholung, aber Sie müssen es wissen. Er redete Marien mit imponirender Gewißheit, ebenso wie einst der Verlobte zu reden pflegte, zu, alle religiöse Schwärmerei fahren zu lassen und sich nur an das Wirkliche zu halten, das, was man sehen, beurtheilen, mit Händen greifen könne, er ergoß sich in ein so überredendes Lob über Marie's Verlobten, seinen klarblickenden Geist, seinen Wissenschaftsberuf, seinen Ruhm vor der gebildeten Welt, seine humanen Bestrebungen und edlen Früchte der Aufklärung, daß in Mariens Herzen die alte Liebe erwachte und sie unter neuem Schluchzen heftig zu weinen anfing. — Doch ich mag Ihnen die weiteren Scenen eines zwischen Liebe und Wahrheitsbedürfniß schwankenden und qualvoll ringenden Gemüthes nicht weiter schildern, aber erfahren Sie, daß die Worte des Doctors über Mariens Verlobten die ganze, aufopfernde Gluth eines liebenden Mädchenherzens neu entflammt und sie mit dem heroischen Vornehmen begeistert hat, in die Ideen des Geliebten sich hineinzuleben. „Ach!" rief sie gestern, als sie nach längerem Hinbrüten über einem Werke Alfred's, aufsprang und sich in meine Arme warf, „was mir der Medicinalrath sagte, that meinem Herzen wohl, indem er mich von Alfred auf ewig trennte und mein Gefühl für

ihn in Mitleid umstimmte, was mir aber der Doctor sagte, füllte mein Herz mit neuer Liebe zu ihm, forderte meine Achtung heraus, näherte mich dem Zurückgestoßenen — wem soll ich folgen? Alfred kann kein böser Mensch sein — ich will ihn zu verstehen suchen." Heute aber trat sie unerwartet mit den Worten zu mir: „Ich reise nicht nach Böhmen, sondern nach der Insel; beide Aerzte müssen mir helfen, ich erschrecke vor dem Heilmittel des Einen und beweine das Mittel des Anderen!" Unter diesen Umständen wollte ich Ihnen anzeigen, daß wir in den nächsten Stunden abreisen und unseren Weg auf die Insel nehmen werden. Dem Doctor Coluber habe ich angezeigt, daß dieses meiner Tochter Wille ist."

Ich saß am Fenster des Conversationssaales, den Brief nachdenkend in der Hand haltend, als der alte Obrist draußen an das offene Fenster trat und mich anredete: „Ei, ei, sind die Nachrichten von Haus nicht erfreulich?" Ich anvertrauete ihm im Allgemeinen den Inhalt des Schreibens unserer Reisegefährtin.

„Unbegreiflich!" sagte er, „wie können die vernünftigen Menschen in Zweifel über das Höchste und Wichtigste, was jeder gesunden Natur instinctmäßig aus der Seele herauswächst, gerathen, wie mögen Sie an Gott, Gerechtigkeit, ewiges Leben, Vorsehung und Seligkeit mit Scrupeln denken. Da

doch Alles, was ich außer mir und in mir wahrnehme, auf einen Gott im Himmel hinweiset! — Ich bin nur ein Soldat, der mit dem weltlichsten aller Handwerke zu thun gehabt hat, aber wahrhaftig, es wäre eine Tollheit, vor das feindliche Bajonet oder Geschütz sich zu werfen und dem Tode muthig in's Auge zu blicken, wenn man nicht die Gewißheit hätte, als ein ehrliches, treues Herz wieder aufzustehen zum großen Appell des seligen Geistes. Wie kann ein Mensch für Gott, König und Vaterland sterben mögen, wenn er denkt, daß mit dem Tode Alles vorbei sei, daß er sein einziges Gut und Eigenthum, sein Dasein auf dieser Erde, seine einzige Anweisung auf den Genuß der Gegenwart dahin gäbe und er nur combinirte Materie oder Asche sei, die vor dem Gedanken der Verwesung zittere. Unsinn; ich ärgere mich schon bei der Vorstellung solcher Gehirnausgeburt — wahrhaftig, Doctor! alle Tollheit ist nur durch die Gelehrten in die Welt gekommen — unser gesunder, hausbackener Verstand müßte zur Ehre der simpeln Wahrheit manchen berühmten Philosophen in das Tollhaus einsperren!"

Der komische Zorneifer des alten Kriegers quoll so rein und unmittelbar aus der Tiefe einer gesunden, im Geheimniß der Wahrheit, wie die Blume im Sonnenscheine entfalteteten Menschennatur, daß ich ihm herzlich die Hand drücken mußte

und antwortete: „Sie haben Recht; das Grübeln über Gott und Religion führt immer auf menschliche Standpunkte, die nur das Endliche und Hinfällige zu schauen gestatten; die Menschen vergessen nur zu schnell, daß sie als Menschen, als beschränkte, erschaffene Vernunftwesen, wahrnehmen, denken und urtheilen, daß sie, im engen und trägen Stoffe der Endlichkeit geboren, ebenso wenig Fähigkeit und Werkzeug zur Ergründung und Berechnung Gottes besitzen, wie der stolze Astronom zur Erkenntniß der nächsten Sonne. — Da trotzen sie auf ihre sinnliche Beobachtung, wollen auf sogenanntem exacten oder erfahrungsmäßigem Wege der physikalischen Methode die Gottheit, den Geist, den letzten Schwerpunkt des Universums, das Höchste und Ewige definiren, betasten, berechnen — und doch hat ihnen der Schöpfer nicht einmal gestattet, die Entfernung irgend eines Fixsterns zu finden, hat sie auf den engen Kreis ihres winzigen Planeten verwiesen, von dem aus sie nur durch Hypothesen das Licht zu erklären vermögen, das sie belebt und beglückt. — Nur die Kurzsichtigkeit eines Kindes mag die enge Grenze des Gesichtskreises das Ende der Welt nennen. Ich wiederhole es, alle Grübelei über Gott, ohne Gottgefühl, führt auf Abwege, die göttliche Natur wirkt still und geheimnißvoll durch die Menschheit und offenbart sich nur dem inneren Organe des Glaubens; die Religion ist eine zarte Osterblume,

welche wild und unmerklich auf gutem Boden emporkeimt, ohne Prunk und Weltduft ihren weißen Kelch öffnet und keine künstliche Cultur verträgt. Mancher, der nach bunten Freudenblumen und lachenden Früchten sucht, zertritt dieselbe unbemerkt, Mancher reißt sie als Unkraut aus dem Boden, um Nutz- oder Luxus-Pflanzen darauf zu ziehen."

Doch ich will meine Unterredung mit dem Obristen und überhaupt die Mittheilung dieser Geschichte nicht zu weit ausdehnen, sondern, nachdem der Leser meine Ansichten kennen gelernt hat, nunmehr rascher die Begebenheiten erzählen.

Einige Male war mir auf dem Strande oder an einsamen Orten der Insel derselbe junge Mann mit dem bleichen Gesichte, den schwarzen Haaren, dem schmerzlichen Schweigen und matten Blicke begegnet, der mit mir im Eisenbahnwagen gefahren war. Er hatte sich auf der Insel von aller Gesellschaft fern gehalten, man sah ihn höchstens mit einem Buche in weiten Kreisen die Versammlungsplätze der Geselligkeit umschreiten und die Damenwelt hatte bald die „interessante Erscheinung" als einen Herrn von M . . ., einen schriftstellernden Privatgelehrten ausgekundschaftet. Man redete über ihn, deutete mit geheimem Blicke auf den Abgeschlossenen und der Badehumor bezeichnete ihn kurzweg als den „Philosophen", sowie den entlegenen Weg hinter den entferntesten Fischerhütten am Strande als den

„Philosophengang.“ — So viel vorläufig über diesen Menschen. —

Der Abend verstrich, ohne daß ich die Auskunft der beiden Damen erfahren hätte; das Dampfschiff hatte am Abend zwar neue Gäste auf die Insel geführt, aber ich hielt es für angemessener, die Finanzräthin nicht aufzusuchen, sondern deren Besuch zu erwarten, da ich leicht in den Augen des Doctor Coluber den Anschein hätte gewinnen können, als wollte ich mich in seine Praxis eindrängen.

Am anderen Morgen legte mir die Magd meiner Wirthin einen Brief auf den Tisch, als sie den Thee brachte, den ich diätetisch während dieser Zeit trank. Das Siegel ließ mich nicht lange in Zweifel, von wem der Brief abgesandt war, die Schlange der Hygiea begegnete meinem ersten Blicke. Der Physicus schrieb mir in einer Ausdrucksweise, welche zwischen Gereiztheit, Collegialität und Anstandsform schwankte, daß die Finanzräthin auf dem Wege sei, das Seebad für ihre Tochter zu suchen, indem diese sich eingebildet habe, dort geheilt zu werden. Nach einigen Andeutungen der Unzufriedenheit über die Weigerung, nach Böhmen zu gehen, schloß er seinen Brief mit den theilweise sehr deutlichen, theils aber mystischen Worten: „Sie sehen, mein Herr, wie gefährlich es ist, wenn z w e i Ärzte mit verschiedenen Ansichten auf e i n e n Kranken Einfluß üben. Da der Gutsbesitzer, dessen Hausarzt ich bin, mich

für die Behandlung der jungen Dame verantwortlich macht, so bitte ich Sie dieselbe an mich zurückzuweisen, falls sie in krankhafter Stimmung sich an Sie adressiren sollte. Uebrigens gedenke ich, Sie bald selbst aufklären zu können."

Die mir verheißene Aufklärung verstand ich nicht genau, denn in meiner Ansicht über Gott und Geisterwelt bedurfte ich keiner Aufklärung, ebenso wenig über den Krankheitszustand der jungen Dame. Ich nahm mir indessen vor, mich ferne zu halten und nur dann meiner Ueberzeugung nach zu handeln, wenn die Finanzräthin ausdrücklich von mir die ärztliche Behandlung ihrer Tochter oder eine Consultation fordern sollte. Es war kaum eine Stunde vergangen, als eine schüchterne Hand an meine Stube klopfte und zu meiner Ueberraschung Fräulein Marie hereintrat. Sie schlug den Schleier vom schönen, bleichen Angesichte zurück und lächelte mich so schmerzlich bittend an, daß ich eine tiefe Rührung empfand. „Mein Fräulein," sprach ich sanft, das sie da rechte Wort nicht finden zu können schien und ein bedrückendes Schweigen uns einander gegenüber Auge in Auge fesselte. „Sie suchen mich auf. Da ich doch Ihrem liebenden Herzen unheilbare Wunden geschlagen habe."

„Die Sie mir heilen sollen," erwiderte sie schnell. „Sie haben mein Herz herausgefordert, die Liebe zu einem Menschen über der Liebe zu Gott

zu vergessen — ich habe kein Geheimniß mehr vor Ihnen, ohne meiner Mutter Wissen bin ich hierher gekommen, mein Zustand muß einen Abschluß finden, ich kann nicht länger ringen, helfen Sie mir, Alfred mit Gott zu versöhnen, das wäre mein Glück, meine völlige Gesundheit."

„Hat aber Doctor Coluber nicht den Weg der Versöhnung mit dem Verlobten eingeschlagen? Versöhnen Sie zunächst das Herz mit ihm und dann den Glauben."

„O! Sie kennen ihn nicht, er ist in seiner Wissenschaft von eiserner Festigkeit, ich muß ihm folgen oder ihn von mir stoßen, entweder der Welt des Naturforschers oder Gott mein ganzes Wesen anvertrauen."

Es kam mir der Gedanke, daß es nützlich sein könne, mit dem materialistischen Privatdocenten direct in Correspondenz zu treten, doch wagte ich nicht, während ich über die Ausführbarkeit eines solchen Gedankens nachsann, denselben laut werden zu lassen.

„Sie und der Physicus müssen mich gleichzeitig zu retten suchen, wer mir Ruhe zu geben vermag, der hat mir das Wahre, das richtige Heilmittel dargereicht," sprach sie eifrig.

In der That war der Zustand der Jungfrau erregter als früher, ihre nervöse Erscheinung zeugte von dem Leiden ihres Gemüthes, das Frieden suchte, aber von zwei feindlichen Gegensätzen gleichstark an-

gezogen wurde. „Ich habe Ihnen bereits meine Ueberzeugung gesagt,“ erwiderte ich, „prüfen Sie Sich nun selbst, was Ihnen mehr Ruhe giebt, ein Gebet zum heiligen und gerechten Gotte, oder der Gedanke, mit dem Geliebten dereinst in ein ewiges Nichts zu zerfallen und auf dem Altare der physischen Natur die sittliche Freiheit zu opfern.“

Sie erschrak, hielt beide Hände vor das Gesicht und schien sich gewaltsam diesem Gedanken hinzugeben. „Mein Fräulein!“ fuhr ich fort, „zwingen Sie Sich nicht, das Wahre zu wählen, nicht gewaltsam läßt es sich erfassen, es unterwirft sich nicht der wählerischen Stimmung des Augenblicks, nicht der Sehnsucht der Seele nach dem, was ihr am Angenehmsten ist. Die Wahrheit ist eine Macht, der alle Menschen, mehr oder weniger bewußt, sich unterwerfen müssen, denn sie ist das einzig Bleibende — ihre Erkenntniß oder ihr Erfühlen ist eine Blüthe der reinen, gesunden Natur unseres Geistes und ein guter Mensch, sagt schon der Dichter, ist sich in seinem dunklen Drange des rechten Weges stets bewußt. Lassen Sie Ihrer Natur freien Lauf der normalen Entfaltung, nehmen Sie mit offenen, ungetrübten Sinnen die Mannichfaltigkeit, Schönheit und Ordnung der Welt wahr, empfangen Sie die Eindrücke der Erscheinungen und des Lebens ohne Vorurtheil, künstliches Mittel, oder fremde Deutung, so rein, wie die Wirklichkeit sie darbietet, theilen

Sie Freude und Schmerz Anderer, reflectiren Sie nicht über ihre Stimmungen, folgen Sie dem Instincte des Herzens, dem Gefühle der Verwandtschaft mit allen Lebendigen und was dann ihre Seele mit Harmonie, Glück, Seligkeit, Andacht erfüllt, das halten Sie für das Gute und Wahre, das wird Sie unwillkürlich über die vergängliche Sinnenwelt des physischen Naturzwanges erheben und einen Frieden, eine Zuversicht in das bewußte Dasein führen, die Sie um keinen Preis wieder verlieren möchten. — Verkehren Sie mit dem Geliebten und seiner Anschauung, aber kritisiren, grübeln Sie nicht mit ihm, denn das Weib ist dafür nicht geschaffen, es soll fühlen, was gut und wahr ist. Gewinnen Sie im Umgange mit dem Verlobten und in seiner Welt die Empfindung Ihres vollen weiblichen Werthes, Ihrer unvergänglichen Liebe, die Hoffnung, den Muth in Lebensnoth, die Opferfreudigkeit, die Ruhe im Anblicke der Wechselfälle des Daseins, gewinnen Sie die Macht, alle Ihre theuersten Gefühle und Erinnerungen, Ihre Freude und Sehnsucht ruhig vor das Grab der Zeitlichkeit zu führen, dann, mein Fräulein, dann leben Sie mit dem Geliebten in einer Welt der Wahrheit, dann werfen Sie Sich mit vollem Vertrauen an seine Brust, er steuert mit Ihnen den rechten Weg. Empfinden und erfahren Sie das Alles nicht, nun, dann muß das Wahre, das Heil auf anderem Wege

liegen, suchen Sie diesen, aber bereuen Sie den falschen Weg nicht, Sie werden mit reicher Lebensbeute umkehren und den lebhaften Wunsch in sich tragen, daß die Laufbahn nicht mit dem Ende dieser irdischen Zeit geschlossen sei. — O! glauben Sie mir, wer den Drang nach einem unvergänglich Guten in sich fühlt, der lebt bereits in dem Ewigen; und da in der moralischen Welt nur freie Wahl gilt, so hat auch der Gute niemals eine erzwungene Freundin."

Die schöne Jungfrau sah mich mit durchforschendem Blicke an. „Ja!" sprach sie dann entschieden, „ich will Ihrem Rathe folgen — Sie verweisen meine Seele auf sich selbst, nun rathen Sie auch meinem leiblichen Zustande, meinen Nerven."

„Dem ist leicht zu helfen; hat Ihre Seele einen Schwerpunkt gefunden, so wird auch das Werkzeug, der Organismus, in die normale Mitte zwischen Reiz und Reaction zu bringen sein. Baden Sie, gehen Sie viel spazieren, zerstreuen Sie Sich in der Gesellschaft, schauen Sie weit über das Meer in die Ferne, ein bedrängtes Herz bedarf des weiten Himmelsraumes um sich, denn mit dem Horizonte erweitert sich auch das Gemüth des Menschen."

Weiter hatte ich ihr nichts zu sagen. Sie stand nachdenkend auf, drückte mir gerührt, mit feierlichem Blicke die Hand und entfernte sich ziemlich schweigsam.

Als ich gegen Mittag nach dem Conversations-

hause gehen wollte, begegnete mir die Finanzräthin; sie war auf dem Wege zu mir und ich schlug ihr selbst eine Promenade am Strande vor, wo wir um diese Zeit ungestört mit einander reden konnten. Sie hatte von ihrer Tochter erfahren, daß dieselbe bereits bei mir gewesen sei, ohne den Inhalt unserer Unterredung zu wissen; Marie war still, nachdenklich nach Hause gekommen und, zum Erstaunen der Mutter, weniger als vorher, abgeneigt gewesen, des Doctor Coluber angemeldete Ankunft auf der Insel abzuwarten. „Es ist mir Mariens Zustand nunmehr völlig verständlich geworden," sagte die Finanzräthin, „sie liebt den Verlobten stärker, als ich glaubte, diese Liebe, welche nach einer Heimath in der Welt des Mannes ringt, kämpft mit dem Gefühle eines religiösen Weibes, das seine Liebe unter Gottes Schutz stellen möchte und nun dem Manne sehnsüchtig nachblickt, der des Himmels spottet und die heiligsten Gefühle als Aberglauben belächelt."

„So ist es," versetzte ich, „sie gleicht einem Kinde, das sich aus Liebe zu einem Andern auf ewig vom Vater- und Mutterherzen losreißen und in eine fremde Welt folgen soll, deren unbekannte Erscheinungen ihm entgegendrohen. Lassen Sie diesen Kampf in ihrer eigenen Seele auskämpfen, er wird irgend ein Resultat haben, das Wahre aber immer den Sieg davon tragen, denn jeder Irrweg

nöthigt einmal zur Umkehr oder zu einer neuen, gewaltsamen Anbahnung auf die rechte Lebensstraße. Alles Unwahre trägt den Keim seiner Endlichkeit in sich, alle Sünde und Lüge ermittelt sich selbst durch seine Consequenz. Nur was im Geiste des Ewigen geboren ist und lebt, das ist unvergänglich."

Als wir unseren Spaziergang am Strande beendet hatten, waren wir zu dem Resultate gekommen, daß wir Marie sich selbst überlassen wollten und ich namentlich mit dem Doctor Coluber in keinerlei collegialischen Conflict gerathen und mich dieserhalb ganz ferne halten möchte.

In der That wurde ich mehre Tage lang nichts weiter gewahr. Ich hatte mit einem holländischen Marineofficier, dem ich bekannt geworden war, einen kleinen Ausflug nach einer benachbarten Insel gemacht, wo ein großes Kriegsschiff vor Anker lag, das wir besuchten und wo die unerwartete Gegenwart eines Marinearztes, den ich aus früheren Jahren kannte, mich länger zurückhielt. Ein Unwohlsein, welches die nächste Folge dieses kleinen Ausflugs wurde, fesselte mich dann noch zwei Tage in die Stube, wo mich zuletzt der alte Obrist aufsuchte und mir als Neuigkeit erzählte, daß die „Schlange der Hygiea", wie er scherzhafter Weise den Doctor Coluber nannte, mit dem Privatdocenten Dr. U. auf der Insel eingetroffen sei und der junge „Philosoph", unser früherer Reisegefährte mit diesem

vorzugsweise verkehre. Als ich am anderen Morgen ausging, sah ich den Physicus, den Privatdocenten mit Marien, sowie den bleichen Jüngling am Strande lustwandeln. Die Jungfrau hing am Arme ihres Verlobten, ihre Augen in seine Miene versenkt, als horche sie in voller Hingebung ihrer Seele seinen Worten — er schien lebhaft zu reden und der Physicus machte beistimmende Geberden, während der Bleiche, mit träumerischem, ausschweifendem Blicke in die See, als ruhiger Zuhörer nebenan schritt. Ich glaubte diese Zeit für geeignet, der Finanzräthin einen Besuch zu machen, damit sie nicht die Meinung fassen sollte, als wollte ich aus Mangel an Interesse die lebhafteste Sorge ihres Gemüthes ignoriren und das mir geschenkte Vertrauen mit Gleichgültigkeit erwidern. Außerdem war die enge Insel nicht der Ort, wo ich jenen Personen hätte auf längere Zeit ausweichen können. Ich fand die Frau allein in dem Häuschen eines Fischers, das sie bewohnte, da alle besseren Logis schon früher in Besitz genommen waren. Sie empfing mich mit sichtbarer Freude und erleichtertem Herzen.

„Gottlob, daß ich Sie endlich einmal spreche,“ hub sie an, „aus Rücksicht auf Ihre Andeutungen habe ich Sie nicht aufsuchen oder anreden mögen. Da der Physicus deutlich zu verstehen giebt, daß er Ihre Consultation nicht wünscht. Derselbe hält

die Versöhnung und völlige Uebereinstimmung mit Mariens Verlobtem für das einzige rationelle Mittel der Heilung, hat deßhalb an ihn geschrieben und traf plötzlich mit ihm hier ein. Als Marie ihn erblickte, war die Liebe mächtiger als jede andere Reflexion, sie weinte Freudenthränen des Wiedersehens und er selbst war sanfter und schonender gegen sie; ihr leidendes Aussehen hat ihn erschreckt und gerührt. In dem jungen, bleichen Manne fand er einen Freund von der Universität wieder, der sich der Philosophie und Dichtkunst gewidmet habe und Marie horcht mit Aufmerksamkeit den Gesprächen, welche die drei Männer in völliger Uebereinstimmung mit einander führen. „Ach!“ sagte sie gestern Abend zu mir, als wir allein waren — „die Welt Alfred's ist eine Sonnenlandschaft, in der man sich berauscht — Alles ist Glück, Genuß, Gegenwart, sie macht sorglos, sie verheißt nichts, das Wirkliche winkt überall zum Genusse, zur Ausbeute des Augenblicks — man fühlt sich mit allen Erscheinungen verwandt, man muß sich im Weltgeiste berauschen, um froh und selig in ihm zu werden. Ich verstand ihn nicht, ich war eine Nüchterne zwischen Sorglosen, die erheitert den Weinstock des Lebens tranken.“

„Möge dieser Rausch eine Nachwirkung haben, die ich Ihrer Tochter wünsche,“ entgegnete ich; „die Liebe hat ihr den berauschenden Becher gereicht und

die schmerzliche Wunde der Seele zeitweise betäubt. So hält sich ein Nervöser für wohl, wenn er das betäubende Opium genommen hat, dessen Dosis verstärkt werden muß, um die wachsende Nervosität zu beschwichtigen. Fühlt sie sich aber glücklich in diesem Gotte des Diesseits, dann ist allerdings ihre Palliativheilung geschehen, aber ob sie eine radicale ist — — das muß die Zeit lehren."

„Das plötzliche Extrem ängstigt mich," sprach die Finanzräthin, „sie hat sich aus Verzweiflung in diese Welt geworfen, ich fürchte, sie wird kränker zurückkehren."

„Nein, nein, gestärkter, besonnener, wenn auch reicher an schmerzlicher Erfahrung. Hat sie kein Verlangen nach mir gehabt?"

„Sie fürchtet Sie, sie sagte heute noch: „es ist etwas in mir, das mich beängstigt, wenn ich den Mann sehe, der von einem Jenseits mit mir redete. Auch muß er Alfred's größter Feind sein."

„Dieses Etwas wird sie nicht ruhen lassen, auch wenn ich nicht mehr durch meine Nähe daran erinnere."

Die Finanzräthin fing an unwillkürlich zu weinen.

„Ich weiß, warum Sie weinen," sprach ich schonend, „die Kunst der Selbsttäuschung wirkt auf Sie weniger, als auf das von Liebe gequälte Herz Ihrer Tochter."

„O!" brach die Frau in offene Klage aus, „o! wie können geistreiche, geachtete Männer auf solche Lehren verfallen!"

„Menschenklugheit dünkt sich weise, während sie vor Gott zum Narren wird."

„O! bleiben Sie, sind wir Ihnen doch nach der Insel nachgereiset, wie kommt es, daß wir Ihnen nicht ausschließlich folgen. Ach, ich bin ganz verwirrt durch Dr. U's Ankunft, aber retten Sie die Seligkeit meiner Tochter, machen Sie in ihrer Gegenwart Ihre Ueberzeugung vor dem Verlobten und dem Doctor geltend!"

„Das ist nicht nöthig, eine gute Seele klärt sich selbst ab, wie edler Wein — wer einmal das Verlangen nach Gemeinschaft mit Gott gefühlt hat, der kann wol irren, aber er kehrt wieder."

Bald darauf ging ich.

Als ich Mittags an die gemeinschaftliche Tafel der Baderestauration treten wollte, faßte eine Hand an meinen Arm und ich begegnete beim Umsehen der wichtigen Miene des Obristen. — „Auf ein Wort," flüsterte er, mit dem Kopfe winkend. — „Sie müssen die Schlange kennen lernen, hören Sie." Er zog mich, da noch nicht geläutet war, und der Saal erst wenig Gäste enthielt, an ein Fenster, das in einem Vorsprunge der Veranda lag und begann: „Das schöne Mädchen thut mir Leid, Sie müssen Sich geltend machen — sonst greife ich in den Zügel,

verstehen Sie mich? Die heidnische Schlange ist eine Schlange der Kleopatra, die den reinen Busen einer Jungfrau vergiften wird. — Lieber Gott, sind denn die Naturforscher toll geworden? Hören Sie. Da sitze ich vor einer halben Stunde auf meinem Plätzchen jenseits der Bohnenlaube, um mein Sonnenbad zu genießen, bin etwas eingeschlummert und habe nicht gehört, daß Leute von der anderen Seite in die Laube gekommen sind. Ein Gespräch ganz in der Nähe macht mich wach und ich höre Reden, wie sie wol früher der Teufel mit Doctor Faust geführt haben mag — aber am Steintische in der Laube sitzt der Schlangendoctor mit dem Privatdocenten U. ein leibhaftiger Mephisto. Und was reden sie? Die Schlange züngelte: — „War es nun nicht das Beste Sie kommen zu lassen? Mariens Vernunft ist von den phantastischen Nebelbildern der Erziehung mit einem Male frei geworden, sie blickt klar in die Wirklichkeit, respektirt das große Gesetz von Ursache und Wirkung und die Macht des Stofflichen.“ — Mephisto, indem er sich behaglich reckte und imponirend den Kopf emporwarf: „Wenn die christliche Religion nicht eine Bequemlichkeitssache wäre, in die der träge Geist gern, wie in eine Nachtmütze hineinkröche und alles Selbstdenkens baar, einer eingebildeten Hoheit das Regiment der Welt überließe so wäre es unbegreiflich, wie es noch Menschen geben könnte, die an den

Thatsachen der exacten Naturforschung zweifelten oder sich fürchteten, selbst Götter zu werden. Wie schwer hält es, die Vernunft in den Menschen zu emancipiren. Wer nur einmal in die Naturwesen sinnlich tief hineingeschauet hat, der muß anerkennen, daß alles lebendige Dasein nur in der Form existirt, daß mit Hinfälligkeit der Form auch Individuum und Anlage unwiderruflich verloren sind. Allein und einzig in der Natur ist Sitte, Vorbild, Gesetz, Liebe, Glück, Ordnung; keine andere Vorsehung und Welt, als die Naturgesetze und das erscheinende Diesseits giebt es, und eine übersinnliche Welt mit Engeln und Auferstandenen, Belohnung und Strafe existirt nur in den Köpfen der Schwärmer. Wie ein Arzt der früher Physiologie öffentlich docirt hat, meiner Braut von Religion, Geisterwelt, göttlicher Regierung, wol gar Offenbarung, Himmel und Hölle vorplaudern kann, das ist mir ein Räthsel, denn je besser der Naturkenner, desto schlechter der Christ — überhaupt hat das ganze Christenthum nur noch eine historische Bedeutung, es ist als Lebenspraxis längst von der Wissenschaft antiquirt und dem Köhlerglauben verfallen."

Die Schlange: „Mein College gehört zu denjenigen Leuten, welche nicht auf freiem wissenschaftlichen Boden stehen und sich fürchten, daß ihre Erfahrungswissenschaft mit dem Dogma, das sie engherzig wie ein Amulet durch ihr Leben tragen,

in Conflict geräth. Es fehlt solchen Leuten an dem Muthe der Selbstständigkeit, sie fürchten die verantwortliche Selbstregierung und lassen sich lieber von einer mystischen Vorsehung beherrschen. Aber als Arzt müßte er doch schon tausendmal am Krankenbette von den seelischen Functionen der Organe überrascht worden sein. Ein Blasenpflaster, eine Gabe Strychnin, wandelt oft die ganze Seelenstimmung, Denken und Handeln eines Menschen um, weil die stoffliche Combination sich ändert. Und welch' ein Unsinn, von einem selbstständigen, bewußten Leben der Seele zu reden, als ob mein College noch niemals Chloroform angewendet hat, wo er doch sehen kann, daß mit Beschränkung der Nervenfaser auch jegliche bewußte Function aufhört."

Mephisto: „Ich hätte nicht übel Lust, dem Herrn Medicinalrath einmal in Gegenwart meiner Marie auf den Zahn zu fühlen, damit sie selbst erführe, daß die Herren der alten Schule mit ihren Ueberlieferungen sehr bald vor den schlagenden Thatsachen zu Kreuze kriechen müssen. Ich freue mich über Marie, sie ist seit Ihrem Einflusse auf sie gänzlich verändert, mit der Emancipation ihrer Weltanschauung ist sie auch als Weib schöner geworden. Nun wollen wir aber den Medicinalrath ganz aus unserem Kreise wegbeißen, er ist bei meiner Schwiegermutter gewesen, davon zeugte ihr weinerlicher Blick, womit sie Marie empfing, deren Wangen in dem

Lebenshauche der versöhnten Natur zu blühen beginnen."

Schlange: „Des Collegen oberflächliche Aehnlichkeit mit mir, die ihn zu Ihrer Braut geführt hat, könnten Sie benutzen, um ihn statt meiner anzureden und gleich ohne Umschweife seine Opposition herauszufordern."

Mephisto: „Ei, warum viele Umstände mit solchem christlichen Manne machen — diese Leute sind schon von dem wissenschaftlichen Bewußtsein unserer Zeit abgethan. Nur der Egoismus macht sie zittern vor der Wahrheit, daß sie nur ein Naturding sind und ihre eingebildete Ewigkeit nur eine in ihrer Asche latent werdende Idee ist."

„Hier," fuhr der Obrist in seiner Mittheilung fort, „hustete ich vor innerem Aerger auf, denn ich konnte mich nicht mehr mäßigen. Die beiden Männer späheten durch das Bohnenlaub zu mir her, schwiegen und führten dann ein anderes Gespräch. Ich stand auf, um einmal über das Meer zu schauen und die übermüthige Menschenvernunft mit dem großen Schöpfer zu vergleichen — Herr, Sie müssen der Wahrheit die Ehre geben; wenn das die neueste Wissenschaft von der leibhaftigen Wirklichkeit ist, welche diese Männer vertreten, so ist es hohe Zeit, die Bibel in das Feuer zu werfen, aus den Gotteshäusern lustige Tivoli zu machen, zu fressen und zu saufen, zu lieben und zu genießen

und sich, wenn die alte Materie, welche wir Leib nennen, mürbe wird, eine Kugel vor den Kopf zu jagen, um die Periode der langsamen chemischen Zersetzung abzukürzen."

In demselben Augenblicke läutete die Tischglocke, die heraneilenden Badegäste drängten nahe an uns vorbei, um ihre Plätze einzunehmen. „Kommen Sie," sprach ich zu meinem Begleiter, „ich fürchte die modernen Vernunftgötter nicht, welche Gott absetzen und sich an seine Stelle setzen wollen, ich werde ruhig eine Anrede des Privatdocenten Doctor U. erwarten." Wir nahmen unsere Stühle an der Gasttafel ein und überflogen die Gesellschaft. Da trat die Finanzräthin am Arme des Doctor Coluber und Marie, vom Verlobten geführt, in den Saal und nahmen am entfernten Theile der Tafel Platz. — Ich bemerkte in Mariens Erscheinung die emancipirte Weltfreude nicht, sie sah wie eine Leidende aus, die ihren Schmerz verbirgt; auf die heitere Anrede der Männer hatte sie nur ein erzwungenes Lächeln, ihre Augen suchten scheu in der Gesellschaft und als sie mich gefunden hatten, hafteten sie einen Moment lang fest auf mir und senkten sich dann zu Boden. Ich betrachtete den Privatdocenten genauer. Ein materialistisch wohlgenährtes, rundes Gesicht, aufgeworfene, sarkastische und selbstgenügsam lächelnde Lippen, grelle, kugeliche Augen hinter Brillengläsern in

feinem Draht, eine aufgerichtete, spitze Nase, hellblondes, krauses Haar, eine sinnliche Hitze im Augenglanze und Anfluge der Backen, eine begehrende Unruhe in allen Bewegungen, ein Zug feinschmeckender, wählerischer Empfindlichkeit in den Mundwinkeln, ein geringeltes, behäbiges Unterkinn, eine Glatze auf dem jugendlichen Kopfe und eine vornehme Ungezwungenheit im Benehmen waren die Grundzüge dieses modernen Epikuräer, der sich ein Naturforscher der neuen Schule nannte und als solcher viele Bücher und Zeitungsartikel schrieb, um die neue Naturanschauung und Weltheiligung populair zu machen. Ich sah, wie er sofort die Weinkarte ergriff und mit schmeckendem Munde die Sorten durchzufühlen schien, dann bestellte, schlürfte, lebhaft sprach und kühner trank. Einige Male leuchteten seine Brillengläser zu mir her, ich bemerkte, wie Doctor Coluber ihn auf mich aufmerksam machte und mit ihm vertraulich unter vorsichtigem Lächeln, flüsterte. Jetzt erst gewahrte mich die Finanzräthin und ihre schwimmenden Blicke zu mir schienen mich zu ihr hinüberleiten zu sollen. Ich verhielt mich ruhig und conversirte sowol mit dem Obristen wie meiner Nachbarin am Tische, einer Kaufmannswitwe aus Holstein.

Das Desert war bereits genossen, die Damen entfernten sich in das Conversationszimmer, wo bald darauf ein Fortepiano ertönte, die Herren steckten

sich Cigarren an, der Privatdocent blieb mit seiner Gesellschaft sitzen und schien sich lebhaft und mit großem Vergnügen die hellblauen Rauchwölkchen der Cigarre ausstoßend, zu unterhalten; ein Kellner zog den Pfropf von einer knallenden Champagnerflasche und der Privatdocent füllte die Gläser mit dem schäumenden Getränke. Marie nippte unmerklich auf das Zureden des Verlobten. Ich stand auf und war eben im Begriffe, mit dem Obristen den Speisesaal zu verlassen, als mein Name gerufen wurde. Doctor Coluber eilte auf mich zu und sprach: „Entschuldigen Sie, Herr College, daß ich Sie noch nicht besucht habe — erlauben Sie mir aber, daß ich Ihnen Herrn Doctor U. den Verlobten von Fräulein Marie vorstelle, Sie können zugleich die günstige Veränderung derselben wahrnehmen — sie ist durch die exacte Methode geheilt.“ Ich hatte keine Lust, die Gesellschaft aufzusuchen und wollte unter ausweichender Höflichkeitsphrase und mit Hinweisung auf meinen Begleiter weitergehen, aber der Obrist, welcher den Arzt mit Löwenblicken fixirte und, wie er mir später gestand, bemerkt hatte, daß der Privatdocent mit spöttischem Lächeln die Anrede des Schlangendoctors beobachtete, riß mich mit plötzlichem Eifer am Arme zurück und stellte sich in militairischen Tempo nahe vor den Arzt. Gleichzeitig eilte die Finanzräthin herbei und bat mit einer erhitzten, fast ängstlichen Miene:

„O! Kommen Sie noch ein Weilchen zu uns.“ Es war ein hülfesuchender Blick, den sie auf mich richtete. „Kommen Sie,“ hub der Obrist an, „wir wollen die Dame an ihren Platz zurückgeleiten,“ und unter heimlichem, hastigem Pressen meiner Hand raunte er mir zu: „Ich gehe mit, um zu secundiren.“

Wir befanden uns bereits allein im Saale — der Privatdocent stand mit geheimnißvollem Schmunzeln auf, begrüßte mich vornehm, als observire er nur den Anstand und nickte dem Doctor Coluber mit verstellter Ehrbarkeit zu, als dieser mich vorstellte und unsere Verwechselung in der Hafenstadt als eine „Comödie der Irrungen“ bezeichnete. Es schien der Finanzräthin leichter um's Herz zu werden, als ich mich auf den von ihr herangezogenen Stuhl niederließ. Trotzig und mit den Späherblicken eines Spions setzte der Obrist sich dem Privatdocenten gegenüber.

„Sie haben sich,“ sprach der Doktor U., indem er mit der Serviette einige Brotkrumen von der seidenen Weste klopfte, „des Gesundheitszustandes meiner Braut freundlichst angenommen; ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, kann Ihnen aber bereits völlige Genesung verkünden — es war nur eine kleine Gemüthsbewegung, von Functionsstörungen des Nervensystems ausgehend; mein Freund, der Herr Physicus, der die ganz richtige Anschauung

hat, daß alle Seelenzustände, Gefühl und Wille, nur von äußeren Eindrücken abhängen, hat mich, als ein ziemlich wägbares, allopathisches Medicament, verschrieben und Sie sehen, daß es das richtige war." Und zu Marien gekehrt, fuhr er fort: „Was meinst Du, liebes Kind, hätte Dir das mystische Recept dieses Herrn wol so bald aufgeholfen?" Marie sah mich fragend an und senkte ihre schwarzen Augen dann tief in die grellen, lachenden Blicke des Verlobten, wie man wol den schweren Blick in den lichten Himmel richtet, um sich gewaltsam zu erleichtern, während der Obrist mit dem Stuhle ärgerlich rückte und den weißen Bart strich. An den selbstgenügsamen Uebermuth junger Gelehrter, die schon nach dem Erscheinen ihres ersten Büchleins die älteren Fachmänner antiquirt zu haben wähnen und sie gewissermaßen mit vornehmer Duldung oder mit impertinentem Dünkel behandeln, wenn jene den Paradoxen oder umstürzenden Explosionen neuer Ideen nicht sofort Achtung und Beifall zollen, war ich im Laufe meines Lebens hinlänglich so gewöhnt geworden, daß mir die selbstbewußte Weisheit dieser Privatdocenten gar nicht mehr imponirte. Das mußte er fühlen, denn mit einer ehrgeizigen, gereizten Steigerung fuhr er auf mein ruhiges Schweigen fort: „Haben Sie mein Werk über die „Circulation der Materie" gelesen?"

„Ich kenne die ganze Literatur des modernen

Materialismus, der seine Zeit haben wird, wie das Leben Jesu von Strauß."

„Wie meinen Sie das? Sie wollen sagen, seine Zeit wird erst kommen, er wird die Zukunf beherrschen."

„Mit Nichten; als vor wenig Jahren Strauß das Christenthum für kritisch abgethan erklärte, selbst der Gebildete glauben mußte, daß die Kirchen zugeschlossen, die auf christlichen Geboten ruhenden Einrichtungen des Staates und der öffentlichen Ordnung reformirt und neue Tempel der Menschheit, des Vernunftdienstes gebauet werden müßten, daß der Cultus des Genius an die Stelle der Religion treten werde, da lautete das überall bejauchzte Sprichwort: „Die Materie ist das unmittelbare Dasein der göttlichen Idee, sie ist Naturleben und in aufsteigender Stufe Menschengeist; Gott ist keine Persönlichkeit, sondern das Weltall selbst, die Vorsehung ist das Gesetz der allgemeinen Naturnothwendigkeit, nicht Gott regiert die Welt, sondern sie regiert sich selbst, ihren Materien und Kräften wohnt Vernunft inne." Und dennoch ist diese, die Gemüther lebhaft erschütternde und fortreißende, die Menschen auf den Thron der Gottheit setzende und sie von allen unbequemen Fesseln befreiende Emancipationstheorie spurlos durch die Menschheit hindurchgegangen, ist von den gesunden Organen des bewußten Lebens wieder abgesondert und ausge-

schieden wie ein nicht assimilirbares Gift und ebenso spurlos vorübergegangen, wie eine Krankheit; wie überhaupt alle solche Lehren, welche die Menschheit mit ihrem innersten Geiste und Lebenssafte entzweien wollen, mit Hautausschlägen zu vergleichen sind, die zwar momentan die äußere Schönheit entstellen, aber doch der Reinigungsherd des sich entlastenden Blutes sind."

„Bravo!" rief der Obrist eifrig, „das unterschreibe ich!"

Der Privatdocent mußte Mariens unruhige Miene bemerkt haben, denn er zwang seine Empfindlichkeit zu einem lauten Auflachen. „Wahrlich, Herr Medicinalrath! Sie sind ein Humorist, hi, hi, hi! Sie reden von der Sache wie von einem Gegenstande der Pathologie — aber Sie wissen, daß die Pathologie nur eine Tochter der Physiologie ist — da ich nun die Ehre habe, ein öffentlicher Vertreter der neueren Physiologie zu sein, so erlauben Sie mir, Sie auf dieses Feld zu führen, das freilich den älteren Herren, welche den seligen Rudolphi noch als Autorität betrachten und den Johannes Müller für zu physikalisch in Angelegenheiten der wundervollen Lebenskraft, diesem Gespenste der exacten Wissenschaft, halten, immer ein schwer zu betretendes Feld erscheinen mag."

„Wenn Sie, mein junger Herr, solche Muthmaßungen auch auf mich anwendbar glauben, so

irren Sie," erwiderte ich vorsätzlich ruhig und milde, „der Herr Physicus muß als Arzt meine Ansichten kennen, da sie durch Buch und Lehrstuhl veröffentlicht worden sind, und er wird Ihnen bezeugen müssen, daß ich ganz und gar der naturwissenschaftlichen Schule der Medicin angehöre und deshalb auch ein Mann der Erfahrung bin, ein Freund der physikalischen Erklärungsmethode."

Der Privatdocent stutzte, überflog den Physicus mit abschweifendem Seitenblicke, verkleinerte listig die Augen hinter den blitzenden Brillengläsern und sahe mich an, wie ein schlauer Polizeimann eine ihm verdächtige Person von Bildung liebäugelnd auf's Korn nimmt. „Die Ansichten, welche Sie meiner Braut als ärztlichen Rath mittheilten, kann ich nicht recht mit Ihrer physikalischen Erklärungsweise vereinbaren, entschuldigen Sie, mein Herr, wenn ich erstaunt bin — kennen Sie wirklich mein Werk über die „Circulation der Materie"? Sie müssen es als gebildeter Arzt kennen, ich glaube darin die Bahn gebrochen zu haben, welche die Wissenschaft bereits in allen denkenden, klaren Köpfen betreten hat."

Die Dünkelhaftigkeit, womit der Mann das sprach, mußte nicht nur den ärgerlich mit den Füßen scharrenden Obristen, sondern auch die seither gespannt zuhorchende Finanzräthin mit widerstrebendem Gefühle erfüllt haben, denn sie stand schnell

auf, ging hinter meinen Stuhl, sandte einen unglücklichen Blick durch das Fenster und setzte sich wieder auf ihre Stelle neben Marien, die ihre Mutter mit ernsten, träumerischen Augen verfolgt hatte. Ich blieb durchaus ruhig und gab zu verstehen, daß mir der junge Docent nicht in Mindesten imponire. Ich kannte solche Herren, die da glauben, die Wissenschaft in der Tasche zu haben, jeden guten Gedanken oder Fund eines Andern als ein Plagiat an ihrem usurpirten Eigenthum angreifen oder als einen Concurrenten todtschlagen zu dürfen, und die in ihrem Wahne der Selbstvergötterung jeden besonnenen Mann für veraltet, abgethan, jeden bescheidenen aber für einen Dummkopf zu halten pflegen. — „Herr Doctor," erwiderte ich, als auch Doctor Coluber gemeint hatte, daß ich wol die neuere Schule nicht aufmerksam genug studirt hätte, da ich sonst als ein vernünftiger Mann mich freuen müsse, endlich einmal auf festen, beweisbaren Grund und Boden geführt zu sein. „Ihre Circulation der Materie wird wol gleiche Bahnen gehen mit dem materialistischen Todtentanze, in dem der menschliche Geist im Taumel der Weltfreude und des genießenden Daseins mit der sinnlichen Materie im Kreise wirbelt, bis diese, wie der Chausséestaub im Wirbelwind verfliegt und der anhaltslose Geist, gleich kohlensaurem Ammoniak, vom Wasserdunste aufgesogen und zum Düngen einer neuen Generation

verwandt wird. Sie sehen, meine Herren, ich bin auch geläufig in der Definitionsweise der neuen Schule."

„Nichtswürdige Lehre," brummte der Obrist — „der Himmel bewahre Schule und Haus davor!"

Dieser eifrige Ausruf machte den Privatdocenten gereizt, er sah den alten Schnauzbart so grell und stechend an, als wollte er ihn durchbohren und fragte sehr spitzig: „ist der Herr etwa auch ein Mann von Fach?"

„Das versteht sich, von Fach — ein Mann für Gott, König und Vaterland; das ist das rechte Fach für jeden guten Menschen; wir haben verschiedene Könige und Länder, aber nur einen Gott — dem soll jede Kreatur die Honneurs machen!" sprach der Obrist mit militairischer Bravour und sah in seinem Eifer zum Küssen liebenswürdig aus.

„Das ist das Motto der Kreuzzeitungspartei," versetzte Doctor U. mit schneidender Schärfe, „die Herren sind gute Christen, die dem sentimentalen, maßgeblichen Glauben zugethan sind, welcher das liebe Volk in Dummheit und Gehorsam erhält. Die Naturwissenschaft, diese Macht des Jahrhunderts, hat die große Aufgabe, das Volk von jeglichem Köhlerglauben zu emancipiren, ihm zu beweisen, daß die einzige Macht, Regel, Sitte und Gesundheit das Naturgesetz und nur der sicht-

bare Stoff das ewig Seiende, Wechselnde und Lebende ist."

„Und Sie glauben nicht an Gott, an die Religion des Evangeliums, an eine sittliche Gerechtigkeit, an eine göttliche Regierung, an —" hier stockte der stürmisch fragende Obrist und stampfte mit dem Fuße — „Herr!" rief er dann zornig, „Sie lächeln bei dem Namen Gottes, was für eine Religion haben Sie?"

„Gar keine und zwar aus Religion! — Die Natur ist die Religion aller vernünftigen Leute, Naturgesetz ist Sittengesetz, das Buch der Natur ist das Evangelium, die Summe der Welt ist Gott selber, sein Wirken ist Electricität, chemische Kraft, Gravitation; der Mensch ist der vollkommenste Ausdruck der Materie, in der die Naturgesetze sich zeitweise selbst bewußt werden, ohne den Zwang der Nothwendigkeit abwerfen zu können, darum ist es Unsinn, von einem unsterblichen Seelenwesen, von freiem Willen, von einem Jenseits zu reden, der Mensch ist nur Produkt des Stoffwechsels und gehört auch nach seinem Tode unter die Macht der Naturgesetze, das heißt, wird bewußtloser Staub — wird Materie mit latenten Kräften."

Der Obrist glotzte den Privatdocenten an, als sei eben eine Höllenmaschine vor ihm explodirt und als ob er eine momentane Betäubung erlitte — dann bekam sein Gesicht neues, gesteigertes Leben,

die Stirnadern schwollen auf, die Backen rötheten sich, er griff sich an die Stirn, an den Arm, an die Brust, rieb sich den Scheitel und rief: „Was? — daß ich hier jetzt rede, denke, mir bewußt bin, was ich und Sie sind, daß dies mein Kopf, dies meine Hand ist, daß ich jetzt hier hinfasse und es auch lassen kann, wie ich will, daß ich weiß, was Ehre, Schicklichkeit, gut, recht, schlecht und schändlich ist, das wäre nur Chemie, Physik, Zwang, wäre nicht mein in Gott geborenes eigenes Wesen, das nach dem Himmel seufzt, verlangt und im Gebete sich selbst in Gott fühlt — Herr: sagen Sie mir bei meiner und Ihrer Ehre, treiben Sie Spott mit mir? Sagen Sie mir, wird solche Lehre auf deutschen Lehrstühlen gepredigt, in Büchern verbreitet, unter Menschen gebracht?"

„Alle neueren Naturforscher, die eine neue Generation der Wissenschaft in's Leben rufen, lehren so und beweisen es; alle verständigen Leute horchen freudig und befriedigend danach, eine Menge populärer Bücher sind die Träger der Wahrheit in Schulen und Familien — die Welt muß jetzt mit einem Male aufgeklärt werden, was Jahrhunderte lang die philosophische Speculation vergebens erstrebt hat, Wesenschauung, das öffnet sich jetzt in dem Laboratorium der Naturforscher dem erfahrenen Sinne als Thatsachen."

„Und wo bleiben Kirche, Staat? Wo bleibt

Gerechtigkeit, Vergeltung, o! mein Gott! warum erscheinst Du nicht mehr, wie einst auf Sinai, warum sendest Du unter die Heiden keinen Apostel herab?"

„Das will ich Ihnen exact beantworten," versetzte der Privatdocent, indem er mit Wohlgefallen das duftende Wölkchen seiner Havannah-Cigarre mit der Nase auffing, den Doctor Coluber, welcher sich stillvergnügt die Hände rieb, anlächelte und behaglich den Arm seiner Braut über den seinigen zog, um mit ihren schönen Fingern zu spielen. — „Staat und Kirche müssen sich aus der materialistischen Anschauung neu gestalten, als Republik und Naturdienst. Und Gott kann nicht wieder auf Sinai erscheinen, weil die Zeit vorüber ist, wo man jeden Blitz und Donner, jede Sternschnuppe oder Fluth für Gottes Erscheinung hielt, während man jetzt weiß, daß die Naturkräfte, die nichts anderes, als Eigenschaften der Stoffe sind, überall und nach festen Gesetzen erscheinen. Apostel kann der um seine Persönlichkeit gebrachte Gott auch nicht schicken, denn diese guten Leute sind Staub und Asche und die Stoffe, welche etwa im Gehirn des Herrn Paulus oder Petrus wirkten, sind vielleicht heute in die Combination einer Gänseblume oder eines Fischmagens eingegangen oder helfen dem Gehirn einer hübschen Asiatin zu angenehmen Träumen."

„Entsetzlich, sündhaft!" rief der Obrist und sahe mich hülfesuchend an.

Ich hatte mich absichtlich ruhig verhalten und still Marie beobachtet. Sie hing mit schweren Blicke an der Miene des Verlobten, die Unruhe des Obristen schien in ihrer Brust eine merkliche Beklommenheit zu wecken, ich glaubte ihre Hand, womit der Materialist nebenbei spielte, zucken zu sehen, als der Obrist das Wort „sündhaft!" aus innerster Seelentiefe hervorstieß. Als ob ein richtiges Gefühl des Mitleids ihn leitete, senkte derselbe seine Augen ernst beobachtend und mild auf die Jungfrau.

Jetzt nahm ich das Wort: — „Mein lieber Herr Obrist — Sie müssen immer bedenken, daß die neue Lehre Menschenweisheit ist. — Alles, was der Mensch eine Thatsache nennt, ist nur eine relative Wahrheit, wie hätte es sonst möglich sein können, daß man Jahrhunderte lang für sogenannte Wahrheiten selbst das Leben geopfert hat, die später als Thorheit vergessen sind. Es giebt aber Wahrheiten, die ewig sind, welche, von ihrem ersten Erwachen im Bewußtsein der Menschheit, längst genährte Ahnungen gewiß gemacht und die Geister mächtig ergriffen haben. Dahin gehört der Grundgedanke des Christenthums, der Gegensatz von Gutem und Bösem, das Gesetz der Sittenwelt, das Gefühl von Gott, als die Ursache und Vorsehung von allen Dingen . . ."

„Und die Lehre, daß man aus zwei gegebenen Winkeln und einer Seite ein vorher bestimmtes

Dreieck construiren kann, — es giebt auch mathematische Wahrheiten, ja, es giebt einzig und allein nur solche, deshalb ist auch der mathematische Ausdruck der neueren Seelenlehre eine Wahrheit." Diese meine Rede unterbrechenden Worte warf der Privatdocent, indem er den Doctor Coluber anlächelte, mit forçirter Gleichgültigkeit hin. Der Obrist hatte unverwandt Marie betrachtet, seufzte jetzt, wie ein aus schwerem Traume Erwachender und sprach: „Und Ihre Lehre vom Seelenstoffe, von der materiellen Natur alles Schönen, Guten, Sittlichen, Göttlichen wird wirklich der studirenden Jugend gelehrt? Wo bleibt da die Pädagogik?"

„Der Materialismus ist die ächte Wissenschaft, verlassen Sie Sich darauf; auf allen Hochschulen stehen jüngere Kräfte auf dem Katheder, die eine eifrige Jugend um sich versammeln. In Halle soll nächstens eine Zeitschrift gegründet werden, die den Materialismus, in Form und Firma einer richtigen Naturanschauung und Naturheiligung, in jedes Bürgerhaus tragen soll."

„Was? Der Bürger, die Mutter, die Jungfrau, der confirmirte Sohn, die Kinder sollen unterrichtet werden, daß es keinen freien Willen gebe, also keine Zurechnungsfähigkeit, Verantwortung nach dem Grundsatze der Moral und Strafrechtspflege?" fragte der Obrist.

„Soll man, um mit meinem Freunde Uhlich

zu reden, die Kinder mit Lüge füttern, damit sie dereinst erst durch bittere Täuschungen die Wahrheit finden?" antwortete der Privatdocent — und mit scharfem Nachdruck setzte er hinzu: „Lassen Sie es sich ein für allemal gesagt sein, der Mensch ist keinen Augenblick Herr über sich selbst, über seine Vernunft und geistigen Kräfte, ebenso wenig, wie er befehlen kann, daß seine Nieren absondern sollen oder nicht. Ihn beherrscht allein das Gesetz der materiellen Zusammensetzung. Was wir in einem Augenblicke denken, ist nur das Resultat der momentanen Stimmung in der stofflichen Zusammensetzung unseres Gehirns. Diese ändert sich oft kraft der großen Blutcirculation, die in diesem Organe herrscht. So wie kein freier Wille existirt, so auch kein Verbrechen. Diebstahl, Mord, Brandstiftung sind nur Krankheiten, chronische oder acute Verstimmungen der Gehirncombination. Es giebt nur eine physische und pathologische Welt."

„Aber zum Teufel — was ist Recht und Unrecht?" eiferte der Obrist.

„Recht ist die Politik der Selbsterhaltung auf Grundsätze zurückgeführt."

„Herr! Das ist eine Lehre des Teufels, eine babylonische Verwirrung, eine heillose Sünde — der Satan hat seine höllischen Vögte auf die Erde geschickt, sie in die Gestalt von Professoren und

Privatdocenten gesteckt und will die Seelen abspenstig von ihrer eigenen Natur machen!"

Der Privatdocent lachte über diesen Zornausbruch des alten Soldaten laut auf, Marie aber erschrak, ihr Arm zog sich aus den Händen des Verlobten zurück, ihr Blick, schwer wie ein Regenhimmel, traf mich; sie schien eine innere Aufwallung zu bekämpfen, hülfesuchend ergriff sie die Hand der Mutter und sah starr zu Boden. Der Obrist mußte sie gleichfalls beobachtet haben, denn er fixirte sie jetzt mit einer wehmüthigen Theilnahme. „Mein Herr," begann er ungewöhnlich sanft, „verzeihen Sie einem alten Soldaten die Offenheit, einem Vater von zwei verheiratheten Töchtern die Theilnahme — Madame, Sie müssen meine Frage nicht mißdeuten, wir sind aus der alten Schule — nicht wahr, Ihr Fräulein Tochter ist die Braut des Herrn Gelehrten hier?"

„Jawohl, mein Herr — ich bin so glücklich, diese vortreffliche Dame meine Verlobte zu nennen," fiel Doctor U. mit frivoler Heiterkeit ein.

„Sie nennen Ihre Braut vortrefflich — Sie müssen sie lieben — eine Liebe aber hofft auf eine ewige Seligkeit und erschrickt vor dem Gedanken des Todes — Sie wollen Ihre Braut an den Altar führen, an den Altar der christlichen Kirche."

„Nun ja, eine Formalität des Zwangsglaubens,

die man erfüllen muß, weil der Aberglaube uns noch zeitweilig seine Weltmacht fühlen läßt."

„Und Sie würden nicht an den Tisch des Heilandes mit Ihrer jungen Frau treten, Ihre Kinder nicht taufen, nicht confirmiren lassen?"

„Nur, wenn ich gezwungen würde; — Herr, wie können Sie einem Naturforscher der Gegenwart solche antiquirte, christliche Zumuthungen machen? Ihre sentimentale Himmels- und Vergeltungslehre, Ihre ganze Wundermähr von einem persönlichen Gotte, der da wie ein Fürst regiert, Gebete erhört, wohlthut und straft, willkürlich den einen Menschen glücklich, den andern, zur Prüfung für die ewige Seligkeit, miserabel macht, der einen Sohn als Wunderthäter und Erlöser auf die Erde gesandt hat — Alles das hat für einen Antiquar höchstens noch ein historisches Interesse. Heißt das erlösen, wenn ich die Menschen aus einem Köhlerglauben in den anderen führe? Und wo ist die Sünde, wo? Etwa in der Natur? In ihr, die alle Wahrheit selbst ist? Welch' eine Blindheit; man sieht, wie anerzogene Irrthümer selbst bei gebildeten, intellectuellen Menschen schwer zu lösende Ketten der Beschränkung sind!"

Der Obrist hatte mit steigender Wehmuth zugehört und um so unverwandter Marie betrachtet. „Ja! ja!" sprach er gerührt, „wenn ich Ihre Rede anhöre und dabei auf dieses Fräulein blicke,

das Leben und Glück, Segen und Schicksal mit Ihnen theilen will, dann wird mir recht wehe im Herzen. Sie schauen in ein seelenvolles Auge, küssen einen Mund, der von ewiger Liebe redet, berühren eine schöne, lebenswarme Hand und — Pardon! ich muß es Ihnen sagen — denken dabei, daß Alles nur zeitweilige Erscheinung, Staub, Stoffverbindung ohne freien Willen, ohne ewige, bewußte Seele, ohne Tiefe und Himmel ist — — mein Fräulein, lassen Sie einen Vater von zwei verheiratheten Töchtern zu Ihnen reden, einen Mann, der einst selbst ein Weib geliebt hat, das er wieder zu finden hofft dort oben .... ich kenne auch ein Bischen das Weiberherz, weiß, worin das Weib seine Ehre, seinen Stolz, seine Heimath — ja ich weiß, wo er seine ganze Bedeutung sucht und findet, ein Weib gewinnt nur in der Sittenwelt seine Würde, darum reicht sein Gefühl tief in die Sittenwelt hinein, darum sinkt es in der Ehre und Heiligkeit, Schönheit und Züchtigkeit ihres Leibes, wenn es nichts mehr, als Gattin, als Gattungswesen sein mag."

„Herr!" fiel der Privatdocent heftig und herausfordernd ein, als er bemerkte, daß Marie das Tuch vor die Augen hielt und sich unter heftigen Athmen abwendete — „Herr! was sollen solche Phrasen und überflüssige Erörterungen? Sparen Sie dieselben für ein Schullehrerseminar auf; —

wenn Sie erfahren wollen, was ein Weib ist, so lesen Sie Schleiermacher über Schlegel's Lucinde, oder Göthe's geistiges Kind, die Bettina von Arnim; ein pantheistisches Weib liebt im Mann die Menschheit, die Welt, fühlt sich mit der ganzen Natur verwandt, möchte in sie, ein Allgemeines, liebend zurückkehren."

„Das verstehe ich nicht," versetzte der Obrist barsch, da die militairische Ehre durch die heftige Ansprache empfindlich geworden war, „mich bestimmt das Mitleid mit dieser jungen Dame, ich kann sie mir nicht ohne eine edle Seele denken und diese muß erbeben vor dem Gattungsleben ohne Sittenwelt. Ein Weib ohne Himmel ist ein Wesen ohne Heiligkeit ihres Leibes — ist die Mutter der Sünde."

Marie warf einen verzweiflungsvollen Blick rings durch den Saal, als spähe sie nach fremden Zeugen, dann ergriff sie die Hand des Verlobten mit beiden zitternden Händen in krampfhafter Inbrunst, drängte das heiße, fiebernde Gesicht nahe an die Wange desselben und sprach aus tiefster Brust: „Alfred! widerlege den Mann, er urtheilt furchtbar über mich — Alfred, kannst Du ihn widerlegen?"

Nach einer flüchtigen, beschwichtigenden Bewegung gegen die Braut, rückte der Privatdocent näher vor den Officier und sahe ihn befremdet an,

als wundere er sich über ihn. „Herr Obrist," hub er mit vornehmer Betonung an, „wenn Sie die Sprache der heutigen Naturwissenschaft redeten und deren Thatsachen verständen, so würde es mir ein Leichtes sein, Sie gründlich über Ihren Irrthum aufzuklären. Ich will Ihnen nur die Liebe deuten; — sie ist die Darstellung der ganzen, vollen Menschheit in zwei Personen, ist Religion, indem der Mensch durch die Liebe in den Ursprung seines reinsten Daseins, in die ungetheilte Natur zurückkehrt, indem Geistiges und Sinnliches sich vereinigen zum Leben."

„Und wo bleibt der Gott, zu dem die Liebe strebt?" fragte der Obrist.

„Gott ist in den Liebenden, in ihrer Umarmung, ist Eins in ihnen; Genuß und Leidenschaft sind heilig — Liebeshandlung ist Religion, sie macht den Mann zum Charakter, das Weib selbstbewußt, entwickelt es in geistigen Anlagen. Der Weltgeist ist Gott und Liebe der Entfaltungstrieb des Daseins zur Freiheit, — ist Selbsterlösung."

„Und wenn der Tod kommt?"

„Nun, dann hört jeder Unterschied zwischen Mensch und Gott auf, dann kehren wir in unseren Gott, in das allgemeine Naturleben zurück, der Leib wird dann dem Ewigen, dem Geiste, das heißt: dem allgemeinen Naturwesen geopfert."

„Wahrhaftig, Sie reden wie Göthe's Faust,"

erwiderte der Obrist, „ich antworte Ihnen mit dem Schüler im Faust: Es wird mir bei alle Dem so dumm, als ginge mir ein Mühlrad im Kopfe herum."

„So viel ich weiß, ist der Schüler der Repräsentant des Philisterthums," sagte Doctor U. spöttisch.

„Alfred!" sprach Marie mit veränderten Gesichtszügen — „Deine Antwort befriedigt mich nicht, Du redest wie Faust — sprich es aus, glaubst Du an Gott?"

„Liebes Kind," lächelte er mit spielender Zärtlichkeit, „trink mit mir, da nimm das Glas, ein edler Geist lebt in diesem Safte, geboren wie wir, aus dem Schooße Natur; sieh, wie die Welt im ewigen Kreise sich bewegt, die Sonne auf und niedergeht, was willst Du von Gott? Nenn's Glück, Herz, Liebe, Welt — was suchst Du einen Namen."

„Mich grauet vor Dir," flüsterte Marie und starrte träumerisch in die Luft, als strenge sie sich an, den Gedanken zu beherrschen.

„Nun!" rief der Obrist unwillig, indem er auf mein Knie schlug, „so reden Sie doch auch ein Wort, was halten Sie davon?" Doctor Coluber, welcher bisher mit grinsender Ruhe im Hinterhalte gelauert und sowol mich wie die Finanzräthin belauscht hatte, richtete sich bei der Aufforderung des Obristen schnell auf und sah mich scharf an, als rüste er sich zur Opposition.

„Ich habe," begann ich, „geschwiegen, um zu sehen, wie ein natürlicher Verstand die Lehre des Herrn Doctor U. beurtheilt. Das weibliche Gefühl der Jungfrau hier hat bereits darüber entschieden — auch ich bin der Meinung, daß eine Theorie über Gott, Mensch und Sitte nur dann eine stichhaltige ist, wenn das reine unverletzte Gefühl des Weibes darin seinen vollen Werth empfindet. Da aber der Herr Doctor soeben vorschützt, daß er einem Laien der Naturwissenschaft nicht exacte Rechenschaft und Verständlichkeit gewähren könne, so bitte ich ihn nunmehr, mir, dem naturforschenden Arzte, den Beweis seiner Wahrheit und Unfehlbarkeit zu geben."

Doctor U. stutzte und musterte mich mit dünkelhaftem Blicke.

„Ich stehe ganz mit Ihnen auf dem Standpunkte der Erfahrung, des naturwissenschaftlichen Experimentes," fuhr ich fort, „ich kenne alle Thatsachen der neueren Erkenntnißmethode, ich freue mich sogar der physikalischen Erklärungsweise bei organischen Phänomenen. Ich sage Ihnen aber, daß die Naturwissenschaft ihre feste Grenze hat, und das um so fester, je exacter sie ist, denn sie hat nur mit der Körperwelt und ihren Gesetzen zu thun, da, wo Wahrnehmung und Physik aufhören, da ist ihre Grenze, sie hat gar keinen Beruf und keine Mittel über das sinnlich Wahrnehm-

bare hinauszugehen, wo es geschieht, da wird sie mißbraucht."

„Ei, ist es nicht ihre Sache, das Materielle auch im sogenannten Uebernatürlichen nachzuweisen?" fragte Doctor U. —

„Nachzuweisen? Sie können nichts beweisen, Sie haben für diesen Materialismus nur Analogien und Hypothesen, die nicht mehr bedeuten, als die Muthmaßungen der Astronomen von der Natur anderer Weltkörper, sie können nicht einmal über die Erde hinaus in den sichtbaren Sternenhimmel eindringen und wollen sogar das Unsichtbare als handgreiflich demonstriren. Hat Gott Ihnen versagt, die Entfernung des nächsten Fixsterns zu messen, so wird er Ihnen auch den Maßstab nicht gegeben haben, um ihn damit selbst zu umgrenzen. Alle Ihre Thatsachen, welche eine geistige, übersinnliche Welt, eine, die Welt durch höchste Vernunft und Macht beherrschende Gottheit, eine moralische Weltregierung und menschliche Unsterblichkeit wegdemonstriren sollen, sind eingebildete, und das Trotzen auf Thatsächlichkeit ist menschlicher Dünkel. Die Natur ist nur eine Seite der Schöpfung, die materielle — mit ihr allein verkehrt die erfahrungsmäßige Naturwissenschaft, aber es giebt auch noch eine andere Seite der Schöpfung, die Geisterwelt, welche ihrem größten Theile nach der Einsicht irdischer Vernunftwesen verschlossen bleibt."

„Verschlossen? und doch wollen Sie darin genau Bescheid wissen," lächelte Doctor Coluber und nickte dem Privatdocenten zu.

„Ja," versetzte ich mit Nachdruck, „dafür haben wir Menschen zuverlässige Bürgschaften, eingeborene Legitimitäten, das Glaubens- und Gewissensgefühl. Der Chemiker, Physiker und Physiologe, mag er auch noch so genau die feinsten Materien nachweisen, er reicht niemals in die geistige Welt mit seinen Experimenten hinein, er hat kein Recht, sie zu leugnen, weil er sie nicht wägen kann, er sollte lieber, um nicht seine eigene Sitte zu verscherzen und das moralische Gottgefühl in anderen Menschen zu beleidigen, gänzlich von dem ihm Unbekannten schweigen, anstatt die Naturwissenschaft vor Staat und Kirche zu verdächtigen und sie zur Gegnerin der Grundsätze öffentlicher Ordnung zu machen. —"

„In der That," höhnte der Doctor U., indem er Marie durch einen unbefangen, heiteren Anblick aus ihrer ernsten Grübelei zu ermuntern suchte, „was meinst Du, liebes Kind, man sollte glauben, der Herr habe nicht auf einem Katheder, sondern auf einer Kanzel gestanden, er redet, wie die Berliner Kirchenzeitung."

„Wenigstens bin ich ein naturforschender Christ, der nicht, auf sinnliche Trugschlüsse gestützt, den Menschen vergöttert, sondern in Christus den Ver-

einigungspunkt für die heiligsten Interessen des Menschengeschlechts erkennt, da in ihm sich das Göttliche am Reinsten, Schönsten und Edelsten unter der Erscheinung endlicher Daseinsform des Menschen offenbart hat. Bei seinem Namen vergegenwärtigt sich der Christ seiner Liebespflicht und Seligkeit, seiner Aufgabe und seiner guten Kräfte, fühlt sich in dieser Gemeinschaft stark, vom Geiste der Heiligung durchdrungen, und huldigt in ihm der Wahrheit, ihrer selbst willen."

„Ja!" rief die Finanzräthin aus, „so lebe und sterbe ich! —"

„Mich ergötzt diese Zuversicht, ich suche nach einer Erklärung, wie ein Mann der naturwissenschaftlichen Schule an dem Aberglauben früherer Jahrhunderte hangen kann, ohne den Widerspruch in sich selbst zu bemerken," sagte der Privatdocent zu seiner Braut, indem er ihre widerstrebende Hand liebkoßte.

„Die Täuschung ist auf derjenigen Seite, wo die logischen Consequenzen in's Unvernünftige sich verlieren," fuhr ich fort, „der pantheistische Mensch, ohne Geistes- und Sittenwelt, gehört in die Wildniß, zwischen die Thiere, er ist ein menschlich organisirtes Thier, ein gottloser Egoist, er hat statt der Liebe nur die rhetorische Humanitätsphrase des selbstsüchtigen Mundes. Um zeitweise ein hinfälliges Naturding zu sein, eine „denkende Materie", lohnt

es sich nicht der Mühe, ein paar Jahre vernünftig gewesen zu sein, die Stumpfheit eines Thieres wäre mir lieber. — In dem modernen Materialismus ist der Geist der Erde, den man einst Teufel nannte, wiederum mächtig geworden, „man lebt nur einmal" — so heißt die Phrase, in welcher die „denkende Stoffcombination" sich wohl fühlt, wie das Thier auf der Weide — man braucht dem Himmel keine Rechnung zu tragen, warum sollte man eingegangene irdische Pflichten erfüllen?. Man zerfällt in Asche mit latenten Kräften, warum sollte man nicht genießen, verbrauchen, erlisten und die Gegenwart ausnützen? Und wem wäre mit Tugend gedient, da die Natur die Individuen verschlingt, um die Gattungen zu retten? wahrhaftig! mich schaudert vor solcher Welt, sie wird, worin die gesunde Wissenschaft diesen Parasiten nicht selbst tödtet, oder der Staat nicht sein Schwert des Gesetzes an den Stamm desselben setzt, nur Verbrecher oder Wahnsinnige hervorbringen. Das Familienleben ist unmöglich geworden, es wird nur Gattungshöhlen geben, der, für die materialistische Genußliebe nicht ausgestattete Organismus wird im Jünglinge zum Greise und die dunkle Leidensstunde des Gewissens zu einer furchtbaren Reue werden."

„O! halten Sie ein!" rief Marie, „Ihre Rede wird mich tödten!"

„Nein, nein, mein liebes Kind," beschwich-

tigte der Privatdocent die auf die Schulter der Mutter sich abwendende Jungfrau, „ich will jetzt dem Herrn meine Meinung in wenig Worten sagen.“ Dann rückte er mit dem Stuhle weiter gegen mich vor, was der Physikus ihm unwillkürlich nachthat, warf seine Cigarre auf den Tisch und sprach scharf: „Sie glauben an die innere organische Einheit des Christenthums, nicht wahr?“ Ich bejahte. — „Gut, wenn aber darin ein Grundstein herausgenommen werden kann, so muß das Ganze stürzen. Nun können Sie doch nicht leugnen, daß die Histörchen von dem Entstehen der Menschheit aus Einem paradiesischen Paare, vom Sündenfalle, von der Schöpfungswoche des Moses, von der Auferstehung und Himmelfahrt durch die Naturwissenschaft als unmöglich dargestellt sind — he?“

„Ja was die historische Seite betrifft, mag manche damalige Volksanschauung mit untergelaufen sein — aber was schadet das der Religion? — Zweifelt der Mensch an der wirklichen Auferstehung Jesu, so liegt in ihm doch das Bedürfniß der eigenen Auferstehung — was aber die Sünde betrifft, so ist dieselbe nur durch die Menschen in die Welt gekommen; Entzweiung des Geistes mit der Natur, zwischen Gott und Welt, das Bewußtwerden des Gegensatzes zwischen materieller und moralischer Natur, die Disharmonie des freien Willens mit dem eingeborenen Göttlichen

rief die Sünde hervor. Hätte die alte Theologie nicht längst von einem historischen Sündenfalle berichtet, so wäre der moderne, naturwissenschaftliche Materialismus der wahre Sündenfall, die sündhafte Abwendung des Menschen von Gott."

Die Antwort des Doctor U., welcher gleichfalls mit dem Schlangendoctor heftig zu reden begann, wurde mir durch einen plötzlichen Lärm entzogen, welcher draußen vor den Saalfenstern und gleich darauf im Saale selbst entstand, wo wir in der verflossenen Stunde nach dem Diner ganz allein gewesen waren. „Wo ist der Doctor?" riefen die erregten Stimmen draußen — die Thüren wurden aufgestoßen, Kellner und Volk drang ein und ein Mann eilte auf den Physicus Coluber zu. —

„Es hat sich eben Jemand am Strande erschossen!" rief man, „kommen Sie, Herr Doctor, der junge blasse Herr!" und der heraneilende Mann setzte hinzu: „Denken Sie Sich das Unglück, der Herr von M. — der Philosoph, hat sich eben das Leben genommen, am Strande hinter den Fischerhütten!"

Coluber sprang in der Bestürzung auf und eilte aus dem Hause, der Privatdocent erschrak flüchtig, gewann aber schnell seine lächelnde Selbstgenügsamkeit wieder und stand seiner Verlobten bei, die mit lautem Schrei in Ohnmacht sank und alsbald lebhafte Krampfbewegungen bekam; — sie

wurde in ein Nebenzimmer auf den Sopha getragen und mir lag die Sorge ob, sie ärztlich zu überwachen und die erforderlichen Mittel anzuwenden. — Als sie sich geisterbleich erholte und einen langen, fragenden Blick auf den Verlobten gerichtet hatte, lächelte sie mit unbeschreiblichem Schmerze den Obristen und mich an, warf sich dann an die Brust der Mutter und schluchzte.

„Wie kann Dich das so alteriren, wenn ein Lebensmüder sich in den Schooß der Ruhe stürzt," sprach Doctor U., „liebe Marie, denke doch daran, daß wir diesen Fall noch neulich ausführlich besprochen haben, daß der Mensch nicht Herr über Leben und Tod ist und die Einrichtung der Natur allein verantwortlich bleibt."

„Herr von M. ist ein Selbstmörder, ein Verbrecher! — hu! wo bleibt seine von Sünde befleckte Ehre!" hauchte Marie im Flüstertone und mit innerlichem Schauder.

„Liebes, vorurtheilvolles Mädchen," versetzte der Privatdocent mit lächelnder Ruhe, „die in ihren Gott sich zurücksehnende, kranke Seele ist in das Ewige, in die Gesundheit, die allgemeine Natur zurückgeflossen, der leidende Freund hat dasselbe Heilmittel gebraucht, welches der Arzt anwendet, wenn er seinem in Delirium gequälten Kranken das narkotische Opium verabreicht, um die gereizte Hirnfaser zu betäuben — unser melancholischer Freund

hat sich in die süße Bewußtlosigkeit der Naturallgemeinheit in den heiligen Schooß seiner Mutter gestürzt.“

„Nein! in die Hölle ist er gefahren!“ fiel der Obrist ärgerlich ein, „ein Selbstmörder hat weder Ehre noch Seligkeit, er fährt der Sünde in den offenen Rachen!“

„Wir haben hier eine traurige, letzte Consequenz des modernen Materialismus,“ fügte ich hinzu, „suchen wir die näheren Umstände dieses Selbstmordes zu erfahren und sie werden uns beweisen, wie trost- und sittenlos dieser entsetzliche Irrthum des Materialismus ist.“

„Komm, Marie,“ hub der Privatdocent an, indem er der mit einem Brustkrampfe Ringenden den Arm anbot, „ich will Dich in Deine Wohnung führen, Du wirst anders darüber denken, wenn Deine Nerven den Schreck überwunden haben.“ Mit einer zurückwehrenden Bewegung wandte sich Marie von ihm ab, warf mir einen hülfeflehenden Blick zu und flüchtete an die Brust der Mutter, welche ihre Tochter mit beiden Händen umschlang und das weinende Angesicht auf deren Scheitel drückte. Der Privatdocent wollte sich mit zärtlicher Ueberredung nähern, aber sie hörte nicht, er legte seine feiste Hand auf ihre Schulter, aber sie rührte sich nicht. „Ich begreife nicht, was für ein Mädchen Du bist,“ sagte Doctor U. unbehaglich, „Du

siehst Gespenster, wo uns überall eine frohe, glückliche Natur umgiebt, Du fürchtest Dich, wo ewige Naturgesetze in ewig ruhigen und sicheren Gleisen sich über, unter, in und außer uns bewegen, Du willst Dich absondern in eine phantastische Rettungsbarke, während die Wellen des Daseins uns Alle schaukeln, heben und verschlingen — Du hoffst auf ein Jenseits, wo nur aus dieser Erde ewigen Diesseits unsere Freuden quellen, wenn der gesunde Sinn sich in das Jetzt zu schicken weiß — Marie — ermanne Dich, komm mit mir, wir wollen in meines Freundes Sallet „Laienevangelium" lesen."

Da erhob sich Marie, als sie wahrnahm, daß ihre Mutter eine Bewegung der Entfernung gegen den Doctor machte und dieser von Neuem ihre Hand fassen wollte. Wir befanden uns allein im Zimmer, Mutter und Tochter, der Doctor, Obrist und ich. — Wir Beide betrachteten die Jungfrau mit Theilnahme und Rührung. „Gehe von mir, ich fürchte Dich, Du bist ein Faust — Gott sei meiner Seele gnädig, ich kann Dein Gretchen nicht sein!" sprach sie mit schmerzlichem Nachdruck und wollte an der Mutter Arme das Zimmer verlassen. „Recht so, recht so, liebe Jungfrau — Gott allein die Ehre!" rief der Obrist, indem er in glücklicher Herzlichkeit Mariens Hand preßte und dann dem Doctor U. mit herausforderndem Blicke entgegentrat.

„Ich bin unter hysterische Leute gerathen,"

sagte U. laut zu sich selbst, mit einem Hohne, durch welchen er seine eigene Unbehaglichkeit zu verstecken suchte. Dann fuhr er gemessener fort: „wenn ich Dich später besuche, Marie, dann wirst Du ruhiger sein. Meine Herren, die Nachricht von dem Ereignisse hat meine Braut in einen nervösen Zustand versetzt, der abnorm ist — da aber die Stimmung nur Product der organischen Zustände ist, so wird sich erstere ändern, wenn Herr Doctor Coluber die Nerven umgestimmt haben wird. Adieu! jetzt eile ich nach dem Strande."

Damit entfernte er sich. Marie sah seiner Spur nach, als bemerke sie teuflische Flammenfußtapfen am Boden — die Finanzräthin bekam aber plötzlich Worte und sprach: „In seiner Gegenwart konnte ich nicht reden, weil mir die Brust vor innerstem Aerger über seine Ansicht beklommen war und er meine Sorge belächelt — Marie, sei fest, Du opferst Dein Leben einem muthwilligen Kampfe mit dem Bösen — sieh, da steht unser Freund, der hat Dir Alles vorhergesagt."

„Wenn ihn der Selbstmörder nicht zurückschreckt vor der Consequenz seiner Lehre, ach! dann vermag ich's nicht!" sprach Marie auffallend ruhig, „dann habe ich ihn zuletzt gesehen — ich bedarf der einsamen Erholung, ich fühle mich so leicht, als ob ich Flügel hätte — das bedeutet die Nähe einer schrecklichen Stunde."

„O! Sie wird den Krampf bekommen!" seufzte die Mutter und folgte der fortdrängenden Tochter. Von Ferne folgte ich mit dem Obristen und bemerkte, daß sie ihre Wohnung ohne Unfall erreichten. — Der alte Soldat konnte sich gar nicht darüber beruhigen, daß wirklich solche „Teufelslehre", wie er den modernen Materialismus nannte, als ein Resultat der so besonnenen und nützlichen Naturwissenschaft, von verständigen Leuten gelehrt und von den Cultus-Ministerien geduldet werde. Ich wanderte, da mein Begleiter wegen seines Rheumatismus nicht so weit gehen konnte und sein versäumtes Mittagsschläfchen nachholen wollte, den Weg gegen den Strand hinab, um über das dort vorgefallene Ereigniß mir einige Nachrichten einzuziehen. — Ich fand hinter den Fischerhütten, wo dasselbe stattgefunden hatte, nur noch einzelne Gruppen von Leuten, namentlich aber Inselbewohner stehen, und man erzählte mir mit großer Aufregung, daß der bleiche, junge Herr in die Kirche getragen sei, da Niemand die Leiche eines Selbstmörders in seinem Hause beherbergen möge, daß er sich den Schädel mit Pulver und Wasser gesprengt und diesen bösen Vorsatz gewiß schon lange in sich getragen habe, da die Strandbewohner ihn seit mehren Tagen beobachtet und aus seinen Bewegungen und Geberden auf einen Irren geschlossen hätten, der in's Meer zu laufen gesonnen sei. Wenn Jemand auch noch

so geheimnißvoll und abgeschlossen an einem Orte lebt, dann vermag ein öffentliches Ereigniß, welches die Neugier und das Tagesinteresse auf ihn hinlenkt, mit auffälliger Schnelligkeit den Schleier zu lüften, der über der Individualität hängt und der Blick findet schnell den Eingang in jegliches Geheimniß eines Menschenlebens, das einmal, und wenn auch noch so vorübergehend, die Zunge der Leute angestachelt hat. Selbst solche Personen, welche über eine mysteriöse oder verschlossene Individualität bereits Auskunft hätten geben können, aber aus Klugheit, die ja heutiges Tages gleichbedeutend mit Schweigen geworden ist, irgend eine Mitwissenschaft oder Auskunft verleugneten, werden bei solchen Ereignissen mittheilend. Als ich absichtlich die Kirche vermied, wo ich den Schlangendoctor und den Privatdocenten bei der Leiche vermuthete, und in die erhöhete Anlage neben dem Conversationsgebäude schritt, wo am Spätnachmittage die Mehrzahl der Badegäste sich zu versammeln und den Blick über das Meer zu genießen pflegte, war hier das Ereigniß der vorherrschende Gegenstand der Unterhaltung. Jeder, der etwas zu dem Bilde des Selbstmörders beizutragen vermochte, half dasselbe zu vollenden; die Inselbewohner hatten ihre einzelnen Beobachtungen über den Fremden ebenfalls zusammengetragen und was die Sprechlust etwa zur Bestätigung übrig ließ, das wurde durch die Insel-Be-

hörde identificirt und berichtigt, welche die Papiere des isolirten Fremden in Beschlag genommen hatte. So war es denn möglich geworden, daß ich schon am Abend eine ziemlich ausführliche Biographie des jungen Herrn von M. bekam.

Es stellte sich Folgendes heraus: derselbe war aus guter Familie, studirte die Rechtswissenschaft, fand aber bald an der Hochschule, wo auch Doctor U. damals noch ein Semester mit ihm zusammen war, im Umgange mit jungen Philosophen und Schöngeistern in gleichem Grade eine Ablenkung von seinem vorgestecktem Berufe, als er für philosophische und aesthetische Studien zu glühen begann. Er entschied sich zum Schriftsteller, um, wie er meinte, der Welt das Glück der aufgefundenen Wahrheit zu verkünden, nämlich die Lehren des Philosophen Feuerbach. Er wurde, unter pseudonymen Autornamen, der Verfasser von Schriften, welche ich wohl kannte, aber anderen Urhebern seither zugeschrieben hatte, Schriften, welche in Romanform mit glühendster Beredtsamkeit den Pantheismus priesen und populär machten. Der neue Materialismus der Naturwissenschaft kam jetzt seinen philosophischen Ansichten mit sogenannten thatsächlichen Bestätigungen zur Hülfe, er machte um so zuversichtlicher seine pantheistischen Grundsätze auch durch das Leben thatsächlich und verwirklichte die Theorie der „denkenden Materie“ und der

„Seele, als zeitweiligen Ausdruck der „Stoffcombination" durch ein sinnlich genießendes, die Naturgesetze befolgendes, den Organismus consumirendes und das Geistige vernichtendes Auskosten des Diesseits. Liebe und Wein, Naturdrang und unfreie Folgeleistung der gereizten Nervenfaser, Hinfälligkeit und Schwäche bei immer brennender werdenden Durste der Wollust und der Lebensausnutzung, Ermattung der Seele, Abstumpfung der Freude, stilles Ringen der Reflexion mit den auftauchenden Gespenstern einer Geisterwelt, welche er um so fieberhafter weg zu definiren strebte, je mehr sie ihn erschreckte, endlich krankhafte Empfindung, Einsamkeitshang, fixe Ideen und Hypochondrie — dabei die fühlbare Bürde einer Last, die er nicht mit dem rechten Namen nennen mochte, aber nichts anderes, als ein Gewissen war, das die Kunst der Dialektik betäuben mußte — also mit einem Worte: leibliche und moralische Blasirtheit, das war die Folge der Philosophie, welche sich rühmt, naturwissenschaftliche Bestätigung gefunden zu haben.

Durch den Beamten der Inselbehörde erhielt ich Gelegenheit, einige Briefe des Selbstmörders zu lesen. Er nennt die Materie das unmittelbare Dasein der göttlichen Idee, unter Unsterblichkeit erkennt er nur die gegenwärtige Qualität der Seele, welche dem Allgemeinen angehört, nennt den theologischen Glauben: „das Thier im Menschen, das

an der Täuschung des Jenseits festgekettet liege," bezeichnet es als grenzenlose Verwirrung, nach dem Tode noch etwas zu wünschen, hält es für das Gefühl eines inneren Nichts, nach der barmherzigen Thränenquelle und Seifenblase der zukünftigen Welt zu jammern, während man die Wirklichkeit nicht als die einzige Daseinsquelle begreife, und Dasjenige unbenutzt verstreichen und verwelken lasse, was Anfang und Ende des Bewußtseins sei, da es nie einen Scheintod, sondern einen wahrhaften, vollständigen, das ganze Leben des Individuum umfassenden Tod gebe. Nur aus dem Bewußtsein unserer Endlichkeit fasse der Mensch den Muth, zu leben und mit Lust zu sterben. — So ungefähr lautete die Philosophie dieses unglücklichen Schülers von Strauß und Feuerbach, der seinen Beruf in unheiliger Selbsttäuschung und unter der unbewußten Herrschaft der Sünde darin gesucht hatte, diese entsetzliche Lehre in lockenden Romanbildern populär zu machen. —

Ein Abschiedsbrief an seine Freunde, der auf dem Tische seiner Wohnung gefunden ward, enthielt die Stelle: „Ihr wisset, lieben Genossen der Wahrheit, daß es für uns nichts Schöneres und Erquicklicheres giebt, als den Tod ohne persönliche Fortdauer, diese, wie unser Feuerbach sagt, selbstvernichtende, mystische Versenkung in das Allgemeine. — Hymnen habe ich auf diesen Tod gedichtet, denn er zwingt uns das Leben durch die dargebotene Wirk-

lichkeit inhaltsvoll zu machen — zu füllen mit Gott, d. h. mit wirklicher, irdischer Welt; dieser Tod mahnt und beruhigt die hinfällig werdende Combination, welche wir Mensch nennen. Mein Organismus ist der Auflösung nahe, wohlan, ich will dem trägeren Prozesse der chemischen Analyse nachhelfen, lebet wohl, Freunde, der Tod ist innere Sehnsucht, Trieb, Streben der Natur, sich in das Allgemeine aufzulösen, und Gott — das ist das Allgemeine, Elementare. O Tod! ich kann mich nicht loswinden aus der süßen Betrachtung deiner sanften, mein ganzes Wesen durchströmenden Natur — aus der Trennung des Allgemeinen ist mein bewußtes Wesen erstanden, in der Wiedervereinigung meines persönlichen Daseins mit dem Unbegrenzten werde ich wieder in Gott sein!"

Obgleich der Selbstmörder keine bessere Beschönigung seines Verbrechens haben konnte, obgleich er fast mit den Worten seines Lehrers und Meisters Feuerbach sprach, so konnte ich diesen Brief doch nur für den Ausdruck des Wahnsinns, der gottlosesten Abirrung der menschlichen Vernunft ansehen. — Solche Hymnen auf den Tod sind Fieberträume, die das Gespenst des bösen Gewissens, das Gefühl der eigenen Nichtigkeit hervortreibt — wie sie den Verbrecher auch zum betäubenden Trunke treiben. — Das Leben und Ende dieses jungen Schriftstellers, der, da ich nun seinen Autornamen

erfahren hatte, mir als ein solcher bekannt geworden war, dessen Schriften ein großes und in den sogenannten gebildeten Bürgerkreisen heißhungriges Publikum besaßen, welches die „geistreichen" Lehren mit einer selbstbeschönigenden Empfänglichkeit hinnahm und in das Leben weitertrug — gestattete mir einen trüben Blick in seine eigene Corruption. Ganz seinem Feuerbach'schen Philosophiesystem getreu, hatte er geliebt und gelebt, bei dem Genusse der Verführung gewonnen und am Spieltische verloren; ohne eine andere Welt als die der Naturgesetze und Instinkte, hatte er den sinnlichen Menschen mit raffinirter Cultur, die er Geist nannte, allein walten lassen. Zerrüttet an Leib und Seele, gemartert von der Natur selbst, die er doch vergötterte, wahrscheinlich dem eigenen, wegdefinirten und dennoch aus seinem mehrjährigen Grabe emporsteigenden Gewissen entfliehend, hatte er noch zuletzt das Verbrechen zum Liebesdienste der Natur gemacht und das elendeste Ende eines Menschen, den Selbstmord, gewählt. — Die große Verbreitung seiner pantheistischen und materialistischen Bücher war mir ein trauriges Zeichen der Zeit, ja selbst unter den Badegästen der Insel fanden sich viele Männer, welche den „geistreichen Schriftsteller" bedauerten, nicht wegen seiner Lebenszerrüttung und unsittlichen That, sondern deswegen, weil er nun nicht mehr sein Publikum mit „fesselnder" Lectüre versehen könne.

Ich hatte in der That nicht geglaubt, daß diese materialistischen Schriften wirklich eine solche Verbreitung im deutschen Volke gefunden hatten, wie ich nunmehr erfuhr. Selbst zarte, vornehme Damen konnten seine pantheistischen Tendenzromane mit Begeisterung nennen; daß solche Ansichten und Lehren aber in unserer Zeit Glück machen, erklärt sich leicht, wenn man die Kreise kennt, wo sie ihr Publikum finden und wenn man einen Umblick in die Zeit selbst richtet. Die Welt liegt wirklich im Argen, die zunehmende Cultur hat die Empfindlichkeit der Sinne bis zur nervösen Krankhaftigkeit gesteigert, Begierde und Wissenschaft helfen dem dürstenden Sinnesmenschen zu immer neuen Objecten des Genusses, mit den Ansprüchen an das Leben wächst das Bedürfniß und daneben die Noth um die Mittel, es zu befriedigen, der Verstand speculirt, die Sinnlichkeit wagt — man greift das Mittel, wo man es findet, die Observanz billigt und heiligt es, die Eile des zerstreuenden Lebens läßt dem Gemüthe keine Ruhe und Lust, an Gott, an Religion und Pflichten zu denken, da wird ihm eine Weltreligion angeboten, zuversichtlich und kühn in der Sprache, lockend und verführerisch in der Definition, trotzend auf Thatsachen, fortreißend durch das Sprengen jeglicher Ketten und Schranken, welche die strenge, ernste Sittenrichterin, die christliche Lehre, durch das irdische Leben geflochten hat. Wer sollte da nicht mit Be-

reitwilligkeit der neuen Weltanschauung freudig beistimmen? Und sehen wir uns einmal in der menschlichen Gesellschaft um, welche Menschen die Anhänger des Materialismus sind, wer die Bücher kauft, lies't, verbreiten hilft, die ein ewiges Diesseits, eine Emancipation des Menschen vom alten Gotte und seinem Worte, eine Naturvergötterung und, an die Stelle einer moralischen Geisterwelt, eine blinde Nothwendigkeit der Naturgesetze lehren und predigen. — Es sind jene Menschen, welche gern ihre Klugheit überall zur Schau tragen und in Gesellschaften und Wirthshäusern das große Wort führen, die dem Nützlichkeitsprinzipe anhängen, die überall die Phrase der Humanität oder das Stichwort der Demokratie im Munde tragen, jede religiöse Regung als mit dem Namen Pietismus zu schmähen und verächtlich abzufertigen suchen, die nie in die Kirche gehen, wol aber ein dauerndes Abonnement im ersten Range des Theaters haben, die ihre Kinder in der „verständigen" Welt und unter Realunterricht aufwachsen lassen. Taufe und Confirmation für eine Convention und einen Gesetzzwang aus alter Zeit betrachten und das Kind nie durch Morgen- Tisch- oder Abendgebet daran erinnern, daß noch eine höhere Macht über dem Leben schwebt, durch die Schicksale der Menschen wirkt und dem unruhigen Hoffen und Schaffen, Ringen und Mißlingen ein Asyl innerer Ruhe giebt. Aerzte und

Advokaten, welche meist nur mit den irdischen Interessen zu thun haben, erstere höchstens der Lebenskraft eine Herrschaft über die Materie einräumen, letztere aber in den Civil- und Criminalprozessen alle Achtung vor dem sogenannten inneren Menschen verlieren, da sie doch erfahren, wie der Egoismus Gedanken und Gefühle regiert, ferner der Militair, welcher nur mit dem äußeren Menschen verkehrt, die Ehre als heilig, die Disciplin als einzigste Tugend anerkennt, der durch Wucher und Speculation emporgekommene Bürger, der sich sagen muß, daß er ohne Weltklugheit nichts mit Gebet und Menschenliebe gewonnen haben würde, ferner der große Troß der sogenannten Aufgeklärten, die sich durch die Religion beunruhigt fühlen, einen Gott, der in das Herz und die Geheimnisse der Menschen sieht, sehr unbequem finden und mit Freuden jegliche Lehre ergreifen, welche diesen Allwisser wegescamotirt und die ewige Gerechtigkeit für Aberglauben ausgiebt, — ferner die heimlichen Sünder, welche ihr Gewissen um jeden Preis los sein möchten und die „Ehrenmänner," welche sich in's Geheim sagen müssen, daß sie ihre Verpflichtungen nie im Leben abtragen können und ihre Schuld und Ungeduld mit der um jeden Preis erkauften Maske der äußeren Ehre und des Ansehens vor der Welt bekleiden — endlich der ganze Schwarm jener Damen, Frauen und Jungfrauen, in Seide und Sammet oder

in Kattun und Wolle, von der spröden Gesellschaftsdame und plapperhaften Mode-Verkünderin an bis zur emancipirten Liebesheldin hinab; sie Alle, welche keine andere, als die gewöhnliche Theaterbildung haben, ihre Kinder nur als Putzpuppen betrachten oder den Wärterinnen als Lebensballast überlassen oder wol gar das Mutterthum als eine Störung der Freude, Freiheit und Taille fürchten, lieber in fremder Sprache, als in der heimathlichen reden — daneben das ganze Heer jener Jünglinge, die, früh blasirt und entkräftet, ihre Freude im Genusse, ihre edelsten Empfindungen auf dem Tanzboden gefunden haben — das sind die Menschen, welche die modernen Lehren des Pantheismus, welche Feuerbach, Ruge, Sallet, ohne die sanfte, sittliche Schwärmerei eines Hölderlin, Novalis gerettet zu haben, in das Leben trugen, und die in neuester Zeit die irregeleitete Naturwissenschaft mit Thatsachen zu beweisen und als Materialismus zur „allgemeinen Wahrheit" zu erheben übernommen hat. —

Zu solchen und ähnlichen Reflexionen wurde ich getrieben, als ich am Spätnachmittage in meine Wohnung zurückgekehrt, die Aeußerungen, welche ich von den Leuten über den Selbstmörder und dessen Schriften gehört hatte, noch einmal an mir vorüber gehen ließ. Meine Gedanken weilten aber auch bei Marien, der hartbedrängten Jungfrau, deren reine, von göttlicher Heiligung durchdrungene Natur heftig

gegen das Gift reagirte, welches die Liebe zu einem Docenten des Unglaubens ihr gewaltsam eingeimpft hatte. Sie kämpfte zwischen zwei Welten, die sie beide in sich zu versöhnen fruchtlos bemüht war. In der Dämmerung sandte ich die Magd meiner Wirthin zu der Finanzräthin, um mich nach dem Befinden ihrer Tochter erkundigen zu lassen. — Die Antwort lautete, daß ich doch so schnell als möglich ommen möchte, man habe eben zu mir senden wollen. — Ich folgte diesem Rufe im Gefühle der Theilnahme, weniger im Berufe des Arztes. Die Finanzräthin erwartete mich am Eingange und führte mich, um mich zuvor allein zu sprechen, in die Stube der Wirthin, welche diese zu dem Zwecke verlassen zu haben schien. — Die Augen der Frau, zwar noch geröthet und sanft geschwollen, hatten aber einen froheren, muthigeren Blick, aus ihrem Tone sprachen Hoffnung und Herzenserguß. Sie theilte mir Folgendes mit:

Als sie mit Marien nach Hause gekommen sei, habe sich ihr gereiztes Nervenleben in einem krampfhaften Weinen entladen. Dann habe sie nach dem Schreibezeuge verlangt und an den Doctor U. geschrieben: „„Kannst Du Deinen Freund noch vertheidigen, ihn, den Verbrecher, dessen Schriften Du mir als meine tägliche Erbauung empfohlen hast? Ist dies das Resultat Eurer Weisheit? Dann kann es Euch auch gleich sein, ein Weib zu vernichten.

Gieb mir befriedigende Auskunft; ist Eure Lehre, die ich in Dir lieben und mitleben soll, nicht fähig, in der Stunde der Noth, Verzweiflung, der Gewissensangst und Schwäche für das Leben kräftig zu machen, bewährt sie sich nicht im Schmerze und Unglück? Ich fürchte mich mehr als jemals vor dem Dasein ohne Ewigkeit, Zukunft nach dem Grabe und Gerechtigkeit. Nenne mir die That Deines Freundes und Gesinnungsgenossen bei dem rechten Namen und mein Gefühl, das Herz eines Weibes, wird Dir darauf antworten.““

Bald nach Absendung dieses Briefes war Doctor Coluber gekommen, mit der Miene und dem Vorwande eines ärztlichen Freundes, der aus dem Briefe an U. ersehen habe, daß seine Patientin in einem ungewöhnlichen Nervenzustande sich befinde; er hatte die von der Jungfrau an den Verlobten gestellte Frage eine „Folge nervöser Gehirnaffection“ genannt, hervorgerufen durch den Schreck über das Ereigniß, und ein beruhigendes Narcoticum verordnen wollen. Mit den Worten: „mich heilt kein Mittel mehr aus der Apotheke, sondern allein aus einer wahrhaftigen Religion, mein Heiland ist kein weltlicher Arzt,“ hatte sie den Doctor zurückgewiesen und in seiner Gegenwart ausgerufen: „Alfred, ich mag Dich nicht wiedersehen, mich grauet vor Dir!“ Coluber hatte sich entfernt, um bald mit dem Privatdocenten zurückzukehren. Mit seiner lächelnden

Selbstgenügsamkeit und sicheren Keckheit war er vor sie hingetreten und hatte sie, im Glauben einer gewissen Uebermacht, mit den Worten angeredet: „Aber mein Herzchen, willst Du denn aus der Grille gar nicht heraustreten? Du bist krank, und laß es Dir gesagt sein, daß solche fixe Ideen und sentimentale Gefühle nichts anderes als Symptome gereizter Nervenganglien sind. Du forderst von mir eine Vertheidigung meiner und meines Freundes Lehre, Du verlangst das rechte Wort — nun gut, ich will es Dir geben. Es wäre nutzlos, wollte ein Arzt von seinem Patienten verlangen, daß er in ein fremdes, gesunderes Klima auswandere, ohne ihn vorher zum Athmen einer vielleicht härteren Luft fähig gemacht, ohne ihn vorbereitet zu haben, auch die Empfindung des Heimweh's zu überwinden. Was hülfe es, Dir die Landschaft zu zeigen, ohne vorher gewiß zu sein, daß Dein Auge auch richtig und klar sehen könne? Wohlan! Doctor Coluber wird Dir Castoreum mit Eisen verordnen, daß ist der Schlüssel zur Wahrheit; ist Dein Nervensystem ruhig, Deine Sinnesfaser ungereizt, so wirst Du richtig denken und fühlen — der Mensch hängt nur von äußeren Eindrücken, von Sinneswahrnehmung ab, danach denkt, fühlt und handelt er unfreiwillig — also: ein Recept aus der Apotheke, das ist das rechte Wort auf Deine Anfrage."

Hatte der Privatdocent auch nur in der Weise seiner Lehre, vielleicht im gutwilligsten Ernste gesprochen, so war für Marie dennoch seine Rede eine verwundende Frivolität, gegen die ihr Gemüth sich sträubte. Ein stolzer, abweisender Blick, voll weiblicher Hoheit und Verachtung des eben Gehörten, begegnete dem Manne, der davon betroffen sein mußte, da er nach kurzem Anstarren plötzlich die Miene und Sprache des zärtlichen Liebhabers angenommen und, mit kosender Absicht sich nähernd, angehoben hatte: „Mein Kind, was quälst Du Dich mit Zweifeln — laß ruhen die Gedanken, wachse froh und ohne Plan in's bunte Leben hinein, frage nicht, was ist gut und böse, nimm die Welt, wie sie Dich nimmt, nenne das Beste, was Du kennst, Gott, vertraue dem, was Dein Innerstes bewegt, wirf Dich dem Geiste, welcher die Blume schmückt, aus der Lerche redet, im Weine glüht und in der Andacht vor dem Schönen Dich beseligt, des Daseins voll und froh entgegen — Marie, Du wirst genesen, wirst der Wahrheit glücklich zuwachsen, wie die Pflanze der Sonne, Marie! Dann lebst Du ohne Reflexion in meinem Gotte mit mir."

Die Angeredete hatte die Liebkosung feierlich zurückgewiesen und geantwortet: „Ja, das Beste, was ich kenne, nenne ich Gott, das ist der Herr der Schöpfung, der Vater der Menschen, der Allgegenwärtige und Gerechte, den Du nicht kennst, Al-

fred! Du bist ein Heide, ohne die Götter Griechenlands; Du hast nichts, als diese arme Welt, diese Erde — mir aber quellen Freuden aus dem Himmel!“

„Ja, als ich ein Kind war, nicht wußte, was in und außer mir, da blickte ich zum Himmel und glaubte, da oben wären Ohren, Augen und ein Herz, das mit mir fühle und mich verstände — aber als Mann erfuhr ich, daß drüben im blauen Raume und im Nichts kein Erbarmen wohne, daß Alles in mir selbst, im eignen Herzen vollbracht werden müsse — ha! zum großen Glaubensvater sendet Ihr Betrogenen Euren Dank für Glück und Rettung, während das Herz es selbst vollendet hat, was wir erstrebten — nur in uns selbst da wohnt die Gottheit, gebunden an das ewige Gesetz des Lebens.“

„Halt ein, Heimathloser — und ehre den Gott da droben!“

„Ich ihn ehren? Wen? Den Schlafenden? Wofür? Hat er jemals, ohne mein eigenes Thun, eine Bitte erfüllt, mir Schmerzen gestillt, die das eigene Ich nicht selber linderte? Hat er jemals ein Naturgesetz meinetwegen aufgehalten, hat eine andere Macht als die Zeit und das Schicksal, diese ewigen Gesetze der Welt, mich zu dem gemacht, was ich bin?“

„Armselige Creatur! Entsetzlicher! Gehe! Uns trennt m e i n Gott, ehe Du mich wahnsinnig

machst durch Deine Sünde — ha! Gretchen's Schicksal stände mir bevor — Du kannst keine Achtung vor dem Weibe haben, das Dir nur in der Sinnenwelt erscheint — siehe, wie ich diese Kette zerreiße, so trenne ich mein Herz von dem Deinen, weil ich Dich geliebt habe, so will ich für Dich beten!"

Mit diesen Worten hatte Marie ihre feine, goldene Kette, welche sie als ein frisches Geschenk des Verlobten an ihrer Uhr trug, gewaltsam auseinander gerissen und sie ihm zugeworfen; ehe dieser aus seiner Ueberraschung zu Worte kommen konnte, war sie aus der Seitenthür entflohen.

„So lautete das Gespräch," fuhr die Finanzräthin gegen mich fort; „ich hatte im Nebencabinet jedes Wort vernommen, Marie stürzte mir an die Brust und schwieg. Da hörte ich die Stimme des Doctors im Zimmer laut reden — er stampfte mit dem Fuße auf den Boden, rief zornig: „der verfluchte Aberglauben! schade um dies Mädchen, das in den Händen pfäffischer Menschen dem Irrenhause entgegen reift — aber ich werde mich an diesem Köhlerglauben rächen." Damit ging er fort — Marie sprach: „laß ihn reden, das beleidigt mich nicht mehr — ich bin ruhig, laß uns beten, das thut mir wohl!" Und als Marie gebetet hatte, verlangte sie nach Ihnen, in demselben Momente, wo Sie die Magd sandten, um sich erkundigen zu lassen."

„Gottlob!“ antwortete ich, „so hat doch der Tod des Selbstmörders eine Bedeutung gewonnen, er wurde als Gottesleugner ein Opfer, um eine gefährdete Seele zu Gott versöhnt heimzuführen. Wo ist Marie?“

„Auf dem Zimmer oben, ungewöhnlich ruhig, gefaßt; wie ein Kranker nach schwerem Traume, der das Gefühl der Genesung in sich trägt. Eine angenehme Ueberraschung steht ihr bevor — in meiner Seelenangst habe ich vor drei Tagen an meinen Sohn geschrieben, sofort hierher zu kommen, ich erwarte ihn mit dem Dampfschiffe jeden Augenblick.“

Ich ging nunmehr mit der neubeseelten Frau hinauf zu der Tochter. Sie empfing mich mit unverholener Freude und erschien, wenn auch die Spuren eines siegreichen und schweren Seelenkampfes im Antlitze tragend, doch klar und ruhig im Auge. „Jetzt bin ich genesen,“ sprach sie, „Sie haben Recht gehabt, eine irrende Seele, ein verwirrter Geist vermag auch den Körper krank zu machen, nicht die Materie allein ist die Ursache — mit freier Willenskraft, die man mir leugnete, habe ich über mich entschieden, ich fühle mich wieder als sittlicher Mensch, als Weib.“

Ich blieb eine Stunde und ging dann noch einmal bei dem Obristen vor, dessen näheren Umgang Marie lebhaft gewünscht hatte. Der alte Mann freuete sich, als handle es sich um seine eigne Tochter, und er-

goß sich in eine derbe Zornrede über die neue Weltlehre des Teufels.

Den Privatdocenten sah ich am anderen Tage nicht, Doctor Coluber war, wie ich zufällig erfuhr, nach der Hafenstadt gefahren, um seiner dortigen Praxis obzuliegen. Am Nachmittage aber, als ich eben im Begriffe war, mit dem Obristen unsere Freundinnen aufzusuchen, trat der Sohn der Finanzräthin auf mich zu. Wir erkannten uns sogleich wieder und er setzte mich lebhaft in die akademische Zeit zurück, wo ich den Jüngling damals in chirurgischer Behandlung hatte. „Doctor U. ist abgereist,“ sprach er, „der Großprahler, der auf dem Katheder, in seinen Büchern, so wie vor meiner Schwester mit der Todes-Liebäugelei renommirt hat, ist vor meiner Klinge davongelaufen. So machen es alle diese Maul- und Federhelden des heutigen Materialismus — ist doch ihre Lebenskunst die Politik der Selbsterhaltung auf Grundsätze zurückgeführt. Ich habe mir schon heftige Vorwürfe gemacht, daß ich den einstigen Commilitonen in mein elterliches Haus eingeführt hatte und Veranlassung zu Mariens Liebe geworden bin. Es ist gut, daß der erste Theil des Göthe'schen Faust nicht ganz zu Ende gespielt ist — meine Schwester ist gerettet. Heute Morgen traf ich ein, hörte aus meiner Mutter Munde die vergiftenden Reden, welche Doctor U. gegen Marie geführt hatte, in der ersten Aufregung

forderte ich ihn auf gute Studentenweise auf die Klinge, aber er zog es vor, meinen Brief nicht zu beantworten und mit dem zweiten Dampfbote die Insel zu verlassen. — Glauben Sie mir, ich habe mit Vielen dieser modernen Materialisten zu thun gehabt, sie geben ihre Gottlosigkeit und die Nichtigkeit ihrer moralischen Welt überall durch brutalen Egoismus neben der gemeinsten Feigheit, durch Großprahlerei und Grobheit, Anmaßung und Genuß, Lüge und unerfüllte Nächstenpflichten zu erkennen. — Und in der Literatur sind sie vorlaut, persönlich, ohne Respect gegen die Ehre und das Heiligthum Anderer, ohne Gewissen und Anstand."

„Was darf man auch von Menschen erwarten, die Gott leugnen und die schöne, christliche Sittenlehre belächeln, da sie den Glauben für Thorheit halten," erwiderte ich, „wie können solche Menschen gegen Andere auch nur die geringsten Tugenden üben, welche Selbstverleugnung und Anerkennung des Guten in Andern fordern."

Es war nunmehr unsere gemeinschaftliche Sorge, die völlige Genesung Mariens zu vermitteln. — Kaum war aber hierzu etwas mehr nöthig, als der vertrauliche Umgang, den wir ihr widmeten. Sie hatte im Herzen ausgekämpft, Liebe zu Gott und Liebe zu einem Menschen, welcher Gott lästerte, hatten ihr Herz zum Kampfplatze gemacht — mit dem Siege der Gottesliebe war auch Gottesfrieden

in ihre Seele eingezogen, die heimgekehrte Harmonie der Gefühle stimmte auch mit auffallender Schnelligkeit ihre Nerven wieder zum richtigen Accorde der Reception und Reaction, als wollte die Natur selber den Materialisten Hohn sprechen, welche behaupten, daß nur die Nervenfaser den Accord der Seele anschlage, während doch in der geistigen Sphäre der Geist selber sein Instrument stimmt. Die Badegesellschaft auf der Insel hatte von diesen engeren Begebenheiten gar nichts erfahren, man hielt Mariens augenfällige Veränderung für die Wirkung des Seebades, und es verstrichen uns nunmehr vierzehn Tage der gemüthlichsten Ruhe, die wir einem Gedanken- und Gefühlsaustausche und dem Naturgenusse widmeten.

Meine eigene Abreise rückte heran, die mir gesteckte Zeit der Badesaison hatte ich keine Ursache zu verlängern, da der Zweck erfüllt und meine Gesundheit namentlich durch die Seeluft gekräftigt war. Ich fand es erklärlich, daß Doctor Coluber in dieser Zeit zwei Mal seine Patienten auf der Insel besucht, aber sowol die Finanzräthin, wie mich vermieden hatte, dennoch aber ahnte ich nicht, daß er uns still beobachten ließ, denn einen Tag vor meiner Abreise erhielt ich einen Brief mit dem Postzeichen der Hafenstadt, dessen verhängnißvoller Schlangenstempel mir sofort den Absender verrieth. Derselbe schrieb: „Sie gedenken morgen abzureisen; ich möchte

nicht ohne Verständigung von einem Manne scheiden, der Gelegenheit nehmen könnte, über mich in collegialischen Kreisen oder öffentlich zu urtheilen und der für seine Ansichten ein Publikum besitzt, dessen Meinung mir nicht gleichgültig sein kann. Nennen Sie mir das Hôtel, wo Sie absteigen werden, oder kommen Sie in meine Wohnung — eine wissenschaftliche Unterhaltung werden Sie gewiß nicht fürchten." Da ich ohnehin einige Tage in der Hafenstadt zu verweilen gedachte, um die Merkwürdigkeiten zu sehen, so nahm ich mir vor, diesen Mann, den ich nicht minder mit der Eigenschaft „merkwürdig" bezeichnen mußte, einmal weiter zu erforschen. — Als ich am andern Tage von der Finanzräthin, ihrer Tochter und dem alten Obristen von Döppen Abschied genommen hatte, fuhr ich mit dem Bruder Mariens, welcher jetzt in sein Amt heimkehren mußte, am Frühnachmittage der Continentalküste zu und schon nach drei Stunden lief unser Dampfboot in den Hafen der imposanten Stadt ein. Mein Begleiter reisete sofort auf der Eisenbahn weiter, ich stieg im nächsten Hôtel ab und ließ mir das Adreßbuch geben; eine Droschke führte mich bald darauf in die Umgebung der Stadt, während der Hausknecht meine Karte mit Adresse in die zufällig nicht sehr entfernte Wohnung des Doctor Coluber trug. Um acht Uhr hatte ich meine Gegenwart im Hôtel angemerkt und wirklich sah

ich den Mann mit dem Schlangenzeichen in dem Gastzimmer beim Zeitungslesen bereits meine Ankunft erwarten. Einige Minuten später trat er in mein Logis. Es war ein angenehmer Abend, mein Zimmer hatte eine Flügelthür, welche auf einen mit Blumen umstellten Balkon führte, ich ließ den Tisch mit dem Thee an die Schwelle dieses Balkons stellen und hier setzten wir uns nieder; unter uns eine weite Stadt mit langen Gaslicht-Reihen, weiter vor uns ein reges Hafenleben und über uns einen schönen, friedlichen Sternenhimmel, dessen strahlender Edelstein heute der prächtige Jupiter war.

Auffallend war mir die formelle, ich möchte sagen vorsichtige Zurückhaltung, womit Coluber zu mir trat und am Tische Platz nahm; seine äußere Aehnlichkeit mit mir ließ ihn wie einen feierlichen Schatten meiner selbst erscheinen, als er einige Secunden stumm neben mir saß und ich ihm von der raschen Genesung Mariens erzählte. Plötzlich nahm er das Wort: „Herr Medicinalrath, glauben Sie mir, die Behandlung der Dame war eine Ehrensache für mich, deswegen war mir Ihre gezwungene Einmischung sehr unbequem und mein Benehmen gegen Sie erklärlich — auch war ich es meinem Freunde, den Doctor U. schuldig, die Verlobte nach seinem Sinne zu heilen.“

„Und Sie glauben heute noch, daß Ihnen das gelungen wäre?“

„Sind Sie wirklich der Meinung, daß die junge Dame von Ihnen dauernd geheilt sei?“

„Nein, Herr Physicus, allein durch das Ihnen bekannte Ereigniß und die abstoßende Wirkung, welche ihr Verlobter auf sie durch seine Frivolität ausgeübt hat. Glauben Sie mir, das Herz eines sittigen Weibes ist unversöhnlich verwundet und wie eine Mimose geschlossen, wenn man es nur wie eine Erscheinung der sinnlichen Welt auffaßt. Je edler das weibliche Gemüth ist, um so empörter wendet es sich von der Definition eines Gattungswesens zurück, je mehr die Liebe eines Weibes aus dem innersten Bewußtsein seines eigenen Werthes quillt und je opferfreudiger sie sich dem Geliebten hingiebt, um so mehr vertrauet sie auf die Heiligkeit der Liebe, um so tiefer fühlt sie, daß eine ächte Liebe nicht für diese Welt allein entstanden, sondern daß der Himmel ihre Heimath, die Erde ihre Prüfung und der Tod ihre verklärende Auferstehung ist. Sind Sie verheirathet?“

Mit sichtbarer Unbequemlichkeit und raschem Hinüberschlüpfen antwortete er kaum hörbar: „Ja, ich — ich war verheirathet. Aber nun erlauben Sie mir auf den eigentlichen Gegenstand zu kommen.“

„Ich glaube bereits dabei zu sein,“ erwiderte ich, — „Sie haben der Arzt eines von Liebe und Gewissen beunruhigten Weiberherzens sein und durch Anwendung der Gegenwart des Geliebten ein Heil-

mittel brauchen wollen, Sie müssen also die Welt des weiblichen Herzens kennen und das können Sie nur im Umgange mit einem sittlichen, weiblichen Wesen. Theilt Ihre Gattin die Ansicht des Materialismus mit Ihnen?"

Er antwortete nicht sogleich und ich fuhr rasch fort: „Lassen Sie mich noch zuvor fragen: hat Ihre Gattin Kinder geboren?"

„Nein," versetzte er zerstreuet, „aber warum diese Fragen? Ich habe schon gesagt, ich war verheirathet, ich — einmal für allemal, ich — war nicht glücklich verheirathet."

„Dann kennen Sie das brennende Bedürfniß des edlen Weiberherzens nicht, im Bunde der Seelen das Ewige, Heilige aus aller Vergänglichkeit zu retten, und das Glück im stillen Born des religiösen Gefühles zu sichern; dann sind keine Kinderseelen in Ihrem Leben, wie heilige Pflanzen aus höherem Gefilde, aufgewachsen und haben Sie mit dem offenen Unschuldsauge lächelnd gemahnt, den Himmelskeim in ihnen zu pflegen, dann kennen Sie die erhebenden Momente nicht, wo der Vater, von Weib und Kind umschlungen, im Wechsel der Welt, den Muth der That und der sittlichen Verantwortung für Ehre, Sitte und Zukunft seiner Familie aus einem Gefühle höherer Vorsehung schöpft, dann haben Sie niemals Sorge um die Erziehung der Kinder im Guten gehabt, nie die väterliche Gerech-

tigkeit gegen Diejenigen geübt, die Sie lieben, für die Sie Ihr Leben widmen — o! es ist eine Handlung in Gottes Namen, aus Liebe zu strafen, und zwar des Guten wegen."

„Was hat das mit unserem medicinischen Verständniß zu thun? Ich wollte mit Ihnen physiologisch reden; warum schildern Sie mir ein Familienglück, das ich nie gekannt und, nach der Täuschung, nie wieder gesucht habe?"

„Wären Sie Familienvater, hätten Sie unter dem sanften Walten eines wahrhaft liebenden Weibes gelebt, hätten Sie Kinder zu guten Menschen zu erziehen und für sie die Verantwortung zu tragen gehabt — wahrhaftig, lieber College, Sie könnten kein Wohlgefallen an den materialistischen Lehren heutiger Naturwissenschaft finden, würden den Doctor U. nicht einer religiösen, unentweiheten Jungfrau als Heilmittel verordnet haben. — Ja, ja, man verschreibt manchmal ein heftiges Gift in Krankheiten als Heilstoff, aber nicht ein moralisches Gift für das kranke Seelenleben."

Als ich diese Worte zu meinem Collegen sprach, der sehr unbequem davon geworden war und mir das Wort ablauerte, um abzulenken, wußte ich nicht, daß er früher, als ein flotter, junger Lebemann, eine ziemlich zweideutige, durch ihre sinnliche Erscheinung lockende, sogenannte „emancipirte" Person geheirathet, aber nach zweijährigem, höchst un-

seligem Zusammenleben die Scheidung nachgesucht und bewilligt erhalten hatte. Ueberhaupt habe ich mehrfach die Erfahrung gemacht, daß die vornehmsten Stimmführer oder Anhänger des modernen Materialismus, die eifrigsten Abonnenten auf derartige Schriften, wie leider die letzte Zeit dieselben als Bücher und Zeitschriften zahlreich in das Bürgerhaus geführt hat, durchgängig irgend einen Verfall ihrer besseren Natur, oder ein Unglück, ein Schicksal erlebt hatten, das ihnen den Charakter der Blasirtheit mehr oder weniger aufdrückte. Entweder waren sie durch frühe Jugendsünden in ein Zerwürfniß mit der besseren Natur und der Wahrheit gekommen, oder es regte sich irgend eine Unruhe in ihnen, wenn sie an Gott erinnert wurden, oder sie waren nicht unter dem mütterlichen Einflusse eines weiblichen Herzens, nicht unter dem Segen des elterlichen Familienglückes, nicht unter der sanften Erziehung des guten Beispieles und Schicklichkeitsgefühles aufgewachsen, oder sie hatten Fehlgriffe in der Befriedigung des Herzens und der Triebe, in der Wahl des Umganges, in der Richtung des Guten gethan — hatten Zerwürfnisse im Amte, in der Welt, in ihrer Carrière oder Freiheit erlebt; — — eine Zerrüttung des Lebens, eine Frivolität der Gesinnung, das offenere oder verstecktere Kainszeichen der Sünde fand ich immer zugegen. Wie es überhaupt Pflanzen mit prahlerischen Blät-

tern und Blüthen oder gaumanreizenden Eigenschaften giebt, welche nur im Schooße des Kothes gedeihen, so wuchert auch der moderne Materialismus am Ueppigsten auf unreinem Boden der menschlichen Natur. Daher kommt der Eifer der Ueberredung, die Zähigkeit, womit die Anhänger dieses traurigen Heidenthums an ihren sogenannten Thatsachen hangen, die geschwätzige Lockrede und das brutale Absprechen — es ist nichts anderes, als Selbstbeschönigung des bösen Gewissens oder des unsittlichen Lebenswandels, oder des eingefleischten Egoismus in seiner sündigen Weltweisheit! —

Auch in dem Doctor mit der Schlange war die Spur, welche einst der sittliche Minirwurm hinterlassen hatte, von dem Parasiten des Materialismus aufgesucht worden; das merkte ich allmälig an dem Verlaufe unserer Unterhaltung. Was war aber die wahre Ursache seiner unvermutheten Annäherung an mich, weßhalb fand er plötzlich Interesse, an mich zu schreiben und eine Unterredung zu pflegen? Er glaubte, durch das Resultat seiner Kur an Marien, in meinen Augen geschlagen zu erscheinen, fürchtete vielleicht, daß ich darüber sprechen und mit der bestärkten Ansicht abreisen könnte, daß die materialistische Anschauung bei einem Arzte verwerflich sei. Coluber besaß zu viel Ehrgeiz, um mich in dieser Meinung scheiden zu lassen, er hoffte mich zu bekehren und sprach es unverholen aus. — Er ent-

wickelte mir die gesammte Weisheit seines Freundes, des Privatdocenten, die ganze Reihe von „Thatsachen," welche die modernen Naturforscher zur Begründung des Satzes aufgestellt hatten, daß der Mensch nur Product seiner Materie und deren Combination, wie ihres Wechsels sei, daß alle Seelenthätigkeiten sich in diesem Menschenstoffe ebenso verhielten, wie die electrischen, chemischen und physikalischen Aktionen in der Materie, daß aber namentlich die bewußte Stimmung des Menschen, sein Gefühl und Wollen, seine Leidenschaft und That, Liebe und Haß einzig und allein in den Bereich der Physiologie gehöre und nichts Anderes, als Nervenstatik sei. Dieses als Thatsache zu Grunde legend, wandte er das auf Krankheit an, erweiterte den Begriff der Krankheit auch auf die sittlichen Zustände, nannte Haß, Diebstahl, Mordbrennerei, Mord nur pathologische Zustände, von Sinneseindrücken und Nervenfaser-Irritation hervorgerufen, und leugnete jegliche Verantwortlichkeit, forderte, daß der Verbrecher nicht dem Richter, sondern dem Arzte übergeben werde und behauptete, daß der Arzt durch Medicamente auf Umstimmung der Nerven, damit auf Umstimmung der Seelenzustände wirken könne und müsse.

Allerdings ist die Grenze zwischen Krankheit und Verbrechen eine sehr schwankende, aber doch auch vom Standpunkte des Religiös-Sittlichen scharf zu bestimmende. Nur der freie Wille bei völliger Be-

sinnung, (das heißt, wenn der Mensch im vollen Gebrauche seiner Vernunft ist, richtig über andere Dinge schließen und urtheilen kann und Zwecke verräth, die eine logisch denkende Thätigkeit voraussetzen) ist für Handlungen verantwortlich, die im anderen Falle in den Bereich unzurechnungsfähiger Krankheit gehören. Eine Brandstifterin, welche an Feuersucht leidet, hat ein krankes Nervensystem und ist ebenso unfrei, wie eine Diebin die nichts sehen kann, ohne es sich heimlich anzueignen und dazu nervöser Weise fortgerissen wird; — wie ich mit Castoreum und Eisen einen hysterischen Krampf, der unter Seelenqual und Gewissensnoth den Menschen zur falschen Selbstanklage treibt, öfters heilen und die Seele frei machen kann, wie ein von Blutfülle befreietes Gehirn seiner Angst und Phantasie entledigt wird, so vermag ich auch durch Umstimmung des Blut- und Nervenlebens den Brandstiftungstrieb, die Stehlsucht, den Menstrualsoff, dem Frauen oft verfallen, wenn sich ihre Natur ändert — zu heilen, aber giebt mir dies ein vernünftiges Recht, solche Leidende nur als Organismen zu betrachten, welche keinen sittlich-freien Willen haben? Ich habe solche Menschen oft geheilt werden sehen, wenn sie in Correctionshäusern, humanen Vereinen in eine moralische Welt, in die Disciplin einer geistigen Lebensordnung, in das Bewußtsein des Religiösen eingeführt wurden. — Obgleich

schon der Gedanke einer gänzlichen Abhängigkeit des Geistes vom Organismus für jeden sittlichen Menschen etwas Widerstrebendes hat, so ließ sich dennoch der Schlangendoctor nicht überzeugen und sein Resultat blieb: der Mensch ist in Allem, was er fühlt und thut, Sclave seiner Nervenfaser und deren zeitweiliger Stimmung. — Er nannte diesen Satz den Grundstein der Medicin der Zukunft und wurde, da er mich immer in Opposition beharrend fand, im höchsten Grade mit seiner Lehre zudringlich. „Wahrhaftig!“ rief ich aus, „Sie führen nicht umsonst die Schlange als Symbol, Sie könnten mir das Attribut der Hygiea verleiden.“

„Ist dieses nicht eine klassische Schlange? Ist die Anschauung des Materialismus nicht ächt klassisch? Was ist das alte Heidenthum mit seiner Größe anders als ...“

... „als etwa das moderne Heidenthum?“ fiel ich ein, „nein! Der Unterschied ist ein wesentlicher, die Alten hatten Götter und einen Pluto, Sie aber haben Nichts, als den Egoismus, der sich in den Staub dieser Erde hüllt, um dem Himmel zu imponiren, und der aus dunkler Furcht vor einem zurechnungsfähigen Dasein, den Tod der Bestie sucht.“

Coluber sprang auf und sagte empfindlich: „Sie führen die paradiesische Schlange im Schilde, Sie halten wol gar die Krankheit für eine Sünde,

die durch die Bibel geheilt werden kann?“ Ich sah ihn lächelnd an. — „Ja, ja!“ fuhr er mit sanfterer Stimme einlenkend fort, „Sie gehören zu den frommen Leuten.“

„Die rationelle Welt bezeichnet damit gewöhnlich die Scheinheiligen oder Pietisten. Ersteres bin ich nicht, denn ich habe Ihnen ziemlich deutlich meine Meinung gesagt — Pietät habe ich aber vor dem Glauben und allem Göttlichen.“

„Bleiben wir bei der Krankheit stehen; ist Krankheit etwa eine Sünde?“

„Sehr oft — die Seuchen sind nur durch die Menschen in die Welt gekommen, durch die Cultur — Krankheit ist oft eine Erbsünde; das scrophulöse Kind, der Rhachitische verflucht oft die Sünde der Eltern und die Syphilis ist ein Product der Sünde.“ Doctor Coluber wollte nichts von Sünde wissen, da er den freien, selbstbestimmenden Willen nicht anerkannte. — „Wenn ein Mensch dem Gattungstriebe folgt, so handelt er normal, nach Naturgesetzen,“ meinte er, „die Reaction, welche wir Willen nennen, ist nur eine statische Antwort auf die Reception der Reize, mögen sie durch die Sinne, durch Blutcongestion, Nervenfaserumstimmung &c. geschehen. — Der Mensch muß darauf reagiren, sein Gehirn und Rückenmark zwingen ihn dazu.“ Er und ich kamen zu keinem Abschlusse unserer Ansichten; seine Bekehrungssucht fand an mir unver-

rückbare Gegengründe. Schon war es spät geworden, als er unbefriedigt von mir schied und sagte: „Ich werde Ihnen Thatsachen vorhalten, wo ich sie erlebe, ich werde Sie durch eine selbstredende Casuistik schlagen.“

Mehrere Tage blieb ich noch in der Stadt, aber da die Unterhaltung mit dem Schlangendoctor nichts Erquickliches für mich hatte, so verwendete ich lieber meine Zeit zu Ausflügen in die Umgegend und war nur Morgens früh und Abends spät in meinem Hôtel gegenwärtig. Aber schon am zweiten Abend überreichte mir der Portier ein Billet mit der Schlange gestempelt und die Worte enthaltend: „„Wie geht es zu, daß das Athmen gewisser Gasarten die Seelenstimmung verändert, entweder froh, traurig, zärtlich oder wild macht? Ich bitte um Antwort.““ Ich schrieb unter den Zettel: „„Weil dadurch das Blut verändert und ein specifischer Reiz auf die Centralorgane des Nervensystems ausgeübt wird, in Folge dessen das organische Werkzeug der Seele aus seiner normalen Function gebracht und die freie bewußte Seele in ihrer Selbstbestimmung gehindert, das heißt zeitweise krank ist. Ein Mensch, der nur von solchen körperlichen Stimmungen abhängt, ist ein launischer Mensch — durch Ausbildung des sittlichen, freien Willens kann er aber Herr über seine Körperstimmung werden und ebenso, wie er den Geschlechtstrieb unterdrücken und durch die

sittliche Stimmung der Keuschheit und tugendhaften Entsagung beschwichtigen kann (wodurch er sich von dem Thiere unterscheidet) so soll er auch als Wesen der moralischen Welt über seine Launen herrschen. Correctionshäuser wirken nicht auf Verbrecher, indem sie deren Nervenfaser durch methodische Nahrung und statische Regelung von Reiz und Reaction umstimmen, sondern indem sie direct die Seele erziehen zur selbstständigen Gewalt über die Triebe. Gedankenloses Hingeben an die organischen Triebe ist Sünde.""

Das Billet sendete ich durch die Stadtpost zurück. Als ich am Mittage des nächsten Tages an die Table d'hôte treten wollte, lag ein neues Billet auf meinem Couverte und mit Schrecken erkannte ich die Schlange, welche mich mit ihrer lockenden Phrase: „Eritis sicut deus" zu verfolgen schien, obgleich sie sich für eine ächt klassische Schlange ausgab. Erst beim Confect öffnete ich das Schlangensiegel und fand die Zeilen: „„Eine Dame fühlt plötzlich eine große Frömmigkeit und betet unter Selbstanklage ihrer Sünde. Ich verordnete ihr Asafoetida mit Opium und Valeriana und sie verlor ihren Frömmigkeitsparoxismus. Ist hier nicht eine scheinbar edle, religiöse Empfindung, eine gute Orthodoxie, nichts weiter als Seelenaffection durch Uterin-Nerven hervorgebracht! Teufelsdreck heilte schnell die nach Himmelsmanna Schmachtende.

Geben Sie mir Erklärung!"" Ich schrieb darunter: „„Eine plötzliche Frömmigkeit ist jedenfalls Krankheit und gehört in das Gebiet der organischen Seelenverstimmungen — eine Frömmigkeit aber, die mit dem inneren Menschen dauernd verwachsen, mit ihm groß geworden und unter allen Wechselfällen des Lebens dieselbe geblieben ist, ist Gesundheit, denn sie hat sich von der Nervenstatik emancipirt.""

Wahrhaftig erhielt ich noch im Augenblicke meiner Abreise, als ich eben vom Hôtel nach dem Eisenbahnhofe abfahren wollte, ein Billet zugesteckt, dessen animose Schlange auf dem Siegel mir den Inhalt schon in Voraus verrieth. Ich blickte flüchtig hinein und fand die Worte: „„Eine Frau mit Brandstiftungstriebe ist in diesen Tagen gründlich geheilt, durch Regulirung einer cessirten Uterinfunction und ein Haarseil im Nacken. War sie eine Verbrecherin oder Kranke? Warum stehlen viele Frauen gern während ihrer Schwangerschaft?"" Ich schrieb mit Bleistift schnell darunter: „„Die Brandstifterin war eine Kranke, ebenso wie die stehlende Schwangere eine ist, wenn sie sonst nicht stiehlt; sie ist aber zugleich eine Schuldige in der moralischen Welt, daß sie gegen das Stehlen nicht solchen Abscheu fassen lernte, daß sie einem niederen, abnormen Triebe nicht mit Ekel widerstehen konnte. Es giebt in der moralischen Welt gewisse Entwicklungsstufen, auf denen man selbst in krankhaften

Zuständen nichts Schlechtes mehr thun mag, ebenso wenig, wie die hohe Palme ihre zum Himmel strebenden Wedel in die Erde zurücksenken oder ein Schmetterling wieder in die Larve zurückkehren kann, Leben Sie wohl!""

Trotz meiner Abreise war ich dennoch der Verfolgung der Schlange nicht überhoben. Ich mochte wol drei Wochen lang in meiner Heimath wieder gewesen sein, als ein Brief einlief, dessen Schlangenstempel mir bereits den gottlosen Gedanken entgegenzüngelte: „Der blinde Trieb regiert den Menschen." Doctor Coluber schrieb: „Ihre Antworten sind ohne Beweis; nur die Sinneswahrnehmung oder Sinnestäuschung ist die Quelle unserer Wahrheit und unseres Irrthums; tiefliegende körperliche Störungen rufen subjective Sinnesempfindungen hervor, aus der eine Reihe von Handlungen hervorgeht, die der Mensch nicht zu beherrschen vermag. Scheinbar in normaler Ordnung, wurzelt oft tief im Gehirn und Geiste eine Zerrüttung, die plötzlich, ohne Vorboten zum Ausbruch kommt, den Menschen gewaltsam fortreißt und ihn scheinbar mit gesunden Sinnen und freier Ueberlegung zum Wahnsinnigen oder sogenanntem Verbrecher macht, woran nicht er, sondern eine krankhafte Gehirnfaser Schuld ist. — In diesem Sinne werde ich ein Werk über die „Seelenheilkunde" schreiben und mit unleugbaren Beweisen der Erfahrung ausrüsten.""

Ich schrieb ihm zurück: „Anguis latet in herba! — Zu meiner größten Befriedigung können Sie mich niemals überzeugen; es wird Ihnen unmöglich sein, mein Christenthum zu erschüttern, Ihre Lehre trägt den Keim der Selbstvernichtung in sich, darum thut man am Besten, den Zweifler oder Irrlehrer durch das Leben selbst bekehren zu lassen. Glauben Sie wirklich, daß der Selbstmörder auf der Badeinsel nicht in verzweiflungsvoller Selbstzerrüttung vor den strafenden Dämonen dieses Lebens die Flucht ergriffen habe? — Und hätte ich gar keine wissenschaftlichen Gründe gegen die Unwahrheit des modernen Materialismus, so könnte ich ihn dennoch nur für einen beklagenswerthen, menschlichen Irrthum, aus Sinnlichkeit, Gewissensnoth oder Vernunfthochmuth halten, denn gegen ihn spricht die gesammte Einrichtung und Ordnung des Lebens, die öffentliche Form des gesellschaftlichen Daseins, der Zweck aller vernünftigen Handlungsweise. Das Schicksal der Menschen und der innerste Drang nach bewußter Seligkeit, so wie das unwillkürliche Verlangen nach gerechter Ausgleichung des Unerfüllten und scheinbar Vorgeblichen; — dieser Zwang der Vernunft, eine höhere Lebensform und ewige Individualitätsentwickelung, eine Entfaltung der Anlagen, eine Weltregierung nach sittlichen Principien, (ohne welche unser Erdendasein, unsere Vernunft, unser Schicksal und Gewissen nur zwecklose Carnevalsspielerei

oder grausame Gewaltthätigkeit der rohesten Naturherrschaft sein würden —) zu *fordern*, zu ersehnen und anzuerkennen — dieser Zwang in jedem Freunde des Guten ist mir ein felsenfester Beweis, daß Ihre materialistische Lehre ein *gottloser Irrthum*, *und, indem Sie dieselbe Anderen aufdrängen, eine Sünde ist*. Die Zeit wird es lehren, daß ihre Lehrer und Anhänger früher oder später jämmerlich zu Grunde gehen und viele Menschen gegen sich aufbringen werden, welche an dem Schaden, den Andere ihnen durch sittliche Pflichtverletzungen zugefügt haben, erst zur Erkenntniß kommen, daß sie selbst dergleichen Pflichten zu erfüllen haben.""

Es war dies meine letzte Aeußerung gegen den Doctor; er antwortete mir nicht wieder, aber ich hatte den letzten Satz in prophetischer Eingebung geschrieben. Jetzt, nachdem zwei Jahre verflossen sind, sehe ich mich nach den Personen um, welche damals mit mir bekannt geworden waren, und ich finde ihr Schicksal bedeutend umgestaltet, aber ganz in derselben Weise, wie ich es mir vorher sagen konnte. Marie war mit ihrem Gotte versöhnt, hatte den Privatdocenten auf immer von sich geschieden und in ihrem Herzen nur das Mitleid bewahrt, welches auch für den Sünder betet. Mit der Verklärung ihres Seelenhimmels war auch das irdische Werkzeug, das Nervenleben, stark, frisch und ruhig geworden, sie hatte keine Krampfzufälle und

Gemüthsqualen, weder Angst noch Kampf mehr, glückliche Briefe schrieb sie an mich und ihr letztes Schreiben kündigte mir ihre Verlobung mit einem höheren Beamten an, dessen Geist und Herz Vielen eine sichere Bürgschaft seiner Handlungsweise geworden ist.

Anders stand der prahlerische, sinnlich in seinem Erdenglücke schwimmende Privatdocent da. — Nach Jahresfrist schon las ich in den Zeitungen, daß Herr Doctor U. wegen frivoler Auslegung und Anwendung der Naturwissenschaften von seiner Lehrstelle Seitens der Regierung entfernt sei; seine damit in Verbindung stehende Entfernung aus der Stadt rief aber alsbald ein ganzes Heer lautheulender Rachegeister auf, die in Gestalt von Schneidern, Schustern, Gastwirthen, Cigarrenhändlern, Hauswirthen und Wechseljuden, Zeter und Mordio hinter ihm herschrieen und die vielleicht gegen Andere oft genug geübte, materialistische Lehre, daß es weder Moral noch Gerechtigkeit, weder freien Willen noch Verantwortlichkeit gäbe — so gänzlich vergaßen, daß sie zum Richter liefen, Urtheil und Steckbrief forderten und den Eclipsirten zur Rechenschaft ziehen lassen wollten; dieser aber soll, wie man mit großer Wahrscheinlichkeit erzählt, an den Salzsee geflohen und Mormone geworden sein. Sagt doch ein gewisser naturwissenschaftlicher Schriftsteller der Gegenwart offen und dreist, indem er seinen Materialis-

mus predigt: das Mormonenthum ist die erste praktische, lebenswirkliche Frucht der modernen Naturwissenschaft!"

Ich schließe hiermit diese Geschichte. Ich habe sie umständlicher mitgetheilt, als es anfangs dem Raume dieser „Nachlese" angepaßt war, aber ich wollte meinen Lesern ein Bild von jener Weltweisheit geben, die sich in unseren Tagen als die allein wahre Philosophie der exacten Naturwissenschaft auszugeben bemühet ist, und viele Aerzte gewonnen zu haben scheint. Ich weiß im Voraus, daß mancher Leser es meinen Bekannten, die der neueren Naturwissenschaft nicht gefolgt sind, gleichthun und sich zweifelhaft wundern wird, wie es möglich sein könne, daß solche Lehren, gegen die sich schon das sittliche Gefühl jedes schlichten Arbeitsmannes sträubt, von gelehrten Leuten docirt, und von Gebildeten mit Wohlgefallen aufgenommen werden, aber, daß es wirklich so ist, beweisset leider unsere Literatur und das Bürgerhaus, worin man gebildet zu sein glaubt, sobald man den Colporteur von Oppositionsschriften oder piquanten Neuigkeiten nicht abweiset. — Selbstbeschönigung seiner Schwächen sucht immer den Advocatus diaboli zum Hausfreunde zu machen. —

III.

Die öffentliche Meinung.

Unzählige Menschen leben nicht nach ihrer Ueberzeugung, sondern nach der öffentlichen Meinung. Sie fragen nicht, ist deine That gut oder schlecht, sondern vielmehr: „was sagen die Leute dazu?“ Auf den ersten Augenblick könnte man glauben, die öffentliche Meinung sei eine sittliche Macht, deren Majoritätsvotum maßgebend sei und das Sprichwort hat schon behauptet, daß Volksstimme Gottesstimme sei. Jeder Mensch hat mehr oder weniger einen geheimen Respect vor der öffentlichen Meinung! da er täglich sieht, daß sie das Schicksal vieler Menschen bestimmen hilft, die Meisten fürchten sie, oder buhlen um sie, entweder um ihre reizbare Weltehre zu hüten oder dieselbe zu versichern, oder auch um irgend einen irdischen Vortheil zu erzielen. —

Der irdische Vortheil ist, wenn man die

Menschen näher studirt, der hauptsächlichste Hebel, welcher sie zur Lenkung der öffentlichen Meinung in Bewegung setzt; der äußere Schein, der ja meist den inneren Menschen ganz und gar bekleidet, auf den die Welt weit mehr als auf den Kern giebt, ist größtentheils der Preis, um den namhafte Opfer gebracht werden. Trotzdem ist aber die öffentliche Meinung sehr oft undankbar gegen ihre Schmeichler, denn die öffentliche Meinung hat kein Herz und kein Gewissen, sondern nur äußere Sinne und und dabei gewaltige Launen. Sie kann deßhalb nicht Gottesstimme sein, welche den Menschen nach seinem inneren Werthe, seiner bescheidenen, prunklosen Tugend, seiner verborgenen That beurtheilt, sie vermag deßwegen nur Diejenigen zu lieben und mit ihnen gut Freund zu sein, welche ihrer Laune fröhnen und sich darein zu schicken wissen. —

Der Stand der praktischen Aerzte ist vor allen anderen ein solcher, welcher wie ein Fisch im Wasser oder ein Kutschkasten in seinen Federn, ganz und gar in der öffentlichen Meinung hängt und in ihren fortwährenden Schwankungen schwebend erhalten wird. Die öffentliche Meinung bestimmt, ob der Arzt geschickt oder unfähig, angenehm oder mißliebig, gut oder schlecht sei, ob er sein Brod verdienen, wol gar in Equipage fahren, oder hungern und bescheiden zu Fuß gehen soll, sie spricht ihn

heilig oder verdammt ihn, sie herrscht über sein Schicksal!

Man pflegt zu sagen: „der Schriftsteller lebt in und von der öffentlichen Meinung, denn sie allein reicht ihm Lorbeeren oder Disteln, sie verschlingt seine Werke, oder giebt sie ihm als Maculatur zurück;“ — das mag theilweise wahr sein, aber der ärztliche Stand hängt noch weit gefesselter in den Banden der öffentlichen Meinung, als der Schriftsteller. Ueber den Letzteren hat die öffentliche Meinung nur einen relativen Gewaltspruch, über den Arzt aber einen absoluten. — Das ist leicht zu beweisen und wird auch von der Erfahrung bestätiget. Wenn der Schriftsteller etwas Gediegenes leistet, irgend eine gute Tendenz vertritt, das Ideal oder Original in eine künstlerische Lebenswahrheit einführt, so mögen Tausend Stimmen gegen ihn tadelnd laut werden, tausend Geister und Herzen ihn nicht begreifen oder verstehen wollen, tausend bestochene oder neidische Richter mit den galligen Recensentenfedern ihm die Freude an der Arbeit stehlen oder die öffentliche Meinung mit Gleichgültigkeit und übler Laune gegen ihn zu erfüllen trachten, der Schriftsteller wird dennoch sein Publikum langsam vor seinen Wagen spannen, wenn er nur ruhig fortfährt, sein Gutes, Edles und das geistige Leben Erweiterndes mit Fleisch und Blut guter Sitte und Wahrheit zu bekleiden

und in die Welt auszusenden. Alles Gute, jeder wahre und im heiligen Geiste der Menschheit geborene Gedanke steht unter einer höheren Schutzmacht, als die öffentliche Meinung, ist ein Rebenstock, welcher sich durch die Menschheit hindurch schlingt, mit ihr wächst, sich entfaltet, kaum beachtet seine Blüthen treibt und plötzlich die süßen Früchte darbietet, nach welchen nun überrascht die Generation durstig greift. Auf diese Weise keimen und wachsen Ideen in der Zeit und brechen durch die still vorbereitete Zukunft hervor. Der gute Schriftsteller kommt zur Anerkennung, er bricht sich langsam, aber gewiß die Bahn in die öffentliche Meinung, aber er buhlt nicht mit ihr, er verachtet sie sogar, wenn sie eine schnelle, vorlaute Richterin sein will.

Wie beschränkt und hülflos steht dagegen der praktische Arzt vor der launigen Kokette, welche sich öffentliche Meinung nennt! Sie, die gar keine Einsicht in sein Wissen, kein Urtheil über sein Thun hat, taxirt ihn nur nach zufälligen Erfolgen oder den äußeren Umständen oft allein nach dem gelegentlichen Stichworte einer Kaffeeklatscherei. — Kein großer Gedanke, kein in die Zeit gesäetes Ideal der Zukunft bezeichnet sein Wirken, er hat nur die enge, irdische Aufgabe, in den düstersten und langweiligsten Augenblicken des Lebens zu den Leuten zu treten, welche schon auf die Stunde hoffen, ihn nicht mehr nöthig zu haben und deren Dank nach

der Taxe in Courant oder Gold reducirt ist. Ich habe nie auf den Dank derjenigen Leute, welche zu den Angebern und Sclaven der öffentlichen Meinung gehören, auch nur das Geringste gegeben, denn sie danken mit ihrem Herzen nur in der Noth und Furcht vor dem Tode, nachher aber nur „der öffentlichen Meinung wegen" mit einem Goldstück. Es gehört erst eine längere Zeit praktischer Abstumpfung und Abreibung der feineren Politur des Ehrgefühles und des wissenschaftlichen Bewußtseins dazu, bis der gebildete, vom hohen Berufe geistig erfüllte Arzt sich daran gewöhnt, wie ein Gewerbetreibender den Lohn in die Hand zu nehmen oder auf Verlangen eine Rechnung zu schreiben. Die geringste Opposition gegen den üblichen Gebrauch, irgend ein Zug, der den Arzt von dem Andern, den die öffentliche Meinung einmal anerkannt hat, unterscheidet, wird von ihr hart beurtheilt und verdammt.

Aber ist die öffentliche Meinung nur eine launige Kokette, welche mit ihren Günstlingen freundlich spielt und ihre Geächteten nur mit Geringschätzung oder ignorirendem Hochmuthe behandelt? Hören wir nicht oft genug, die Volksstimme hat Diesen oder Jenen gerichtet, hat verurtheilt und hingeopfert? Blicken wir in die Geschichte der Menschen tiefer hinein, dann erfahren wir auch, daß Personen, die wir uns gedrungen fühlen, ihrer be-

schiedenen Tugend, Wahrheitsliebe oder Unbestechlichkeit wegen zu verehren, von der öffentlichen Meinung geradezu zu Grunde gerichtet worden sind. Ein verbreitetes Vorurtheil, eine verläumderische Zunge, eine Mitbetheiligung Vieler an einer Modesünde, namentlich aber der Hang im Menschen, den Balken im Auge der Anderen zu suchen und die evangelische Geschichte von der zu Jesus geführten Ehebrecherin, sowie die ewig bedeutsamen Worte des Heilandes nicht dabei zu kennen. — vermögen die öffentliche Meinung nur zu oft zu beherrschen und sie zur Ungerechtigkeit zu veranlassen, die um so schändlicher ist, als sie sich immer am Schicksale der Menschen vergeht.

Man behauptet oft, daß die öffentliche Meinung einen inwohnenden Instinct des Richtigen und Wahren habe, ein zutreffendes Witterungsvermögen, das schnell die rechte Beurtheilung herausfühle; es haben sich sogar Behörden oder büreaukratische Despoten schon herausgenommen, auf Grund der öffentlichen Meinung ehrenhafte Personen zu verurtheilen und zu verfolgen. — Ich kann der öffentlichen Meinung solches Vermögen nicht zusprechen, denn wenn sie ihrem inwohnenden Instincte gemäß urtheilt und namentlich schnelle Anhänger findet, so ist das meist nur der Ausdruck eines Cliquenwesens, das leider die gesellschaftlichen Zustände, wie das Insectengewebe den Fruchtbaum, durchnetzt. Im

Gegentheile muß die öffentliche Meinung sehr oft aufgeklärt werden, und das geschieht namentlich, indem das wahrhaft Gute durch das Werkzeug eines thatkräftigen Charakters, eines Ritters St. Georg, in das Leben eindringt. Solche begabte Persönlichkeiten treten sofort, ohne es zu suchen, in einen unversöhnlichen Kampf mit der öffentlichen Meinung, denn es liebt die Welt, das Strahlendezu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Die öffentliche Meinung ist weit mehr, als eine launige Kokette, sie ist ein wildes, von der Dressur des Selbsterhaltungstriebes gezähmtes Thier, angefüllt mit bestialischer Mordlust, aber ermattet vom engen Käfig der Cultur. Dieses wilde Thier legt sich Demjenigen wedelnd zu Füßen, der es füttert, gestattet, daß man mit neckischer Freundlichkeit und Spielerei ein Zuckerstück in seinen Rachen wirft und wieder herauszieht, aber die geringste Wunde, das Tröpfchen Herzblut, welches es erblickt, erweckt seine ursprüngliche Mordlust und es verschlingt gefräßig und grausam seine Beute. Wenn man sich die Mühe geben wollte, aus der Geschichte alle Personen in Reihe zu bringen, welche die öffentliche Meinung verschlungen hat, dann würde man eine große Gallerie beklagenswerther Märtyrer erhalten.

Die öffentliche Meinung wechselt wie das Wetter. So wie nach schwarzem Wolkenhimmel und trau-

riger Tagesdämmerung wieder lachende, erquickende und verschwenderische Sonnenblicke aus reinster Himmelsbläue niederstrahlen, so klärt sich auch oft die öffentliche Meinung auf, lacht, erwärmt, fördert Gedeihen und Kraft des Roggens und des Unkrautes. Es ist die Rückkehr des wilden Thieres in seine Ruhe nach verschlungener Beute. Man hört oft sagen: „die öffentliche Meinung fordert von Zeit zu Zeit ihre Opfer" und es ist eine traurige Wahrheit, denn die Weltgeschichte bestätigt es. Was aber im großen, historischen Leben geschieht, das wiederholt sich auch Tausendmal im engeren, täglichen Kleinleben und die Erfahrungen eines Menschenkenners können davon erzählen.

Wie geht es aber zu, daß die öffentliche Meinung, daß heißt: der summarische Ausdruck von Ansicht, Gesinnung und Urtheil einer Stadt, einer größeren Volksmasse, eines ganzen Landes oder einer ganzen Zeit, völlig ungerecht sein kann? Die Antwort darauf ist wirklich leicht zu geben, wenn man nur einmal in der Welt sich umgeschauet hat und sich durch persönliche Kraft oder Originalität von der öffentlichen Meinung frei gemacht hat, denn es giebt viele Menschen, welche nicht nur um die öffentliche Meinung nichts geben, sondern sie recht herzlich verachten und diese sind in den meisten Fällen ächte Kernmenschen von Inhalt. — Die große Masse der Leute ist nämlich, trotz ihrer vielgerühm-

ten Theaterbildung, geläufiger Conversation in fremden Sprachen und des vornehmen Dünkels, dennoch recht herzlich **bornirt**, wo es auf **eigene** Prüfungsfähigkeit, Ueberzeugung und selbstständiges Urtheil ankommt. Wir sehen das schon an der **Mode** — sie ist nichts Anderes, als die öffentliche Meinung in ihrem Schwanken als Geschmackssache. Das Lächerlichste, Geschmackloseste, was vielleicht früher für unausstehlich und widerwärtig galt, findet plötzlich Eingang in die elegante Welt, weil es Mode ist. **Wer** dictirt aber die wechselnde Mode? Es geht ihr so, wie der Lawine, welche ursprünglich ein Sperlingsfüßchen hoch oben auf der Schneekuppe als rollendes Schneepflöckchen in Bewegung setzte. Irgend ein phantastischer Schneider, ein Stutzer, eine capriciöse Tagesheldin, eine sonderbare Laune, ein Zufall, ein Bonmot, eine Verlegenheit oder Noth ruft eine Tracht, eine Taille, eine Form oder einen Gebrauch und Anstandsgriff hervor, der vielleicht im ersten Augenblicke belacht, plötzlich aber nachgeahmt und zur zeitigen Mode erhoben wird. So ergeht es auch der allgemeinen öffentlichen Meinung, im Lande und im Dorfe. — Die **nächste Verwandte** derselben ist die **bornirte Urtheilsunfähigkeit der großen Masse**, der treueste **Diener** ist die **Nachahmungssucht**, die derbe, fleißige **Magd** ist die **neidische** Lust am **Mäkeln** und **Mißgönnen**,

der gute Hausfreund ist der Egoismus. Wird der Egoismus zu Rathe gezogen, dann zeigt sich die öffentliche Meinung sehr häufig wohlwollend und entzückt, erfährt sie durch ihren Diener, daß andere Leute von Stand und Würde irgend ein Urtheil beliebt haben, dann schließt sie sich diesem schnell an; bringt ihr die aushorchende Magd Nachricht, daß Jemand sich auf eigene Kraft verlasse, nicht seine Aufwartung mache, ein besonderes Glück oder Talent habe, das er nicht unter den Schutz der öffentlichen Meinung stellen wolle, so ist rasch die Mißgunst thätig, die Stimmung der Leute zu bearbeiten. —

Wer macht denn die öffentliche Meinung? Der Sperling, welcher eine Lawine veranlaßt, ist ein Bild des Ursprungs der öffentlichen Meinung. Irgend ein Mensch, der Anhang hat und aus innerer Geistesquelle oder tonangebender Sucht sein Urtheil schöpft, oder der aus Neid, Schwärmerei, Klatschsucht, Hang zur Bewunderung oder Verkleinerung seine Meinung unter die Leute bringt, weckt oft die Volksstimme; dieselbe sammelt sich ebenfalls schnell zu einem Appell, wenn gemeinsame Interessen berührt werden; ein Mensch, der die heimlichen Sünden einer in der Gesellschaft beliebten Person enthüllt, sticht in ein Wespennest und bringt die ganze Clique, ja die ganze Welt gegen sich auf, weil die wenigsten Mitglieder der öffentlichen Meinung

ein ganz reines Gewissen haben und fürchten, ebenfalls entlarvt zu werden; es wird also die öffentliche Meinung gegen den Freund der Wahrheit geführt aus dem Principe der Selbsterhaltung. Ein Sarcasmus hat oft, von dem Munde einer witzigen, beliebten Person zu rechter Zeit fließend, die Stellung eines Menschen oder Unternehmens vor der öffentlichen Meinung auf immer ruinirt.

Wie läßt sich aber nun diese Volksstimme zu Gunsten leiten oder doch zur Besinnung der Wahrheit bringen? Zur Gunst gewinnen ist leicht, denn wir sahen eine große Zahl höchst unbedeutender Menschen von der öffentlichen Meinung protegirt und getragen. — Man braucht nur mit ihr zu liebäugeln, ihren Launen zu fröhnen, ihr, selbst mit kleinen Opfern, zu erkennen zu geben, daß man ihre Macht respectirt und sich unter ihre wohlwollende Nachsicht stellt. Nichts besticht einen dünkelhaften urtheilsunfähigen Menschen leichter als eine schlaue, bescheidene Bitte um Nachsicht. Anderenfalls hat die öffentliche Meinung aber auch die Eigenschaft einer Buhlerin in so hohem Grade erreicht, daß sie sich allem Neuen und Pikanten mit Leidenschaft anbietet, es stürmisch in ihre weiten Arme schließt, an ihren Brüsten nährt und ihre zeitweilige Freude daran hat, um die Langeweile zu tödten. Aber solche blinde, heiße Liebe ist nicht treu, kaum taucht

ein neuer Stern auf, so wendet sie sich diesem zu und der alte wird kaum mehr auf seinem vereinsamten Wege angesehen. Man findet diesen Ausdruck der öffentlichen Meinung vielfältig in solchen Städten, welche um die Ehre einer großer Residenz buhlen, aber wegen Mangels an Wohlstand, höherer Bildung und Weltverkehr, nur einer gewöhnlichen Provinzialstadt gleichen, wo Stadtkeller und Familienclub die Organe der öffentlichen Meinung sind. Kommt ein fremder Künstler, Gelehrter, Particulier oder Lebemann in diese Gesellschaft, so dient er, wenn irgend etwas Interessantes an ihm aufzufinden ist, zum Püppchen der öffentlichen Meinung, man hebt ihn auf den Thron der bereitwilligsten Anerkennung, fordert nur von ihm die Gabe der Unterhaltung und das Eingeständniß des Dankes durch Erfüllung jeglicher Laune aber — so wie ein neues Meteor auftaucht, ist das andere durch die Uebergänge kühlerer Höflichkeit und formellerer Ruhe allmälig in die Kategorie der Duldung und endlichen Vergessenheit übergeführt. Mancher Schlaukopf ist aber indessen zu etwas gekommen und lacht, wenn seine Saison der öffentlichen Meinung abgelaufen ist, pfiffig in's Fäustchen, wenn er die Zeit richtig benutzt hat; denn die öffentliche Meinung ist eben so blind in der Austheilung ihrer Liebespfänder, als in der Gunst selbst. — Auf diesem Wege wird mancher sentimentale Jüngling zum geistreichen

Dichter, und erlangt eine reiche Bäckerstochter, mancher umherziehende Musikant zum Capellmeister, mancher nichtssagende Privatgelehrte zum Archivar oder Professor — mancher junge Arzt zum Hofmedicus oder Sanitätsrathe.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu dem engeren Thema meiner Darstellung zurück. — Der praktische Arzt hängt zeitlebens in den Fesseln der öffentlichen Meinung und gerade er ist nur zu oft ein ungerechtes Opfer derselben. — Der Schriftsteller, Künstler bis zum Schauspieler hinab, der Fachgelehrte und Beamte vermag doch auf irgend eine Art, wenn er tüchtig ist, die Leute zu überzeugen, daß er etwas Gutes leistet, oder seine Pflicht thut, der Arzt fast nie, denn das Publikum hat gar kein Urtheil über ihn oder will es nicht haben, um seine eigene Meinung zu behaupten und nicht seine Ignoranz eingestehen zu müssen. Die öffentliche Meinung hat mit allen vorlauten Wortführern die Eigenschaft überein, klüger zu erscheinen, als sie wirklich ist. Das ärztliche Thun und Treiben ist nun aber ein solches, das vom großen Publikum gar nicht verstanden wird; letzteres fordert unbedingte Heilung, willige Berücksichtigung des Eigensinns und der Launen, geringe Unbequemlichkeit und wenig Opfer. Da aber ein rechtschaffener Arzt sich zu alle Dem nicht hergiebt und überhaupt seinem Patienten keinen Eigenwillen zuer-

kennen kann, so gewinnt der oberflächliche oder schlaue Charlatan und der gutmüthig bornirte Arzt immer die Gunst der öffentlichen Meinung weit sicherer. Mit wenigen Ausnahmen darf man die Behauptung als maßgebend betrachten, daß die Günstlinge der öffentlichen Meinung unter den Aerzten mit der Wissenschaft oder der Redlichkeit in wilder Ehe leben.

Man verstehe mich nicht falsch — ich habe nicht gesagt, daß dieses allgemein von Aerzten gilt, welche in großer Renommèe des Publikums stehen, denn das wäre eine Unwahrheit und zugleich Ungerechtigkeit gegen viele meiner liebsten Freunde; ich habe vielmehr die alltäglich sich bestätigende Thatsache gemeint, daß die meisten Aerzte, welche für die öffentliche Meinung arbeiten, deren Gunst durch aufmerksame Rücksicht sich erhalten und von ihr besonders in Schutz genommen werden, gewöhnlich der wissenschaftlichen Weihe und Würde entbehren. Man findet oft, daß Aerzte, welche streng nach wissenschaftlicher Ueberzeugung und bester Einsicht handeln, wenig oder gar nichts um die öffentliche Meinung der großen Masse geben und irgend einmal dieselbe gegen sich aufgebracht haben. Das kann auch nicht anders sein, denn untersuchen wir nur, welche Ansprüche die öffentliche Meinung an den Arzt macht, schildern wir einmal das Portrait eines Arztes, der für die öffentliche Meinung lebt und arbeitet und den sie als den „lieben, guten

Doctor" bezeichnet. Verfolgen wir ihn in die Häuser aller Stände, fangen wir in seiner vornehmen Praxis an. Der Mann ist für Jedermann, zu jeder Zeit, wo er wirklich zu Hause ist, zu Hause, er horcht die Bedienten und Kammerzofen, welche ihn bestellen müssen, vorsichtig oder leutselig aus, was der Herr oder die gnädige Frau ihm selber vielleicht verschweigen würden, aber ihm zur richtigen Beurtheilung der Unpäßlichkeit nöthig wäre — er macht dann, dem in seiner Mittheilung zögernden Herrn oder der etwas verlegen werdenden Frau oder leichterröthenden Jungfrau schnell eine beschwichtigende Geberde zu und mit der Bewunderung seiner diagnostischen Weisheit und dem daraus erwachsenden Vertrauen kommt ihm auch der Dank zu Gute, welchen ihm die ersparte Beschämung vor dem Eingeständnisse kleiner Sünden zollt. Er spielt mit den Kindern, welche er alle bildschön und geistreich in den Anlagen findet, versäumt bei keinem Geburtstage die hausfreundliche Gratulation und kommt bei einem einfachen Schnupfenfieber mindestens vier Wochen lang täglich, verordnet aber aus wichtigen Gründen noch länger Arznei, die jedoch angenehm schmecken muß, indem ihm die Dame sonst mit drohendem Finger die Mahnung giebt: „Doctorchen, was haben Sie mir da verschrieben? Das ist ja widerwärtig, das nehme ich nicht." Auf das empfangene Honorar macht er eine Visite im Frack, er

ist gegen Fremde der eifrigste Vertreter und Lobredner der Familien seiner Kundschaft und erlaubt sich nie eine Aeußerung über den Gesundheitszustand derselben. Folgen wir ihm in die Bürgerwelt — hier tritt er ganz als Hausfreund oder Onkel auf, ist des wohlhabenden Kaufmannes guter Gesellschafter, des niederen Bürgers gemeinnütziger Wortführer; je nachdem die Bürgerschaft demokratisch oder conservativ ist, ist er's auch, er redet mit dem Philister im Landesdialect, was dieser als eine Freundlichkeit des charmanten Mannes rühmt, schlägt die jungen Frauen und Mädchen auf die runde Schulter oder kneipt sie in die Wange, daran mahnend, daß er sie einst in den Kinderkrankheiten vom Tode gerettet habe, er ist niemals unwillig, wenn ihn die Mütter des Abends nach elf Uhr noch schleunigst zu ihren aus Unart oder Magenüberladung schreienden Kindern rufen lassen, um sie zu Bette zu bringen, er besiehlt in seinem Hause, daß die Colonialwaren, die Zeugstoffe, die Fleisch- und Brotbedürfnisse von Diesem und Jenem gekauft werden müssen, weil sie ihn zum Arzte genommen haben, er kennt die Anstandsform im Bürgerthume viel zu gut, als daß er versäumen sollte, von dem Seilermeister einige Rollen Bindfaden zu kaufen, der ihn zum Arzte für seine etwa hysterische Frau engagirte. Als Mann der öffentlichen Meinung darf er aber auch keinen eigenen, festen Willen haben, sondern

muß auf die Wünsche der Leute eingehen; er muß deren Vorurtheile, Ansichten und Hausmittel respectiren; hat er etwa vergeblich längere Zeit ellenlange Recepte machen lassen, sagt ihm der Patient, daß er von Diesem oder Jenem ein Mittel anempfohlen erhalten oder schon heimlich nebenbei gebraucht habe, so darf er darüber nicht ungehalten sein, sondern muß sagen: „ei ja, wir können das Mittel einmal versuchen," und seine eigene ärztliche Hülflosigkeit oder wissenschaftliche Beschämung entschuldigt er mit den Worten: „Was oft nicht der Verstand der Weisen sieht, das findet in Unschuld ein kindlich Gemüth." Er kennt aber die öffentliche Meinung zu gut, um nicht zu wissen, daß er es mit Keinem verderben darf, denn „wer ihm als Freund nichts nützen kann, kann ihm als Feind viel schaden." Ein Einziger, und nun vielleicht gar ein feister Brantweinbrenner, der vielen anständigen Leuten Geld geborgt hat, oder ein Modeschneider und Barbier, der zu vielen Personen kommt, kann die öffentliche Meinung bearbeiten. — Der Barbier muß dringend zu Handleistungen empfohlen werden und deßhalb eröffnet er ihm ein Feld der Wirksamkeit und der Geldeinnahme, indem er, wenn es auch nicht gerade nöthig wäre, Visicatore, Lavement, Schröpfköpfe und Blutegel verordnet. Vor allen Dingen darf aber der Apotheker nicht unberücksichtigt bleiben — die neuere Schule der Medicin drohet

den Apothekern den Untergang, indem die wissenschaftliche Erfahrung lehrt, daß die Recepte der älteren Schule eine Probekarte chemischer Unkenntniß und unphysiologischer Vorstellungen sind, daß die Kranken mit Medicinen überfüttert, in ihrer Verdauung und Blutbereitung ruinirt und chronisch vergiftet worden sind. Man giebt wenige, einfache, meist wenig kostspielige Arzneikörper, respectirt die Naturheilkraft und gewinnt weit reinere Krankheitsbilder, indem man die wirklichen Symptome der Krankheit von den durchkreuzenden Arzneiwirkungen zu unterscheiden gelernt hat. Fragen wir die Apotheker aller Orten, sie werden uns klagen, daß jetzt nichts mehr an der Officin zu verdienen sei und viele haben deßhalb noch ein Fabrikgeschäft angefangen, oder ihre Apotheken noch zu rechter Zeit für ein rundes Capitälchen verkauft. — Der Arzt der öffentlichen Meinung darf den Apotheker nicht versäumen, er muß ihm was zu verdienen geben; Apotheker spielen in Clubs und im Bürgerthume gewöhnlich eine Rolle, werden zu städtischen Aemtern berufen und gelten in bürgerlichen Kreisen der Gewerbtreibenden für Gelehrte, da sie die „Lateiner des bürgerlichen Gewerbes“ sind. Kann es daher verwundern, wenn der Arzt, welcher der öffentlichen Meinung dient, große Medicinrechnungen veranlaßt? Er weiß deßhalb den alten Glauben der Leute aufrecht zu erhalten, daß in der Medicin

eine Wunderkraft stecke und die theuerste Medicin auch die beste sei. —

Wie aber? Wenn der Kranke zeitlebens von seinem chronischen Leiden nicht kurirt wird, wenn ein Anderer an seinem acuten Fieber stirbt? Wie erhält sich dabei der Arzt die Gunst der öffentlichen Meinung! — Das Publikum ist entsetzlich leichtgläubig, besonders in dem, was seinen Körperzustand betrifft. In gleichem Maße, wie der Mensch sich abnorme Zustände einbildet, läßt er sie sich auch von Andern, denen er zu vertrauen gewohnt ist, einreden. Es ist nichts leichter für einen Arzt als seinen Kunden über ihren Zustand alles Mögliche einzureden, was sie glauben und worauf sie selig sterben sollen. Die Ausrede, daß ein „innerer, organischer Fehler" vorhanden sei, gegen den Gott allein helfen könne, und der schon in der Jugend zum Tode geführt haben würde, wenn nicht der Arzt jahrelang damit im Kampfe gelegen habe, ist eine Idee, mit der sich der Mensch leicht vertraut macht, ja ich habe Leute kennen gelernt, welche sich auf ihren wirklichen oder eingeredeten organischen Fehler ordentlich etwas zu Gute thaten und damit direct oder indirect renommirten. Hat doch auch mancher Mensch nichts Interessantes weiter, womit er auf sich hinlenken kann, als seinen „organischen Fehler." — Stirbt ein Mensch an einem schlecht behandelten synochalen oder gastrischen Fieber, so ist

der seither vom Arzte eingeschläferte oder aus Schonung verschwiegene organische Fehler daran Schuld, und die Familie glaubt es, denn man begreift es kaum, wie gänzlich unwissend die meisten Leute gerade über Dasjenige sind, was sie am Liebsten beschäftigt, was ihnen das meiste Geld kostet und sie am Meisten quält, nämlich ihren Körper. Anatomie und Physiologie desselben sind ihnen böhmische Dörfer, nicht die mindeste rechte Vorstellung haben sie von dem organischen Lebensprozesse ihres Daseins, trotzdem sich darüber genug populaire Bücher und Vorlesungen ausgelassen haben. Die Einweihung in dieses Mysterium wird nur dem Arzte zugetrauet und dieser hat nicht nur einen schönen Rückhalt daran für seine Praxis, sondern gewinnt auch an mystischem Einfluß. — Wenn ein maßgebendes Gesetz allgemein verordnete, daß alle Jünglinge, anstatt Griechisch und Latein als Humaniora zu tractiren, Anatomie und Physiologie des menschlichen Organismus studiren sollten, ich bin fest überzeugt, die Krankenlisten der Aerzte würden sich ganz bedeutend vermindern und die Charlatans aus der Luft verschwinden, wie die Störche im Spätherbste. —

Ich habe es hier versucht, den Gattungstypus eines Arztes zu schildern, der in und von der öffentlichen Meinung lebt. — Zum Glücke für das vorurtheilsfreiere Publikum und zur

Ehre des ärztlichen Berufes, giebt es aber auch in allen Ländern und in jeglichem Kreise der vornehmen und bürgerlichen Gesellschaft Aerzte, welche in und mit der Wissenschaft leben und, weil ein wissenschaftlicher Mann auch stets ein Trachten nach Wahrheit, eine Ueberzeugung hat, die öffentliche Meinung für eine zu unsichere und lügenhafte Macht halten, um sich ihr anzuvertrauen, ihr Zugeständnisse zu machen oder um sie zu buhlen. Gerade diese besseren Aerzte sind es aber, welche von ihr am Meisten zu leiden haben und von dem ärztlichen Berufe wie den Resultaten der Praxis eben nicht sehr erbauet sind. Sie haben die öffentliche Meinung, irgendwo einmal beleidigt oder besser gesagt, diese öffentliche Kokette in's Gesicht geschlagen, und das ruft immer Feinde hervor, wenn sich auch Mancher still darüber freuet.

Es ist platterdings unmöglich, daß ein Mann der Wissenschaft, welcher mit ewigen Gesetzen des Geistes und der Natur verkehrt, der die Hinfälligkeit des Einzelnen nur im Zusammenhange des großen Ganzen versöhnlich zu betrachten geneigt ist, und die historische Erfahrung von der Selbstvernichtung aller Logik der Unwahrheit und des Bösen auch im täglichen Leben wiedererkennt, auf das Urtheil der großen Menge irgend Gewicht legen und sich dazu anders verhalten könnte, wie ein einsichtsvoller Zuschauer einer Posse im Theater. Er läßt

sie an sich vorübergehen, nicht aber davon bestimmen. — Solche, ruhig ihres Weges gehende Aerzte habe ich viele kennen lernen und zu meinen Freunden zählen dürfen. Aber sie litten sämmtlich an Verstimmung, ihre Praxis war nur klein, ihr Wissen und ihre Leistungen aber waren um so bedeutender. Sie verschmäheten den Schein, wiesen das Vorurtheil und die Laune des Publikums zurück, erklärten die Kranken gesund, wenn sie es wirklich waren und ließen sich von scheinbarer oder forçirter Gesundheit ihrer Kunden nicht bestechen, wenn es etwa auf eine Lebensversicherung oder Anstellung oder gar Verheirathung abgesehen war.

Mag nun der Arzt um die öffentliche Meinung buhlen oder sie mit Gleichgültigkeit betrachten, immer hat er davon zu leiden, sie ist gegen den ärztlichen Stand allemal, wo es auf eine Probe der Vernunft und Sitte ankommt, ungerecht durch Unwissenheit und Vorurtheil. Die Concurrenz der Aerzte bearbeitet die öffentliche Meinung nach Rechts und Links, sie schaukelt und schwankt wie ein plumper Dickhäuter und fällt oft schwer auf diejenigen nieder, welche ihr am Nächsten stehen und sie auf einen Andern zermalmend hinwerfen wollten. Es ist nicht möglich, daß ein Arzt es der öffentlichen Meinung immer zu Danke macht, selbst wenn er darauf ausgeht. Ich habe schon früher angedeutet, daß das Publikum nie die ärztliche Kunst beurtheilen kann und

immer *mehr* davon erwartet, als sie zu leisten vermag. Nichts bestimmt die öffentliche Meinung aber rascher zur Ungunst, als getäuschte Erwartungen, und wären sie auch noch so übertrieben. Daß dieselben hochgesteigert sind und deßhalb der Enttäuschung sehr leicht unterliegen, haben besonders die jüngeren Aerzte bei ihrem Eintritte in die Praxis selbst verschuldet, denn sie treten als Herren über alle Krankheiten auf, als Despoten, die mehr als alle älteren Aerzte zu leisten versprechen und mitleidig auf diese herabblicken, wenn denselben eine Krankheit widersteht, die sie nicht kuriren können. Natürlich reden diese jungen Praktiker auch darüber gegen das Publikum, das ohnehin an jede neue, vielversprechende Erscheinung bereitwillig höhere Erwartungen knüpft. Solche junge Aerzte treten in dieser Weise nicht allein deswegen auf, um Kundschaft zu bekommen, die älteren Aerzte zu überholen und sich an deren Stelle zu setzen, sondern — *weil sie es nicht besser wissen und selbst erst die ärztliche Kunst kennen lernen müssen.* — Es giebt kein *hülfloseres* Wesen, als einen jungen, eben in die Praxis getretenen Arzt, *er weiß nichts von der eigentlichen Kunst am Krankenbette, von ihrer Tragweite und Möglichkeit.* Der junge Arzt hat nur eine Bücher- und Katheder-Medicin, eine *Schablone*, die der als „unfehlbar" sich autorisirenden Professor

ihm dictirte, und wonach es eine Kleinigkeit ist, Krankheiten zu erkennen und zu heilen. Natürlich giebt der Lehrer, um den Fortschritt zu repräsentiren, das Neueste und Gewisseste. In den Kliniken macht die Theorie des Katheders eine experimentielle Parade, man sieht dort, wie Alles am Schnürchen hängt und gelingt, chronische Fälle werden nicht aufgenommen oder sind so langweilig, daß der Student gar keine Notiz davon nimmt, um die „brillanten" Fälle nicht zu versäumen, der Experimentator sucht sich seine Fälle aus, um seine Theorie daran zu verherrlichen, der Student kommt mit dem Patienten in gar kein näheres Verhältniß, Definition und Sectionsbefund interessiren ihn weit mehr als die Umstände, welche eine Heilung verzögern. Dabei hat der Patient keine Laune, keinen Eigensinn, es geschieht in der klinischen Anstalt Alles pünktlich, Luft, Nahrung, Bett, Gehorsam, Ueberwachung, Alles ist vorhanden, wie es sein soll. Doch genug, ich sage den Aerzten nichts Neues, sie wissen, wie sie ihr erstes Selbstvertrauen zur Kunst gewonnen haben. — Nun treten die jungen fertigen Aerzte in die bürgerliche Praxis, vom Heroismus ihrer Allmacht erfüllt; sie wollen dem Professor nachahmen, sie haben dessen Collegienheft im Kopfe, wo Alles stimmt und zutrifft, sie wundern sich, daß ein älterer College diesen oder jenen Kranken nicht längst kurirt hat; jetzt wecken sie höhere Erwar-

tungen, verheißen prompte Heilungen, treten, keck und des Erfolges gewiß, an das bürgerliche Krankenbett — und siehe da! die Krankheit fügt sich dem Mittel nicht, die Symptome täuschen, die Verhältnisse greifen in den Willen des Arztes störend ein, die Schablone des Lehrers will gar nicht passen, hülflos steht er da, die Erwartung ist bei ihm und dem Publikum zu Schanden geworden, die öffentliche Meinung ist beleidigt und nun hat der Arzt erst eine Reihe von Jahren solider praktischer Wirksamkeit nach eigener Erfahrung und Einsicht, oder schnelle Glücksfälle oder persönliche Hülfsmittel nöthig, ehe er sich wieder herausarbeitet. Ein Arzt, welcher nicht schon fünf Jahre mindestens am bürgerlichen Krankenbette täglich gelebt und hier die prompte Weisheit seiner Collegienhefte gegen eine ganz andere zweifelnde und relative Erfahrung ausgetauscht hat, der kann wol Mediciner heißen, aber er ist noch kein Arzt. Mit jedem Jahre wird er an Vertrauen zu seiner Kunst, namentlich an dem Glauben an die Arzneimittelwirkung einbüßen. — Das Publikum verlangt aber geheilt zu sein, es zweifelt gar nicht daran, daß die medicinische Wissenschaft zu heilen verstehe, und giebt jede Nichtheilung, jede verunglückte Bemühung des Arztes einzig und allein Diesem Schuld, dem es Unkenntniß, Nachlässigkeit und alles Mögliche nachsagt. Diese Ungerechtigkeit hat nun viele Aerzte, welche von der öffent-

lichen Meinung leben müssen, veranlaßt, sich dagegen zu waffnen, indem sie, da es unpolitisch wäre, die faulen Flecke der medicinischen Wissenschaft einzugestehen und das Publikum gründlich zu überzeugen, „daß kein Arzt vor Gott und Gewissen sagen könne, ob seine Hülfe oder, trotz derselben, die Naturheilkraft geholfen habe" — nunmehr das Publikum und die Meinung der Leute irre zu leiten suchen und der Ungerechtigkeit eine List entgegensetzen. So wirkt also die öffentliche Meinung nicht nur gegen den Arzt, ungerecht, sondern auch gegen die eigenen Interessen der Leute, welche die Stimme des Publikums anschlagen. — Ich habe es jederzeit für zweckdienlicher und moralischer gehalten, die öffentliche Meinung geradezu über die schwache Seite der ärzlichen Kunst rücksichtslos aufzuklären, und das muß geschehen, wenn die ungerechten Vorurtheile gegen die Geschicklichkeit mancher nicht von blindem Glück getragenen Aerzte einmal ihre vernünftige Ausgleichung finden sollen.

Ich will meine diesmaligen Reflexionen mit einem Lebensbilde aus der Wirklichkeit schließen. Ein mir theurer College, Doctor Nolte will ich ihn nennen, vor dessen Wissenschaftlichkeit und redlichem Charakter ich jederzeit die freiwilligste Achtung gehegt habe, hatte das Unglück jedes gelehrten und wahrheitsliebenden Arztes, nämlich von der öffentlichen Meinung verkannt zu werden. Wie das ge-

kommen ist, will ich jetzt durch ein paar Thatsachen an seinem Leben erzählen.

Wir hatten uns auf der Universität in gemeinschaftlichem Studium kennen und schätzen lernen. Als ich ihn nach unserer akademischen Trennung wiederfand, war er bereits zehn Jahre praktischer Arzt in der Residenz eines Kleinstaates gewesen. — Ich traf ihn verstimmt, ohne eigentliche Lebensfreude, von einem zurückhaltendem Ernste über seinen Beruf erfüllt. Er litt an der stillen Betrübniß aller edlen Männer, welche sich vor der frivolen Herrschaft der Lüge und des Scheines beugen müssen, ohne dagegen auftreten zu können. Die öffentliche Meinung war seine parteiische Gegnerin geworden. — Er war zu einem vornehmen Manne gerufen, der seit einiger Zeit an Jucken der Hände nebst feinem Pustelausschlage litt; — „Was ist das, Doctor?" war seine Frage! „Mein Großvater hat einmal an der Flechte gelitten — doch nein, ich habe Toilettenseife gebraucht, die, ohne daß ich es wußte, Soda enthält, verschreiben Sie mir ein Waschwasser für meinen Toilettentisch."

„Um Vergebung, mein Herr, das würde nichts helfen, Sie müssen eine derbere Kur gebrauchen und meiner Ueberzeugung nach ist die schnellste, sicherste und zweckmäßigste diejenige, welche in den preußischen Militairlazarethen angewandt wird."

„Doctor, ich verstehe Sie nicht, ich bin nicht

lazarethkrank, ich wollte nur ein Mittelchen gegen dies lästige Jucken haben, es ist wie das Gefühl von Nesseln."

„Es ist die gewöhnliche Krätze!"

„Was? Herr! für was halten Sie mich? Ich bin kein preußischer Musketier und kein wandernder Herbergsgesell — ich komme in keine Berührung mit gemeinen Leuten, welche die Krankheit der Unreinlichkeit haben."

„Und dennoch sind Sie angesteckt, ich muß Ihnen das sagen, damit Sie Ihre Gemahlin und Kinder nicht berühren."

„Das ist zu arg, Sie möchten wohl gern die Renommèe usurpiren, einen Aussätzigen kurirt zu haben, darum geben Sie dem Püstelchen den abscheulichen Namen."

„Nein, Excellenz, Sie haben in der That die Krätze."

„Unerhört, Sie sind ein eigensinniger Arzt, ich werde mich darauf besinnen, ob ich Ihre Soldaten-Kur gebrauchen kann."

Der Doctor wurde ermahnt, von seiner eigensinnigen Diagnose nichts gegen die Leute verlauten zu lassen und damit entlassen, aber nicht wieder verlangt; ein anderer Arzt war gerufen worden, der, bedauerlich gelächelt hatte, als der vornehme Herr gemeint: „der Doctor Nolte möchte Einen in schlechten Ruf bringen, hat wol nur Handwerks-

burschen und Musketire zu behandeln gehabt und kennt keine anderen, als gemeine Krankheiten. Welch' ein Mangel an Lebensart, mir die Krätze zu octroyiren!" Der andere Arzt hatte geschwiegen, aber durch sein Lächeln um so mehr gesagt. Er hatte eine wohlriechende Pomade, welche den Schwefel und das Quecksilberpräparat verbarg, und dabei russische Dampfbäder gegen die „kleine Blutverschwitzung" verordnet, die Krätze war verschwunden, der Mann aber später von krampfhaftem Asthma mit Melancholie befallen, dessen Zusammenhang mit einer schlecht behandelten Krätze ich jedem Arzte selbst zu beurtheilen überlasse. — Doctor Nolte war aber, wie sich herausstellte, kein Arzt für die vornehme Welt, die öffentliche Meinung in diesen Kreisen sollte bald allgemeiner gegen ihn gestimmt werden. —

Eine jung und schnell verwitwete Baronin von lebhaftem Temperamente wurde aus organischen Ursachen in eine unausstehliche Hysterie versetzt, welche sich durch eine Herrschsucht und Hastigkeit ihrer Schlag auf Schlag gegebenen Befehle, die fast sämmtlich nur Eingebungen des Augenblicks waren, und durch eine fieberhafte Unruhe, eigensinnige Prätension der blitzschnellen Erfüllung ihrer Wünsche und Launen kund gab, daß sie gewiß von den ihr ebenbürtigen Kreisen längst geflohen worden wäre, wenn sie nicht einen sehr vornehmen Familiennamen getragen, einst als Fräulein unzählige Anbeter zu ihren Füßen ge-

sehen und jetzt noch durch großen Luxus die Gelegenheit zu geselligen Freuden ihrer Bekannten gegeben hätte. — Sie war ungefähr Fünfundzwanzig Jahre alt und hatte eine Tochter, die etwa in das vierte Jahr treten mochte. Die Baronin bekam Schwindelanfälle und ließ zum Unglück den Doctor Nolte holen, den sie weiter nicht kannte, als daß er zufällig gegenüberwohnte und eine Dame ihrer Bekanntschaft von ihm behandelt worden war. Obgleich Doctor Nolte recht gut wußte, daß die Dame schon fast alle Aerzte der Stadt kommen und gehen geheißen hatte, so folgte er doch dem Rufe seiner Pflicht und trat bei der Baronin ein. Auf den ersten Augenblick erkannte er, daß ein vorwaltender Blutandrang nach dem Gehirne nicht allein die Schwindelanfälle, sondern auch die Unruhe ihres ganzen Wesens hervorrufe. — Nur mit großer Mühe brachte er das Examen heraus, daß seiner Erkennung der organischen Individualität und Diagnose vorhergehen mußte; sie antwortete ihm kaum darauf, hatte aber tausend andere Fragen und Prätensionen, welche Doctor Nolte, als nicht zur Sache gehörig, entweder oberflächlich behandelte oder nicht weiter beachtete. Er empfahl ihr ableitende Fußbäder, tägliche Bewegung, verordnete eine Arznei und Diät, welche ihm nöthig dünkte und blieb ruhig, als sie ihm andere Mittel mit Heftigkeit und Widerspruchsgeist vorschlug oder geradezu erklärte, daß sie keine

Lust habe, in der gewöhnten Diät Abänderungen vorzunehmen. Der Arzt machte die Geberde des Bedauerns, regte aber dadurch die lebhafte Frau zu noch größerem Eifer der Einrede an und wurde, als er dennoch ruhig blieb und auf seinen Rathschlägen beharrte mit den hochfahrenden Worten entlassen: „Ich verlange geheilt zu sein, kommen Sie täglich vor."

Nun trat aber für den armen Mann eine böse Zeit ein; Morgens früh, Mittags, Abend, mitten in der Nacht wurde er zu der Baronin gerufen und immer in so großer Eile, daß der Bediente zwei oder dreimal kam, wenn der Arzt nicht sofort auf dem Fuße nachfolgte. Und was war die Ursache dieser Anforderungen in scheinbar höchster Noth? Eine Laune, eine hysterische Empfindung, die mit der nächsten Viertelstunde wechselte, eine Anwandlung von Schwindel, ein flüchtiger Stich durch den Kopf, eine Schlaflosigkeit oder unbedeutende Kolik. — Immer aber stellte sich heraus, daß die Baronin weder ihre unpassende Diät unterlassen, noch das geringste Mittel, was ihr verordnet war, genommen hätte; die Recepte wanderten in die Fidibusecke, die Rathschläge wurden in die Luft geschlagen. „Was soll ich bei Ihnen thun, wenn Sie dem Arzte nicht folgen? Warum rufen Sie mich des Nachts heraus, wenn Sie die Mittel verachten, welche ich Ihnen dringend empfehle?" So hatte Doctor Nolte ihr einmal im

gerechtem Unwillen gesagt, und es war ihm die Antwort geworden: „Bekommen Sie nicht für Ihre Bemühungen honorirt? Ob ich Ihren Rath befolge, ist nicht Ihre, sondern meine Sache, darum haben Sie Sich nicht zu bekümmern.“ So dauerte dieses Verhältniß ein Vierteljahr; Doctor Nolte hatte, der täglichen oder nächtlichen Herbeirufung ohne vernünftigen Zweck und der unwürdigen Neckerei seines Berufes längst müde, die Absicht gehabt, der Baronin den Gehorsam zu kündigen, aber sie war so fein vorausfühlend und dann wieder so verstellt liebenswürdig, daß sie dem Worte des Unwillens stets rechtzeitig zuvorkam und sogar die Kammerjungfer hereinrief und ihr mit aller Herrschsucht ihres leidenschaftlichen Willens nachdrücklich anempfahl, ihr weder Thee noch Kaffee wieder zu bringen, sondern genau zuzuhören, was der Doctor vorschreibe. — Die Kammerzofe unterdrückte das boshafte Lächeln, ließ sich vom Arzte genau die diätetische Vorschrift geben, aber schon nach kurzer Zeit war sie auf das Glockenzeichen gefaßt, welches den Thee oder den stärksten Kaffee hereinzubringen befahl. Dabei frequentirte die Dame viele Gesellschaften, veranstaltete großen Damenzirkel bei sich, und Doctor Nolte mußte oft noch um zwei Uhr des Nachts herbeieilen, um der Baronin einen Rath zu ertheilen, wenn sie mit Kopfcongestion, Schwindel oder nervöser Unruhe nach Mitternacht nach Hause gefahren

war oder mit Schlaflosigkeit und Abspannung, nach dem Aufbruch ihrer Gäste, kämpfte. Aber es blieb nur bei dem guten Rathe, weiter bedurfte sie nichts. In einer Nacht, als Doctor Nolte selbst nicht ganz wohl, den Wagen der Baronin hatte in den Thorweg rollen hören, wurde bald darauf seine Nachtglocke geläutet. Der Bediente war es, welcher ihn eiligst hinüberrufen sollte. Aergerlich über die nutzlose Störung und im Gedächtniß der vielen Male, wo er nur einer Laune ohne Zweck hatte folgen müssen, gab er zur Antwort, daß er nicht folgen könne, indem er unwohl sei und transpirire. Der Bediente kam wieder, die Baronin verlangte nach ihm, ein hochfahrender Befehl beschied ihn sofort zu ihr. „Was kann ich nützen, die gnädige Frau befolgt meine Rathschläge nicht,“ sagte er zum Boten. „Aber die Gnädige ist in der That sehr leidend,“ versetzte dieser. — Doctor Nolte ließ sich bei dieser Nachricht vom Pflichtgefühle bestimmen, aufzustehen und hinüber zu eilen. Im Ballkleide saß die schöne, launige Frau halb liegend auf einer sammeten Longechaise, erhitzt mit glänzenden Augen, glühenden Wangen und dem tiefleidenden Blicke des nervösen Kopfschmerzes. „Was bedeutet das, Doctor?“ rief Sie hastig und stolz, „Sie lassen eine Patientin zwei Male schicken?“

„Ich kann Ihnen auch bei der schnellsten Ankunft nicht helfen, Sie hören meine Rathschläge an

und das ist Alles. Ich möchte überhaupt bitten, einen anderen Arzt zu nehmen, dem Sie mehr Vertrauen zollen.“ Auf das erste Aufhorchen beleidigten Hochmuthes verwandelte sich ihre Miene plötzlich in eine schalkhafte Vertraulichkeit. „Doctor, ich bin eine ganz besondere Natur, glauben Sie mir, ich bedarf der groben, materiellen Arzneistoffe nicht, schon Ihre Rathschläge, das Anhören Ihrer Meinung und das Gespräch über meinen Zustand leistet mir gute Dienste. Ich will Ihnen aber mein Vertrauen zeigen, ich kann nicht schlafen, geben Sie mir ein Opiat, das thut einer Freundin von mir wesentliche Dienste.“

„Frau Baronin, für Ihren Zustand wäre Opium ein doppeltes Gift — ich ergreife diese Gelegenheit, um Sie noch einmal dringend aufmerksam darauf zu machen, daß Sie durch Ihre Lebensweise und Constitution in die größte Gefahr gerathen, ganz unheilbar zu werden! Sie stürmen einer Katastrophe entgegen.“ Sie schien zu erschrecken, besann sich, sah den Arzt zweifelhaft an und sagte etwas kleinlaut: „Ist das Ihr Ernst? Aerzte vergrößern gern, um die Ehre ihrer Kunst zu steigern — was fehlt mir eigentlich?“

„Ein gefährlicher Blutandrang nach dem Gehirn und Rückenmarke, ein vorherrschend nervöses Leben, das Ihr Nervensystem alterirt, ein ...“

„Genug, das ist eine abscheuliche Schilderung;

gut denn, ordnen Sie meine Diät, geben Sie mri ein Mineralwasser, rathen Sie mir eine Badesaison, ich hätte Lust nach Pyrmont, wo ich meine Gesellschaft finde.“

„Sie dürfen kein eisenhaltiges Mittel nehmen, das würden Sie nicht verdauen — aber für den Augenblick machen Sie mir Sorge, Sie werden plötzlich blaß, ihr Blick wird unsicher, gnädige Frau, ich werde sofort ein Aderlaß vornehmen — gestatten Sie sofort Schröpfköpfe —“

„Weg, weg!“ hauchte sie mit einer halben Bewußtlosigkeit kämpfend, „mein Flacon!“ und sie schellte gleichzeitig mit der silbernen Tischglocke. Die Kammerzofe trat herein, aber der Anfall war vorüber, sie roch auf ihr Kölnisches Wasser, erhob sich schnell, sah den Doctor lächelnd an und sprach: „Ich danke Ihnen, ich fühle mich wohl!“ Dann ließ sie sich in ihr Auskleidezimmer leuchten. Doctor Nolte war entlassen. Mit dem festen Vorsatze, das ärztliche Verhältniß zu dieser Dame aufzukündigen und über eine abermalige unnütze Nachtstörung weniger als über die Besorgniß verstimmt, daß die Baronin vom Schlagfluß überrascht oder einer Lähmung ausgesetzt werden könnte, deren Schuld dem Arzte gar zu leicht zur Last fallen dürfe, ging er fort. Der Zufall wollte, daß er in derselben nächtigen Stunde auf das nächste Dorf zu einer schweren Geburt geholt wurde und erst am Vormittage

wieder in seiner Wohnung eintraf. Hier erfuhr er zu seiner Bestürzung, daß die Dienerschaft der Baronin ihn schon mehremale habe schleunigst holen wollen; die Dame habe gegen Morgen am Glockenzuge geschellt, die Zofe sei an das Bett geeilt, aber mit lautem Hülfeschrei zu der Dienerschaft geflohen, um diese zu ihm zu schicken, da die Baronin bewußtlos und röchelnd dagelegen habe. Zugleich erfuhr Doctor Nolte, daß bereits andere Aerzte eiligst vorgefahren und noch nicht wieder herausgekommen seien. Nolte ging augenblicklich hinüber und traf dort die größte Bestürzung in allen Mienen. Der Leibarzt und ein junger brüsquer Hofmedicus, der sich erst seit Kurzem eine vornehme Praxis suchte, waren in der Kammer vor dem weißem Gardinenbette beschäftigt, wo die Baronin mit verzogenem Munde, starren Augen, Röcheln und Zuckungen lag und alle Symptome eines Gehirnextravasats zeigte. „Da sehen Sie," sagte der junge, feiste Hofmedicus mit einer dünkelhaften und hämischen Brutalität zum Doctor Nolte, „was daraus wird, wenn man nicht zu rechter Zeit handelt; Sie sind vor mehren Stunden hier gewesen, eine Blutentziehung hätte hier Allem vorbeugen können." Im Gefühle tiefster Beleidigung erklärte Nolte, daß er die Gefahr vorhergesagt habe, aber sein Rath eines Aderlasses zurückgewiesen sei, der Hofmedicus erwiderte naserümpfend: „Hm! Ein Patient kann nicht um Er-

laubniß gefragt werden, wo es sein Rettungsmittel gilt, schon die Weigerung hätte Ihnen ein Symptom mehr für die Dringlichkeit der Hülfe sein müssen — jetzt haben Sie die Sache zu verantworten, Exsudat, Gehirndruck, Geistesstörung und halbseitige Paralyse. Es ist jammerschade um eine so schöne, herrliche Dame!" Doctor Nolte zitterte vor Aerger über diese Sprache eines jungen dünkelhaften Mannes und im Gefühle der empörten Ehre und Gewissenhaftigkeit versetzte er mit bleichen Lippen: „Herr! wie dürfen Sie so mit mir reden? Ich bin für nichts verantwortlich! Herr Leibarzt, lassen Sie Sich die vergebliche Mühe erzählen, welche ich gehabt habe, diese Dame zu irgend einer angemessenen Kur zu bestimmen." Der Angeredete, welcher bisher das Eintreten Nolte's, sowie das Gespräch des Hofmedicus ignorirt und sich beobachtend über das Gesicht der Kranken gebeugt hatte, richtete sich jetzt mit vornehmer Ruhe empor, maß den Doctor mit kaltem Blicke und sprach würdig: „Dieser Zufall war vorauszusehen, er ist durch längere, unverantwortliche Vernachlässigung reif geworden, Sie hätten als Hausarzt handeln müssen."

Die Einrede, daß die Baronin nur Rath, aber keine That gewollt habe, die Aufrufung der Zofe, die Mittheilung einzelner Scenen — nichts nützte dem Doctor um die Collegen wohlwollender zu stimmen. — Die Klugheit verlangte von ihnen, auf

Seite der Baronin zu treten, da diese die allgemeine Sympathie für sich hatte und der Fall dazu dienen mußte, einen gewöhnlichen, nicht titulirten Arzt aus den vornehmen Häusern zu verdrängen. Die Wirkung war aber nun folgende: die Baronin blieb am Leben, aber hatte Gedächtniß und Articulation der Sprache verloren; die eine Gesichtsseite hing schlaff herab, der Arm und das Bein derselben Seite blieben gelähmt und sie war eine Erscheinung allgemeinen Bedauerns. Wer sie sahe oder ihr später, wie eine Blödsinnige im Wagen sitzend, begegnete, fühlte ein starkes Mitleid über die entsetzliche Entstellung dieser einst so imponirenden Frau; ein heftiges Mitleid macht aber oft ungerecht, so auch hier — man sträubte sich, der Unglücklichen irgend eine Schuld beizumessen oder ihr Vorwürfe zu machen, man redete nur von dem Arzte, welcher sie ohne Erkennung der Gefahr und ohne geeignete Vorbeugungsmittel zu dieser Katastrophe habe kommen lassen, Doctor Nolte wurde als der Verwahrloser der Dame bezeichnet und die allezeit dienstfertige Lüge, diese Gesellschafterin der öffentlichen Meinung, hatte bald ein Gewebe verläumderischer Anekdoten erfunden, in Denen auch unter Anderen erzählt wurde, daß im Augenblicke der Noth, wo der Doctor gerufen sei, dieser die rechte Zeit der Hülfe versäumt und sich entschuldigt habe, weil er transpirire. — Solche Verläumdungen

wird gewöhnlich Derjenige am Spätesten gewahr, den sie betreffen. — Erst nach langer Zeit, in welcher Nolte nur eine merkliche Abnahme seiner Praxis und eine verlegene Entfremdung mancher sonst vertrauungsvoller Kunden wahrgenommen hatte, wurde er von der Ansicht der öffentlichen Meinung durch einen rücksichtslosen Mann, der ihm das Honorar zu kürzen gedachte, wegen angeblicher Nichtheilung seiner Gicht, in die unangenehmste Kenntniß gesetzt. Jetzt erst erfuhr er auch, daß selbst seine sogenannten Freunde heimlich der öffentlichen Meinung sich angeschlossen hatten, ein tief betrübender Umstand, der leider nur zu oft vorkommt, indem solche sogenannte gute Freunde mit der öffentlichen Meinung gehen, weil sie selbst darin stehen und fallen und es nur wenige, in ihrer Redlichkeit vollkommen selbstständige Menschen giebt, welche die Thatsachen prüfen und den ehrlichen Muth haben, selbst gegen die engherzige oder von Coterie geleitete Stimmung der öffentlichen Meinung aufzutreten und mit der angegriffenen Person zu halten oder sie zu vertheidigen. Da giebt es viele Abkömmlinge von Pontius Pilatus, welche ihre Hände in Unschuld waschen, wenn sie an der Ehre eines Menschen einen Mord begehen, um der öffentlichen Meinung zu genügen! —

Als Doctor Nolte die Lüge erfuhr, welche die

Volksstimme gegen ihn geleitet hatte, griff er zu einem Mittel, das immer nutzlos ist oder auch oft die öffentliche Meinung unversöhnlicher macht, indem sie sich jederzeit schämt, eine Ungerechtigkeit oder Selbsttäuschung einzugestehen und immer egoistische Interessen Einzelner sich, wie die Spinne in den Busch, in die öffentliche Meinung eingesponnen haben. Doctor Nolte erließ eine Erklärung und Rechtfertigung in der Zeitung, worauf Niemand antwortete, aber auch die verlorene Kundschaft nicht wiederkehrte. Viele Jahre hatte er nöthig, um die Praxis wieder einigermaßen zu vergrößern, die vorzüglich Landpraxis wurde, weil der Landmann seine eigene Meinung hat. Es geht dem Arzte wie einer Jungfrau — hat dieselbe einmal, selbst gänzlich grundlos, eine Verdächtigung erlitten, so ist diese so nachhaltig in der öffentlichen Stimmung, wie ein Fleckchen auf einer Spiegelscheibe; hat das urtheilsunfähige Publikum einmal einem Arzte die wahre oder lügenhafte Schuld an der Verschlimmerung oder dem Tode eines Patienten aufgebürdet, dann nagt dieser Fleck wie ein Mauerschwamm an der Renommée der Person, und nur ein zufälliges Glück, ein „brillanter Fall“ in den Augen der Leute, kann den Mann reinigen und die Stimmung, welche ja immer blind ist, oft plötzlich umwerfen, wenn nicht irgend eine hohe, oder einflußreiche Person, welche über dem Niveau der öffentlichen Meinung steht,

aus Laune oder Ueberzeugung dem Verkannten ihr Vertrauen schenkt. —

Doctor Nolte gewann die öffentliche Meinung schon aus dem Grunde nie ganz wieder, weil er ihren Vorurtheilen nicht gefällig war. — Er nannte alle Krankheiten bei dem rechten Namen, verschrieb nichts zum alleinigen Vortheile der Apotheker, die ihn deßhalb nicht empfahlen und seine „Mittellosigkeit" — (was die Leute mit „Hülf- und Rathlosigkeit" für gleichbedeutend hielten) belächelten; er ging ruhig seines Weges, veranlaßte keine öffentlichen Danksagungen, hielt die Kranken nicht mit falschen Erwartungen an sich und seine tägliche Visite gefesselt, schrieb keine wundervolle Krankengeschichten über N. N. und X. Y. Z. in medicinischen Journalen und erklärte den Leuten, wann und wo sie Wunder verlangten, die Grenze der ärztlichen Kunst. —

So viel vorläufig über die öffentliche Meinung, von der Diejenigen, welche mit ihr gut stehen, so gerne behaupten, daß sie „Gottesstimme" sei. —

IV.

Muß ein Arzt ein religiöser Mann sein?

Diese Frage könnte bei Manchem als eine überflüssige erscheinen, denn der Kranke fragt nicht, ob der Mann, welcher ihn von Leiden und Todesgefahr befreien und ihn dieser materiellen Erde erhalten kann, einen Gott im Herzen trägt oder nicht; wir sehen ja hundertfältig, daß der Christ den jüdischen Arzt und umgekehrt consultirt, daß ein kirchlicher Mensch einem Arzte vertrauet, der vielleicht seit seiner Confirmation nie wieder das Innere einer Kirche während des Gottesdienstes betreten hat. Es ist sogar bei den praktischen Aerzten eine stehende Rede, daß sie keine Kirche besuchen können, der Praxis wegen. Man fordert von ihnen weder Glauben noch Tugend, weder Frömmigkeit noch Sitte, weder Sacramentsweihe noch himmlischen Trost, sondern einzig und allein ärztliche Geschicklichkeit, man hält sich an ihr materielles Wissen.

Das ist auf den ersten Blick ganz in der Ordnung, und in unserer frivolen Welt, wo man gebildet zu sein glaubt, wenn man über die Frömmigkeit anderer Leute spottet oder Gott einen guten, alten Mann sein läßt, ungefähr wie der Czar den „kranken Mann" nicht mehr fürchtete, fällt es auch gewiß sehr wenigen Menschen ein, nach dem religiösen Inhalte ihres Arztes zu fragen. Die jüdischen Ärzte haben ja in der Christenheit fast überall die größte Praxis, seit die Eröffnung der Judengasse dem angeborenen Talente der Geschäftsklugheit keine Schranke der Inhumanität mehr entgegensetzt; wo gäbe es in unserer Zeit wol einen aufgeklärten Christen, der die Arznei verschmähete, welche ihm die Schaale der Heilgöttin durch die Hand eines ihrer alttestamentarischen Jünger anböte? Wo würde der Patient heutigen Tages noch Anstand nehmen, einen Materialisten, der Gott und Unsterblichkeit für Köhlermährchen erklärt, als seinen Arzt zurückzuweisen? Wie gesagt, auf den ersten Blick kann meine Frage völlig überflüssig erscheinen; man könnte als Aufgeklärter, der von der Weltphilosophie zu höherer, freierer Bildung erzogen wurde, sogar über meine Frage lächeln und das beliebte Schimpfwort der in der Religion Unwissenden, nämlich „Pietist" — gegen den Urheber der Frage gebrauchen. Trotzdem hat dieselbe aber ihre ernsthafte Seite, ja! eine sehr tiefe Bedeutung für den Menschen

auf dem Siechbette, für das Familienleben, für die öffentliche Sitte der Zeit selbst. —

Der Mensch auf dem Siechbette liegt in einem offeneren oder versteckteren Kampfe mit dem Feinde aller Herrlichkeit dieser Welt, dem Tode. — Der Tod gehört zu denjenigen Mächten der Welt, welche, wie die christliche Religion, sich um die Definitionen und Weisheitssätze der Menschen nicht bekümmern und in ewiger Ruhe mit der Menschheit fortschreiten. Der Tod nimmt seine Opfer wo es ihm gefällt, er berührt die weißgeschmückte Braut im Rosenkranze, er holt die glückliche junge Gattin, ehe noch die Myrtenkrone welk wurde, er greift den thatkräftigen Mann mitten aus seinem nützlichen Berufe und seinen in die Zukunft weit hinausgreifenden Berechnungen, während er schonend und scheu an dem Greise, der blinden Urgroßmutter, dem lebensmüden Unglücklichen, dem hectischen Kranken vorüberschleicht, er vermeidet oft Diejenigen, welche gern oder vorsichtig an ihn denken und schon früh das Testament machen, aber sucht Tausende heim, die ihre Angelegenheiten in späterer Zeit ordnen wollen. —

Jeder Kranke und litte er nur an einem einfachen Schnupfenfieber, ist dem Tode um einen Schritt näher gekommen und ich kann mir gar keinen guten Menschen in der christlichen, jüdischen und mohamedanischen Welt denken, der nicht mit einer stillen Frage an den Glauben die Hinfälligkeit der lebenden

Erscheinungen betrachtete. Die Frage aber: „muß ein Arzt ein religiöser Mensch sein?“ drängte sich mir zuerst auf, als ich in den klinischen Anstalten die herzzerschneidenden Frivolitäten hörte, womit Aerzte, namentlich Operateure, die religiösen Bedürfnisse ihrer Patienten behandelten. — Später fand ich auch in den Familienkreisen Gelegenheit, das ärztliche Verhältniß nichtreligiöser Aerzte zum Kranken oder zur ganzen Familie näher kennen zu lernen. — die Religion tritt dem Menschen nie näher und wird ihm wol nirgend heiliger, als auf dem Krankenbette — rohe Ausnahmen haben natürlich keinen Maßstab für die Regel. — Mag der Kranke von Gattin, Kindern, Freunden umgeben sein, mag er entfernt von ihnen in einsamer Kammer, unter der Pflege gutwilliger oder bezahlter Menschen, oder in einem Krankenhause lagern, er wird immer an seine Angehörigen denken, wird den Todesgedanken nicht zurückweisen, die stille, bange oder andachtsvolle Frage an das große Geheimniß nicht unterdrücken und das Bedürfniß nach dem Troste der Glaubensverheißung nicht so schnell mit Phrasen der Weltklugheit abfertigen können. Der religiöse Gedanke an das Grab und seine Folge macht sich bei jedem Kranken heller und dunkler, friedlich oder beunruhigend geltend.

Wer viele Kranke im Leben gesehen hat, in Hospital- oder Familienbetten, der weiß das aus

Erfahrung. Dort trifft man Gebet- und Gesangbuch, Predigten und Stunden der Andacht, dort sahe ich die Bibel, welche vielleicht früher selten zu der Ehre des Ansehens gelangt war, mit scheuer Hut und Verschämtheit unter die Bettdecke verbergen. Dort forderte Jemand den Besuch des Geistlichen oder das heilige Abendmahl, der seit Jahren nicht daran gedacht hatte. Ein Mensch, der sich zu einer großen Operation vorbereitet, eine Frau, die sich auf das ungewisse Geburtsbett niederlegt, ein verwundeter Soldat, ein verunglückter Bauarbeiter, sie Alle denken unwillkürlich vor oder während ihrer Schmerzen, an Gott, flehen um Hülfe, Beistand, höhere Gnade. — Und in welcher Stimmung ist ein solcher Mensch, gegenüber den Personen, welche er sogern geneigt ist, als Werkzeuge der Vorsehung an seinem Lager erscheinen zu sehen? — Wahrlich! nicht in der Stimmung, auch nur die geringste Frivolität über seine Gefühle zu ertragen. Wohl aber erwacht ihm der Muth in Leiden, die Beruhigung im Schmerze, die tröstliche Hoffnung in ungewisser Gefahr, wenn er daran erinnert wird, daß *Diejenigen* mit ihm übereinstimmend fühlen, welche er mit vorausgefühltem Danke als seine Wohlthäter oder Retter betrachtet. Wir sehen das sehr deutlich und schön an dem Eindrucke, welchen die barmherzigen Schwestern, Bethanischen Jungfrauen und ähnliche religiöse Mitleidsengel am

Krankenbette machen. Selbst der roheste Soldat im Felde fühlt unter der sanften Hand eines „in Gottes Namen" ihm dienenden Mitmenschen seine Lage erleichtert, den Schmerz gelindert, den Tod milder — er, der vielleicht im rauhen und herzlosen Berufe oder in roher Natur nie ein inbrünstiges Gebet zu sprechen vermochte, oder das Gesangbuch nicht kannte, horcht dem Gebete der barmherzigen Schwester, bittet sie, fortzufahren, ist erstaunt und mit Achtung vor ihrer Hingebung aus Menschenliebe und religiösem Pflichtgefühle erfüllt, er wird vom Respecte vor dem Höheren ergriffen, der auch den Verstocktesten zwingt, die Augen demuthsvoll niederzuschlagen, wenn eine himmlische Erscheinung die Tracht menschlicher Tugend und Opferfreudigkeit angenommen hat und ihm nahe tritt. — Das Krankenlager ist eine Schule für das Gemüth und eine aufschließende Gewalt, welche den inneren Menschen auf diejenigen Stufen der Selbstschau führt, wo er im gewöhnlichen Leben zerstreuet oder frivol vorübergeeilt ist. Wurde doch schon der Dichter, welcher in seinen Schriften Gott und Religion verspottete, den Glauben verhöhnte und die Unsterblichkeit eine Nachtmütze der Bequemlichkeitssünde nannte, auf dem mehrjährigen Lager, das ihm die strafende Natur für den Mißbrauch ihrer Gaben dictirte, zu Gott geleitet, daß er freiwillig seine Irrethümer widerrief und sich anstrengte, durch ein-

geistige Verarbeitung des religiösen Inhaltes eine Versöhnung zwischen seinem Verstande und dem positiven Glauben zu finden, die ihm ein immer quälenderes Bedürfniß wurde. — Alle diese Andeutungen sollten nun dazu dienen, die Thatsache festzustellen, daß der Kranke eine natürliche Neigung hat, sich in religiöse Gefühle zu versetzen und an die Tröstungen einer übersinnlichen Welt zu halten, die ihm ja allein als eine tröstliche erscheinen kann, da die materielle Welt ihm auf den Krankenlager in ihrer trostlosesten Gestalt erscheint. Wie aber steht nun der Arzt selbst zum Kranken? Muß er nicht der vorherrschenden Stimmung desselben Genüge leisten? Kann er das, wenn er ein Mann ist, der die Religion als eine Sentimentalität oder, als Anhänger der neuen Physiologie, als Köhlerglauben betrachtet und wol gar seine schlechten Witze darüber macht? **Exempla sunt odiosa:** Ich will keine Personen bezeichnen, aber zwei selbsterlebte Thatsachen mittheilen. —

Ein Mann sollte eine schwere Operation erleiden; der Gedanke an die bevorstehenden Schmerzen ließ ihn Trost in der Religion suchen; er betete und las in der Passionsgeschichte, um sich an dem Beispiele Jesu aufzurichten. Der Arzt, ein berühmter Operateur, tritt mit seinen beiden Gehülfen ein. „Nun soll's losgehen, in zehn Minuten lege ich Ihnen den bösen Feind zu Füßen, aber was lesen

wir da?" Mit dieser Frage greift er nach dem Buche, das der Patient mit der Schüchternheit einer roh unterbrochenen Gemüthserhebung und der Erwartung des gefürchteten Augenblicks unter das Kissen zu bergen sucht. „Was? Ha! ha! wir wollen wol den Herrn da oben zum Assistenten herunterbeten? Nein, der versteht nichts von dieser Operation, lieber Freund, diese Hand hier und ein gutes Messer — die allein können helfen."

„Aber Herr Doctor — ist ein Trost nicht gut, um die Kraft zu sammeln und arbeiten Sie nicht auch unter Gottes Beistande?"

„Pah! ich? der Herr da oben hilft nicht, wo wir nicht helfen — die Chirurgie ist eine gute Menschenerfindung wovon nichts in der Bibel steht, und die frommen Leute operiren am Schlechtesten. — Nun an's Werk!" Er winkte seinen Gehülfen, der Patient erlitt die schmerzhafte Operation und seufzte mehre Male: „O Gott! habe Erbarmen:"

„Das Donnerwetter! sprechen Sie nicht, Sie treiben damit die Eingeweide in die Wunde, verderben Sie mir mit Ihrem Gotterbarmen die Operation nicht!"

Der Kranke genas, aber ein tiefer Abscheu gegen den frivolen Arzt wurzelte seitdem in dem Genesenen, und trübte seinen Dank für die Hülfe; er hat ihn nie wieder consultirt.

Eine Dame war von der Grippe befallen. —

Der Arzt, ein vielbeschäftigter Mann, fuhr vor „Da haben wir wieder die Folge Ihres leidigen Kirchengehen," sagte er vorwurfsvoll, „wie können Sie bei so feuchter Luft und Kälte in diese steinernen Krankheitshöhlen gehen und da stundenlang sitzen, um sich Dinge vorschwatzen zu lassen, die gar keine Realität haben? Sie dürfen gar nicht in die Kirche gehen."

„Aber warum sollte ich mich vom Gemeindegottesdienste ausschließen? Es ist mir Bedürfniß."

„Possen! — Gottesdienst — hm! als ob Sie Gott dienten, wenn Sie Sich einen muthwilligen Schnupfen oder leichtsinnigen Rheumatismus holen — wenn doch die Leute endlich einmal klug würden! Hätte die Vernunft zu sagen, dann ließ ich in ihrem Namen alle Kirchen im Winter schließen, die nicht die ganze Woche permanent geheizt würden — wozu überhaupt in unseren aufgeklärten Zeiten noch Kirchen? Die sind nur Hülfsmittel politischer Knechtung; leben Sie nach der diätischen Ordnung, dann dienen Sie Ihrem wahren Gotte — folgen Sie dem Arzte und Sie haben die rechte Pietät — die Lebensverlängerung ist die von der Vernunft modificirte Uebersetzung der Unsterblichkeit."

„Hören Sie auf, Herr Doctor, solche Aeußerungen werden mir unangenehm."

„Die Kirchengrippe wird Sie endlich zur Einsicht bringen — zeigen Sie mir mal Ihre Zunge.“

Die Dame versicherte mir später, daß sie den Arzt nicht rufen lassen würde, wenn sie einmal bedenklich erkranken und des trostreichen Vertrauens zu einem sittlichen Manne bedürftig sein sollte. —

Diese Aeußerung einer gebildeten Dame ist eine beherzigenswerthe für die große Zahl der Aerzte, welche förmlich mit ihrer Irreligiosität gegen Kranke kokettiren und etwas darin suchen, durch Belächeln des Göttlichen ihre eigene Selbstständigkeit und ihr sicheres Selbstvertrauen an den Tag zu legen. Solche Aerzte schaden sich gewöhnlich selbst, denn wenn auch der Mensch, welcher ihrer Hülfe bedarf, in gesunden Tagen gegen Religion gleichgültig ist und frivole Reden oder Späße darüber anhört, so ändert sich das doch sehr häufig in kranken Zuständen und Leidenstagen und der Patient wird mit einem abstoßenden Gefühle gegen den Arzt unwillkürlich erfüllt. Ich habe nämlich viele Male folgende Aeußerungen von solchen Leuten gehört:

„Wir können uns nicht überreden, daß ein Arzt, der über Religion lächelt, der dieselbe niemals observirt und von heiligen Dingen mit Geringschätzung oder Gleichgültigkeit redet oder reden hört, auch ein hinreichend gewissenhafter Mann sei, dem das Leben des Menschen, der sich ihm im Momente der Noth anvertrauet, heilig genug

wäre, um es als ein moralisches Gut zu achten. Ein Arzt, welcher keine Religion hat, kann auch den Menschen nicht mit derjenigen Liebe und Aufopferung behandeln, welche die Frucht christlicher Ueberzeugung und Sittlichkeit ist. Wir haben gefunden, daß alle Aerzte, welche mit ihren Kranken experimentiren, die auf bloße Empfehlung hin heroische Mittel anwenden, die große Operationen mit Roheit des Gefühls, Kaltblütigkeit gegen Schmerz des Leidenden oder Angst der Umgebung und ohne die Rücksicht auf die Bedeutung, welche das Leben für die Familie hat, ausüben, Aerzte, welche kein mildes Trostwort für dieselben haben und nur an dem „interessanten Falle", nicht aber an der „Persönlichkeit" ihr Interesse haben — niemals von der religiösen Weihe berührt worden sind, welche doch erst den Menschen völlig fähig macht, Pflichten gegen Andere und gegen sich selbst zu üben."

Diese Ansicht vieler verständigen und achtungswerthen Leute ist nicht unberücksichtigt zu lassen, denn sie hat eine tiefe Wahrheit im Hintergrunde, welche namentlich diejenigen Aerzte beherzigen sollten, die sich der größten Menschen- und Weltkenntniß rühmen, indem sie mit Menschen und Welt in täglicher Berührung stehen. —

Es ist eine ganz irrige Meinung, daß der Arzt nur allein mit der Krankheit zu thun habe;

schon die Erfahrung lehrt, daß solche Aerzte wenig geliebt und dauernd gesucht werden. Der Arzt hat auch mit dem persönlichen Wesen der Familie, dem Schicksale seiner Patienten zu thun. — Er soll ihnen ohne künstliche Mittel Vertrauen einflößen, das aber kann er nur dann, wenn er selbst als Mensch, mit menschlichen Gefühlen und Tugenden, ihnen gegenüber steht und alle Eigenschaften einer sittlichen Persönlichkeit besitzt. Es handelt sich hier nicht um die Fähigkeit zu trösten, Hoffnung und Muth zu erwecken, Eifer und guten Willen zu bewähren, nein! es handelt sich hier um die moralische Bürgschaft des Arztes. —

Wenn wir eine Freundschaft schließen, einen Erzieher für unsere Kinder suchen, einen Leibdiener engagiren, oder irgend ein Geschäft mit Jemandem beginnen wollen, dann ist unsere vornehmste Sorge, uns nach dem moralischen Charakter der Person zu erkundigen, eher gewinnt er unser Vertrauen nicht. Wenn der Staat irgend einem Beamten einen auch nur geringen Theil des öffentlichen Staatseigenthums anvertrauen will, dann prüft er dessen sittliche Bürgschaften. Sollte eine solche Bürgschaft nun ganz unnöthig sein, wo wir einem fremden Manne unser höchstes zeitliches Gut, unser Leben und unsere Gesundheit anvertrauen wollen? Wenn wir ihm, in diesem Punkte der ärztlichen Kunst vielleicht selbst gänzlich urtheilslos, auf bloße

Vertrauenssache hin, unser Leben, die Lebenskraft und Gesundheit unserer Gattin und Kinder in die verwaltenden Hände geben wollen, wie? bedarf es dabei weniger moralischer Bürgschaft, als wenn wir einen Freund an uns schließen oder einen Erzieher engagiren? —

Wie geht man aber schlechthin bei der Wahl des Arztes zu Werke? Jedenfalls in den meisten Fällen höchst gewissenlos gegen sich selbst und seine Familie — man wählt nach Zufall, Laune, Convenienz, oberflächlicher Empfehlung, nimmt den Arzt, welcher die größte Praxis hat, am Meisten von sich reden macht, irgend einen glücklichen Heilfall als Paradepferd vor seinen Wagen spannt, oder der sich zudrängt. Welche Bürgschaft hat der Familienvater für die Tüchtigkeit des Arztes? — Allerdings die öffentliche Meinung, die Thatsächlichkeit einiger glücklicher Kuren, die Anerkennung des Staates durch Titel, Rang und Beförderung. — Aber wo ist die Bürgschaft für den Arzt, dem ich den Menschen, dem ich mein höchstes zeitliches Gut anvertrauen soll, die Gesundheit, von der ja so oft das ganze Schicksal einer Familie abhängt? — Ich muß sie in der sittlichen Natur des Mannes suchen. — Wie finde ich diese? —

Denken wir uns eine Reihe vielbeschäftigter Aerzte, mit oder ohne Rang, zu Fuß oder zu Wagen. — Der Eine hat seine Religion gewechselt, um einen irdischen Vortheil zu erreichen, bekümmert sich

aber um seine neue, angenommene Kirche nicht; — der Zweite lebt mit seiner Frau unglücklich oder in wilder Ehe, der Dritte hat aus Geiz noch nie einem Armen etwas gegeben, oder einen Unbemittelten ohne Honorar kurirt; — der Vierte spricht nachtheilig von seinen Collegen oder geht stolz an ihnen vorüber; der Fünfte prunkt mit seinem Ehrgefühl und moralischem Grundsatze als Triebfeder seiner Handlungen, aber der Mann hat vor Gott noch niemals den Hut gezogen; der Sechste ist ein geistloser Schwätzer, der überall von seinen glücklichen Kuren und seiner Arbeit bei Tag und Nacht plaudert und nebenbei von einem Hause zum andern klatscht; — der Siebente steht in Rufe kühner Operationen ohne Furcht und Tadel und man vergleicht ihn bewundernd und furchtsam mit einem kaltblütigen Feldherrn im Blutbade; der Achte hat namhafte Schulden oder macht bankerott; der Neunte empfiehlt mit gelehrter Würde in bezahlten Zeitungs-Zeugnissen die Wirksamkeit der Rheumatismusketten, der Revalenta, der Ohren- und Nervenpillen. Der Zehnte thut sich im süßen Weine zu Gute und sein Arbeitstag hört schon Nachmittags vier Uhr auf; der Elfte treibt nebenbei Wucher in Capitaldarlehnen, Actien und Scheinkäufen von Werthpapieren, und setzt sich mit Speculanten in nähere Verbindung; der Zwölfte endlich, dem der Ruf unermüdlicher Thätigkeit und des bereitwilligsten Eifers der

Praxis zum gerngesehenen Begleiter und Empfehler diente, giebt plötzlich in seinen besten Kraftjahren die Praxis auf oder weiset die Leute ohne Vermögen, Rang und Einfluß zurück, weil er eine große Erbschaft gethan oder eine reiche Frau erworben hat. — Dieses Dutzend mag genügen, um an dasselbe die Frage zu richten: „bieten diese Leute eine moralische Bürgschaft dar?“ Oder mit anderen Worten: „sind diese zwölf wol geneigt die moralischen Pflichten der Menschen gegen sich und andere jederzeit zu erfüllen?“

Ich behaupte nein! — Ihnen Allen fehlt der innere Kern desjenigen Handelns, das sich als eine unwillkürliche Huldigung der Wahrheit bezeichnet, ihnen Allen fehlt die religiöse Ueberzeugung, Glaube und Gewissen. — Ohne sie giebt es keine Sittlichkeit, keine Pflichterfüllung, keine Liebe, Berufstreue und Hingebung, keine Bürgschaft zum Anvertrauen des höchsten Erdengutes: Leben und Gesundheit! —

Man hört tausendfältig sagen: — „Welche antiquirte Ansicht, Engherzigkeit und orthodoxe Blindheit! Als ob eine freie gute Handlung, ein Gefühl von Pflicht und Ehre nicht aus der Vernunft herausgebildet werden könne und erst der religiösen „Zuthat“ bedürfe — es giebt eine „Religion aller aufgeklärten Menschen,“ das ist die Humanitätslehre,

die, ohne biblische Vermummung und Einhüllung, jeden vernünftigen Menschen lehrt, daß er Freiheit, Gleichheit, Rechte des Daseins, der freien Entwickelung und des Eigenthums habe und zugleich die vernünftige Einsicht hat, daß diese Humanitätsrechte nicht möglich sein würden, wenn dieselben nicht auch durch Pflichten vermittelt würden; deßhalb setze die Gleichheit eine gegenseitige Liebe, die Freiheit eine Selbstbeschränkung aus gerechter Rücksicht gegen die Freiheit Anderer, das freie Entwickelungsrecht und Eigenthumsrecht, eine gegenseitige Hülfe brüderlicher Liebe voraus; die Menschen seien Glieder einer großen Menschheitsfamilie, die, Kraft ihres inwohnenden geschichtlichen Geistes, die kulturhistorische und moralische Aufgabe habe, alle ihre gleichberechtigten Kinder zur völligen Schönheit und Freiheit des Daseins herauszubilden, indem in dem Menschen eine ursprüngliche Anforderung an die Lebensvollendung und an die Liebe der Mitmenschen liege. — Eine Tugend sei daher eine freie Handlung nach diesen Grundsätzen der Humanität und da die alleinige Kraft im Menschenwillen selbst, nicht aber in einem willkürlichen Wesen über und außerhalb der Menschheit liege, so sei die Vernunft der Menschen die einzige Richterin über Gut und Böse. — Man hat diese Lehre auch wol die „Vernunftreligion der aufgeklärten Zeit" genannt, von deren Productionen in Wissenschaft und

Philosophie wir bereits eine Probe gegeben haben. Vergleiche: „die Schlange der Hygiea." —

Die größte Zahl der Aerzte fühlt sich, da der Beruf durch die materialistischen Studien und die physikalische Auffassung des organischen Lebens von der Gemeinschaft im religiösen Glauben frühzeitig abführt und die spätere Praxis jede Gelegenheit rauben soll, um einmal in dem Gottesdienste christlicher Menschen zu erscheinen, zu dieser Vernunftreligion und Humanitätsanschauung hingezogen, der große Haufe der Aufgeklärten hat längst die sogenannte Humanitätstugend an die Stelle der religiösen Sittenlehre gesetzt, weil — sie leichter zu üben ist.

Ich muß aber ohne Rückhalt erklären, daß ich vor dieser brüderlichen Humanitätslehre nicht den mindesten Respect habe, daß mir die Anrede als „Bruder" von einem solchen Humanitäts-Liebesmenschen die größte Besorgniß erweckt, daß ich mit einem Egoisten oder verkappten Feinde zu thun habe, denn die Erfahrung hat mich leider in ein paar Dutzend solcher Menschheits- Brüder die selbstsüchtigsten, engherzigsten und erbärmlichsten Heuchler der Wahrheit, Liebe und guten Sitte kennen gelehrt. — Weil aber die Humanitätstugend auf Vernunftgründen beruhet, diese Vernunft aber eine menschliche, das heißt beschränkte, zeitliche und unfreie ist, die in den Fes-

seln einer irdischen Natur und der tausendfachen Unnatur geboren und erzogen wurde, bei jedem Menschen ihre besonderen Gründe, im Dienste der Selbstsucht, oft aber auch in größeren Kreisen und Perioden ihre scheinbar unumstößliche Logik hat, die dann Theorien und Systeme schafft und Anhänger dafür gewinnt, so fehlt es dieser Vernunft, an allen positiven Eigenschaften, welche die übermenschliche Vernunft, die göttliche Vernunft, besitzt und immer neu, Jahrtausende hindurch, während unzählige Palläste der Menschenvernunft erstehen und zusammenstürzen, sich in ewiger Wahrheit verjüngt und herrschend macht, und welche in ihrer reinsten und erquicklichsten Weise im neuen Testamenie offenbart worden ist. Außerhalb dieses göttlichen Vernunftwillens, den wir Religion nennen, giebt es keine Wahrheit und Tugend. —

Halten wir einmal die Leistungen religiöser Menschen und moderner Humanisten einander gegen über, um zu prüfen, auf welcher Seite die uneigennützige Liebe, die Wahrheit ihrer selbst willen, die Opferfreudigkeit und Hingebung, die Treue, Aufrichtigkeit oder Demuth sind? Ich habe diese Prüfung im Großen anzustellen Gelegenheit gehabt und muß bekennen, daß ich alle reinen, wahrhaften Tugenden auf Seite der religiösen Menschen gefunden habe. Wie könnte auch ein Vernünftler sich opfern, Liebe aus Uneigennützigkeit, freudige Hingebung aus dem

sittlichen Gefühle „in Gottes Namen zu handeln", und selbst Todesverachtung aus Nächstenliebe zu üben, da ja die Menschenvernunft die Selbsterhaltung, das gute Recht des Daseins und Eigenthums predigt? — Man verfolge nur einmal in den Hosspitälern die Handlungen einer vom Religionsgefühle geleiteten barmherzigen Schwester, die Selbstaufopferung eines christlichen Missionairs, wie sie z. B. das Haus in Leipzig, unter großen Anforderungen an das ganze Leben der Jünglinge, erzieht, man vergleiche, sage ich, diese heroischen, von keiner Erdenmacht belohnten Tugenden mit jenem „humanen Manne" der die Menschen mit gemächlicher Güte „Brüder" nennt, ihnen auf Zinsen leihet, dem guten Freund oder Bruder zu einer Stelle oder Ehre verhilft, der Kleinkinderbewahranstalt ein herzliches Gedeihen wünscht, auf aufklärende Schriften oder Baupläne von milden Stiftungen subscribirt, nach dem Stiftuugsschmause des Humanitätsvereins, voll glücklichen, weindunstigen Liebes- und Wohlthunsgefühles in die Tasche greift und ein Geldstück in die Armenbüchse rasseln läßt, oder selbst eine gemeinnützige, mitleidige Vereinigung oder Anstalt in's Leben ruft, die uneigennützig ist, aber wobei ein Schlaukopf die heimlichen Zinsen nachrechnen kann, die die Wohlthat einbringt, falls der humane Mann nicht die „Ehre" als Geldeswerth betrachtet und darauf Anspruch macht. —

Man sehe den religiösen, im Liebesdienste der Menschheit sich bethätigenden Menschen, die Wohlthäterin und Pflegerin am Lager der Blutenden oder Seuchekranken, den Wortführer Gottes in der gefährlichen Mitte wilder Völker, den in Wasserfluth oder Feuersgluth hineinstürzenden Lebensretter, der dem Danke enteilt, indem er rasch verschwindet, den in seiner Religion von Intoleranz Bedrohten und Geächteten, der nicht aufhört, auch gegen die Feinde seines Gottes Liebe zu üben — man beobachte den „humanen Mann", wie er an sich selbst zuerst denkt, wenn er opfern soll, wie er bedauert, nicht schwimmen oder die Nachtluft nicht vertragen zu können, oder die Blattern nicht gehabt, gegen Ansteckungen große Angst oder Empfänglichkeit zu haben, oder wie er es für Thorheit erklärt und mit Vernunftgründen beweiset, daß der Missionair anderen zufriedenen Leuten sein Christenthum aufdränge, oder daß ein Mensch sich muthwillig in Todesgefahr begebe, da es besser sei, Einer gehe verloren, als Zwei. — Ich habe Leute kennen gelernt, die sich rühmten, Vorsteher und Mitglieder von sittlichen Vereinen zu sein, Wohlthätigkeitsanstalten gegründet und alle menschlichen Brüder in Liebe umschlungen zu haben, die auch mit vieler Rührigkeit für Aufklärung wirkten, ihre Humanitätslehre an die Stelle der Religion zu bringen suchten, politische Freiheit erstrebten, Menschenrechte proclamirten, aber

dabei die größten Tyrannen im Hause waren, liederlich lebten, giftige Geheimmittel verkauften, eine nichtswürdige Speculation, eine Lüge oder Thorheit öffentlich mit vertrauenerregenden Zeugnissen begleiteten, um dem „lieben Bruder" damit aufzuhelfen. — Hundertmal habe ich sie sagen hören: „wenn ich kein Familienvater wäre, hätte ich Diesem oder Jenem aus dem Wasser oder der Geldnoth geholfen, wenn ich nicht gerade transpirirt hätte, wäre ich in der Nacht aufgestanden, um dem Hülferufenden beizustehen, wenn ich nicht auf den Jungen meines Schwagers Rücksicht zu nehmen hätte, würde ich den fremden, jungen, talentvollen Mann empfohlen haben ꝛc." Ja! ich habe erlebt, daß in den engeren Kreisen der humanen Vereine der Eine den Andern übervortheilte, der Lichterzieher und Weinhändler der Vereinskasse höhere Preise notirte und der Bruder gegen den Bruder der Menschheit „Clique" machte.

Ich kann Unglück mit meinen Beobachtungen gehabt haben, bin vielleicht gerade in „schlechte Gesellschaft" unter den Humanitätsleuten ohne Christenthum gerathen, aber ich habe daraus einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß die Humanitätstugend (als Unterschied der christlichen Tugend) nichts weiter als eine hohle Phrase, eine beschönigende Maske für die willkürlichsten Handlungen ist.

„Soll nun ein praktischer Arzt ein religiöser Mann sein oder genügt es zur allzeitigen Bewährung seiner Pflichten, daß er der Humanität allein huldige?

Ein Mensch, dem eine Familie oder Person ihr Leben anvertrauet, von dem sie Mühen, Opfer und Rettung erwartet, welche größtentheils nie angemessen oder gar nicht belohnt und bezahlt werden können, muß von einem positiven Pflichtgefühle, das über allen menschlichen Deutungen steht und in Uebereinstimmung ist mit der religiösen Richtung, in welche die Krankheit und das Unglück so bald und wohlthuend hineinführt, ganz und gar durchdrungen sein; ein Arzt **muß** ein religiöser Mann sein!

Seine Leistungen, Nachtwachen, Bemühungen und Visiten können zwar mit Geld honorirt und gewissermaßen taxirt und abbezahlt werden, aber vermag das der Unbemittelte, kann es der zahlbare Genesene bei einem Arzte vergelten, dem er seine Lebensrettung zu danken sich schuldig fühlt? Wird aber in dem religiös-sittlichen Charakter des Arztes dem Kranken keine positive Garantie für dessen Pflichtgefühl und Hingebung geboten, für die christliche Liebe, welche selbst im barmherzigen Samariter sich freiwillig rührte, wie kann der Kranke die Gewißheit und heilsame Beruhigung für sich und seine

Familie gewinnen, daß das gefährdete höchste Erdengut, Leben und Gesundheit, in guten Händen und unter moralischem Schutze eines zuverlässigen Arztes sich befinde?

Ich will es dem Leser selbst überlassen, aus seiner eigenen Stimmung und Erinnerung weitere Anwendungen hiervon zu machen. Er frage sich in einsamer Stunde selbst, ob er während der Krankheit seiner Person oder eines theuren Gliedes seiner Familie den frivolen oder sittlichen, den unchristlichen oder christlichen Arzt mit vollem Vertrauen habe um Rath fragen können und ob nicht in den Stunden zwischen Leben und Sterben, mit dem stillen Gedanken an Gott, daß er den Arzt mit Einsicht und Kraft erfüllen möge, auch unwillkürlich die Reflexion über die sittliche Bedeutung des Arztes und der Gedanke, ob er auch ein reines Werkzeug des höheren Beistandes sein könne, sich in die Lebenssorge und Genesungshoffnung eingeschlichen habe. Ich wenigstens habe einen Mann gekannt, der in einer schweren Krankheit, als ihn der langjährige Hausarzt auf seine frivole Weise, die dem Kranken in gesunden Tagen nicht eben weitere Veranlassung zum Nachdenken gegeben hatte, ermuntern und trösten wollte, einen so schnellen und entschiedenen Abscheu gegen denselben faßte, daß er ihm, nach glücklich eingetretener Genesung, Vertrauen und Freundschaft entziehen mußte. Gerade in solchen

Momenten, wo der Mensch auf dem Krankenlager in stillem Verkehre mit dem Todesengel steht und die niedere Welt schweigend und demüthig zurücktritt, da hat man Gelegenheit die Frage zu beantworten, ob ein Arzt auch ein religiöser Mann sein müsse?"

V.

Eine mysteriöse Geschichte.

Ich erzähle hier eine Geschichte, deren Anfang vielleicht einigen meiner Leser, welche in der Nähe des Ereignisses gelebt haben, als ein flüchtiges Gerücht vor dem Ohre vorübergeflattert sein mag, deren Fortgang, Geheimniß, Katastrophe und Ende vielleicht aber nur zwei bis drei lebenden Menschen bekannt geworden ist. — Diese Geschichte, der ich zufällig in ihr inneres Getreibe schauen sollte, giebt einen traurigen Beweis, wie vernichtend der Egoismus im Menschen auf diesen selbst zu wirken vermag und welche entsetzliche Beigabe derselbe für den Arzt ist, der nur von Gewinnsucht und Eigennutz in seinem Berufe geleitet wird. Wie ich schon oft in meinen Memoiren gesagt habe, so bewährt es sich auch in dieser Geschichte, daß das Böse sich immer in seinen Consequenzen selbst vernichtet, denn in dieser Begebenheit hat der Teufel des Egois-

mus, der doch keinen anderen Grund als den der Selbsterhaltung hat, in seiner eigenen Consequenz die Selbstvernichtung verursacht. Es tritt in dieser Geschichte zugleich eine Individualität auf, die, von dem Egoismus eines Arztes tief gekränkt, ganz im Sinne der Gerechtigkeit und moralischen Weltordnung, wenn auch grausam und unerbittlich, den Egoisten an seinem eigenen Egoismus rächend zu Grunde gerichtet hat. Dieser Rächer erscheint wie ein Werkzeug des Fatums, als eine dramatische Persönlichkeit, die, in einem Bühnenstücke auftretend, eine wirkungsreiche Rolle spielen müßte. Zugleich lehrt diese Geschichte aber Menschencharactere kennen, die uns beweisen, wie die Vorsehung ihre Werkzeuge erwählt, um das Verbrechen zu strafen durch Menschen am Menschen.

Zur Zeit, als ich in der großen Residenz lebte, praktisirte hier ein Arzt, welcher allgemein für tüchtig, beliebt und wohlhabend galt und sich, als unverheiratheter, beinahe vierzigjähriger Mann, sowol in einer großen Kundschaft, als auch in einem äußeren Luxus befand, der dem Residenzarzte, wenn er einmal in guter Gesellschaft sich bewegt und in Rufe steht, unentbehrlich ist. Hofmedicus Doctor Günther (so mag er in dieser Geschichte heißen) hatte das Glück gehabt, schon früh durch die Praxis an einigen einflußreichen Gardeofficieren in die vornehme Welt eingeführt und vielfach als Arzt befragt

zu werden; ein in der Garde dienender junger Prinz hatte ihm sogar später, als er Gelegenheit dazu gefunden, den Hofmedicustitel vermittelt und der Doctor hatte Tournüre und Klugheit genug, sich in der vornehmen Welt als ein Mann von Bildung, Geschicklichkeit und angenehmen Eigenschaften zu empfehlen. Er gewann bald das Vertrauen, um Hausarzt in angesehenen Häusern zu werden, bei den Damen war er durch seine süßen und bequemen Arzneien und die freundliche Nachsicht beliebt, bei jungen Cavalieren aber wußte er sich als Rathgeber in der Noth und als Gesellschafter im Kaffeehause eine dauernde und vertrauliche Stellung zu sichern. — Er erschien stets in der feinsten Toilette mit weißen oder modefarbenen Glacéhandschuhen, eine Lorgnette vor das linke Auge geklemmt, im Dufte von wohlriechenden Wässern, er flog in einem eleganten Phaeton von einem reichbetreßten Kutscher gelenkt, durch die Straßen von Palais zu Palais, Hôtel zu Hôtel, seine Antichambre war Nachmittags von Personen gefüllt und manche wohlhabende Bürgersfamilie benutzte die Anrufung des Arztes mit dem heimlichen Wunsche, daß ihre heirathsfähige Tochter das Glück haben möchte, von dem jungen, vielgepriesenen Arzte auserwählt zu werden. —

Doctor Günther aber blieb unverheirathet und die Leute hatten ihre besonderen Ansichten über die Ursache dieses freiwilligen Cölibats, denn schon

waren in seiner Praxis funfzehn Jahre verflossen, er stand nahe vor dem vierzigsten Lebensjahre und Huldigungen waren ihm genug dargeboten worden. Einige Leute glaubten, er gehe auf die höchsten Standesdamen hinaus, wolle nur eine Gräfin heirathen, oder eine Millionairin, andere meinten, er habe vielleicht eine unglückliche Liebe, oder eine Abweisung oder Kränkung erfahren, weßhalb er ledig bleiben wolle. — Dazwischen aber tauchten ab und zu kleine Gerüchte und Stadtgeschichten auf, welche von seinem ungeheueren Ehrgeize und Dünkel, seiner grenzenlosen Gewinnsucht und Geldgier, von Beispielen erzählten, die ihn als den kaltherzigsten Egoisten und habsüchtigsten Arzt bezeichneten, aber solche Gerüchte gingen schnell im großen, wogenden Residenzleben unter, und Hofmedicus Günther blieb der Mann des Tages.

Was war aber eigentlich an ihm? Diese Frage will ich vorgreifend aus eigener Erfahrung beantworten. Ehrgeiz und Habsucht waren die Triebfeder aller seiner Handlungen, sie verschmäheten selbst die plumpste Form und das Fallenlassen ihrer Maske nicht, wenn sie von der möglichen Gefahr angeregt waren, eine, wenn auch nur geringe Beeinträchtigung zu erfahren. Er schrieb, wo die Goldstücke nicht, wie in der vornehmen Welt, pünktlich eintrafen, große Rechnungen für Bürgerliche, ließ sich, wie ein geldgieriger Advokat, jede gelegent-

liche Anrede, jeden Federstrich, jeden Zeitverlust und gesprächsweisen Rath theuer honoriren, hatte heimlich die sämmtlichen Oberkellner der großen Hôtels in seinem Dienste, daß sie, wenn reiche Passagiere einen Arzt nöthig haben sollten, sogleich zu ihm schickten, auf welchem Wege er nicht nur eine sehr einträgliche Hôtelpraxis, sondern auch auswärtige Kundschaft erhielt, aber er war auch ehrgeizig genug, seine grenzenlose Geldgier gegen die vornehme Welt zu verstecken, die ja ohnehin anständig und ehrgeizig im Bezahlen war; dagegen suchte er im Bürgerstande oder solchen Kreisen seine Habsucht zu sättigen, wo er wußte, daß Geld vorhanden war und seine Beutelschneiderei cachirt oder nicht controlirt werden konnte. Er galt deßhalb unangefochten für einen sehr angesehenen und beliebten Arzt, dessen Dünkel man mit seiner Stellung in der vornehmen Welt bereitwillig entschuldigte.

Daß er sich nicht verheirathete, hatte allerdings seinen Grund in dem schwer zu befriedigenden Ehrgeize, da er auf eine Dame von Stande und Vermögen speculirte. Daß er einmal, wie man sich vorübergehend zuflüsterte, von der Tochter einer altadligen Familie den Korb erhalten habe, war eine mir bekannte Thatsache, aber sie steigerte nur noch mehr den kühnen Ehrgeiz, welcher jetzt zu seiner Genugthuung um so höhere Ansprüche machte.

Hofmedicus Günther hatte die Bekanntschaft

eines Engländers gemacht, der in der Residenz lebte, viel Geld ausgab und sich als Mann von Bildung und großem Vermögen kund gab. Er hatte ihn auf dem Wege der Hôtelpraxis kennen gelernt, da der Master Palmer, direct von Ostindien kommend, in einem der ersten Hôtels leidend abgestiegen war und, bei der ersten Frage nach dem besten Arzte, der Oberkellner zum Hofmedicus geschickt hatte, da, wie ich bereits mittheilte, die Kellner der Hôtels im Solde dieses Arztes standen. — Master Palmer war an der Ostindischen Compagnie betheiligt, ein Mann von sehr ruhigem, ernsten, aber bei aller Entschiedenheit doch lebensfrohem Charakter, der vom Klima Ostindien's etwas gelitten hatte und nun eine Zeit auf dem Continent feiern wollte. Hofmedicus Günther hatte ihn ärztlich behandelt, durch eine geläufige, englische Sprache und die Verbindung mit den Gentlemen der Residenz die Zuneigung und endlich das freundschaftliche Vertrauen des Engländers erworben und mit ihm die geselligen Freuden vielfach getheilt. Master Palmer war unermeßlich reich, stolz, ehrgeizig, freigeberisch, schonte kein Geld, war bald ein Freund und Bekannter der Cavaliere; — wie hätte Hofmedicus Günther nicht Alles aufbieten sollen das Vertrauen dieses Engländers zu befestigen. — Man sahe sie sehr häufig zusammengehen und fahren, der Master hatte zu viel Nationalstolz, um sich von

dem Deutschen ein Vergnügen bezahlen zu lassen, Günther war geldgierig genug, sich die stolze Freigebigkeit seines Freundes unter dem Vorwande der freundschaftlichen Nachsicht gefallen zu lassen.

Es war ein Jahr darüber verstrichen, als Master Palmer eines Tages zum Hofmedicus tritt und ihn folgendermaßen anredet: „Freund! ich muß heute abreisen. Nachrichten aus Ostindien haben mich in Kenntniß gesetzt, daß meine Angelegenheiten durch meine persönliche Anwesenheit in Ordnung gebracht werden müssen, ich kehre nach zwei Jahren zurück, aber Sie haben mir eine große Sorge abzunehmen, eine Ehrensache. — Erfahren Sie, was ich auch Ihnen bislang verschwiegen habe; — ein bildschönes Mädchen hat mein Herz gefesselt, ich würde die Reizende heirathen, wenn sie nicht eine arme Näherin wäre. — Arm ist sie nicht mehr und soll sie nicht in Zukunft sein, eine Näherin darf sie nie wieder werden, denn sie trägt mein Kind unter ihrem Herzen. Kehre ich zurück, dann will ich weiter für sie sorgen — so lange aber müssen Sie die Unterstützung übernehmen, ja, Sie müssen ihr während und nach ihrer Niederkunft den ärztlichen Beistand leisten. Hier haben Sie eine vorläufige Summe, schreiben Sie mir über England von dem Befinden, von der Niederkunft, den Wünschen des herrlichen Mädchens, hüten Sie mir das Kind — es ist mein Kind. Berechnen Sie Alles, was Sie

ausgeben, lassen Sie es ihr an nichts fehlen, ich will, daß meine Geliebte sorgenlos an mich denken soll — ich schicke Ihnen durch Ordre auf ein englisches Haus die nöthigen Banknoten. — Meine Abreise ist so eilig, um das segelfertige Schiff nicht zu versäumen, daß ich nicht mehr Zeit habe, Sie zu meiner Freundin zu führen, gehen Sie zu ihr, vor dem ....schen Thore, im neuen Hause links, Bel-Etage, da werden Sie meine Marie finden. Ich habe mit ihr geredet, ich rechne auf Ihre Pünktlichkeit, ich liebe Marie, das sagt Ihnen Alles — nun leben Sie wohl, auf Wiedersehen!"

Man kann sich leicht denken, daß Hofmedicus Günther dieses Vertrauen des Freundes nicht von der Hand wies, denn es war von jeher eine einträgliche Situation, einen reichen Engländer von Generosität sich für einen vertraulichen Dienst verpflichtet zu haben. Er versprach, Alles zu erfüllen, was der Freund von ihm fordere, und heute noch vor das ....sche Thor zu fahren, um der „Dame" seine Hülfe anzubieten. Der Engländer fuhr mit nächster Stunde ab; Hofmedicus Günther aber vergaß im Laufe des Tages, wegen vieler Geschäfte, die Fahrt vor das ....sche Thor. Erst nach Verlauf einer Woche dachte er daran, er war gerade in der Nähe und ließ den Kutscher vor das bezeichnete Haus lenken. In der Bel-Etage fand er die Freundin des Engländers mit einer alten Mutter, einer

früheren Wäscherin; das Mädchen war engelschön, eine Junogestalt an Fülle und Hoheit. Dem ärztlichen Auge blieb bereits ihr geheimer Zustand nicht mehr verborgen. — Günther stellte sich fremd, führte sich als einen Freund des Engländers ein, der sich nur einmal erkundigen wolle, ob derselbe auch für sie gesorgt habe, horchte verwundert auf, als er von Mariens Mutter erfuhr, daß Master Palmer den Doctor Günther als Denjenigen genannt habe, an den sie sich in Zeiten des Hülfsbedürfnisses in pecuniärer Hinsicht zu wenden hätten. — „Ei," antwortete er, „das muß der Master in der Eile vergessen haben, dem Doctor zu sagen, nun, dann wird er es durch schriftliche Aufträge wahrscheinlich nachholen." Er ging wieder — in seinen dunklen Augen lag die schwimmende Unruhe eines bösen Gedankens.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit auf Master Palmer. Wie er versprochen, hatte er bald nach seiner Abreise von England aus ansehnliche Summen an den Hofmedicus gesandt und schon im ersten Briefe die Bemerkung gemacht, daß seine Familien- und Geschäftsangelegenheiten ihn vielleicht ganz von Deutschland ferne halten könnten und er in diesem Falle darauf bedacht sein werde, die Mutter seines geheimen Kindes auf angemessene Weise zu entschädigen. Er war dann schleunigst nach Ostindien abgefahren und von Reise, Geschäft und

neuen Erlebnissen bald von dem Gedanken an Marie abgelenkt worden, zumal er sie in guten Händen wußte und seine materielle Pflicht vorläufig erfüllt zu haben glaubte.

Ein Jahr verging — die Post von England brachte Briefe nach Ostindien und auch Master Palmer erhielt deren in größerer Zahl, welche während seiner Abwesenheit in London eingetroffen und nun auf einmal von dem damit beauftragten Hause nachgeschickt waren. Es befanden sich darunter zwei Briefe vom Hofmedicus Günther; der erste zeigte an, daß Master Palmer's Geliebte eine sehr schwere Niederkunft erlitten, ein schwächliches Kind geboren und nun eine gefährliche Krankheit bekommen habe, von der sie sich wahrscheinlich nicht wieder erholen werde. Beigefügt war dieser traurigen Nachricht eine ganz bedeutende Unkostenrechnung für ärztliche Mühe, Arznei, Wartung und viele andere Auslagen. — Der zweite Brief, drei Monate später datirt, gab Hoffnung auf Genesung der Mutter, wenn dieselbe in die Lage versetzt werden könne, eine freie Bergluft zu genießen, meldete aber zugleich, unter bemitleidswerthen Umständen, den erfolgten Tod des Kindes. — Auch hier war eine sich auf hohe Summe belaufende Rechnung für Unkosten, Mühewaltung, Begräbniß des Kindes, dienstbare Hände u. s. w. aufgestellt. — Ehrgefühl und das sich regende Bewußtsein seiner Schuld ließen den Englän-

der nicht lange zweifelhaft, was er zu thun hatte, er liebte das Mädchen in Wirklichkeit, Mitleid und Pflicht bestimmten ihn, mit dem nächsten Postschiffe an den Hofmedicus zu antworten, ihm für dessen Mühen zu danken und Anweisungen von großem Betrage an Banquierhäuser beizufügen, mit der Bestimmung, Alles aufzubieten und kein Geld zu sparen, dem Mädchen die Gesundheit und den Lebensgenuß wiederzugeben, damit sie keine Ursache habe, ihm zu fluchen oder zu zürnen, um so mehr, da er noch gar keine Aussicht habe, wieder nach Europa zurückzukehren. —

Es verfloß ein halbes Jahr darüber. Palmer hatte erfahren, daß die an den Hofmedicus gesandten hohen Wechselsummen von den Banquiers gehoben waren, er glaubte, daß in der großen, deutschen Residenz seine geheime Angelegenheit in bester Lage sich befinde. Da endlich traf ein Brief über England ein, mit einem verspäteten Datum, vom Hofmedicus Günther. Derselbe meldete, daß der Aufenthalt in dem Gebirge anfangs zwar den Schein gehabt habe, eine günstige Wirkung zu äußern, plötzlich aber eine schnell verlaufende Auszehrung hinzugetreten sei, die der Gram über den Tod der alten Mutter befördert habe und ein sanfter Tod endlich auch Marie von allen Leiden erlöset habe, zu ihrem und ihres Geliebten Ruhe, denn die Krankheit habe ihr alle Reize der Schönheit auf furcht-

bare Weise geraubt gehabt. Und wieder erfolgte eine bedeutende Rechnung für Behandlung, Medicin, Unkosten aller Art. Gerührt über das Schicksal des geliebten Mädchens, das ohne die Sünde der Liebe wol nicht so elend und so früh um das Leben betrogen worden wäre, schickte Master Palmer zum letzten Male große Summen ein, dankte und honorirte den Hofmedicus noch obenein für dessen Sorge und Mühe; und der Gedanke an die Geschiedene wurde durch die Ueberzeugung gemildert, daß er seine Pflicht gegen sie mit bestem Willen erfüllt habe. —

Wiederum verging ein halbes Jahr, als die Geschäfte des Master Palmer ihn eben so unvorhergesehen wie schleunigst nach England riefen. Hier angekommen erfuhr er, daß die ostindische Compagnie ihn im Mutterlande zu beschäftigen gedenke und er nicht wieder in die Colonie zurückzukehren brauche. Eine Continentalreise, wie sie den Inselbewohnern eine angenehme Erholung nach längerem Aufenthalte in Indien und auf dem Schiffe zu werden pflegt, lag zunächst in der Absicht des Master Palmer und er gelangte auf einer Reise durch die Rheingegenden auch in die Residenzstadt, wo Hofmedicus Günther wohnte. Derselbe war Palmer's erstes Ziel des Besuches; eines Morgens trat er bei ihm ein, ohne in der plötzlichen Bestürzung des Freundes irgend mehr als die Ueberraschung eines unerwarteten

Wiederbegegnens zu bemerken. Natürlich kam das Gespräch auf das unglückliche Mädchen, das der Engländer aufrichtig bedauerte, indem er zugleich für die Bemühungen dankte, die der ärztliche Freund davon gehabt hatte. Hofmedicus Günther wußte eine geheime Unruhe klug zu verstecken, als er das ungeschwächte Interesse an dem Mädchen bei dem Engländer bemerkte und zugleich dessen Absicht erfuhr, längere Zeit in der Stadt zu verweilen. — „Auf's Wort!" sagte Palmer, „erklären Sie mir, ist mein Name nie bei der Angelegenheit genannt, hat meine Ehre auch nicht den mindesten Schatten erhalten, hat Marie mir nicht geflucht?"

„Niemand weiß davon, das Geheimniß ist als solches begraben, man kennt die Begebenheit so wenig, wie die Personen, suchen auch Sie die Erinnerung daran zu tilgen," versetzte der Hofmedicus eifrig.

„Gut — so haben wir still unsere Pflicht gethan, reden wir nicht weiter davon."

Der Hofmedicus schien tief Luft zu holen und suchte den Engländer zu überreden, eine nahe Gebirgsgegend zum Aufenthalte zu wählen, um die Nachwirkungen der langen Seereise zu tilgen, der Engländer aber zog es vor, in der Residenz zu bleiben, wo er manche Freunde hatte, die er wieder aufsuchen wollte. Günther hörte diesen Entschluß mit Zerstreuung an.

Drei Wochen mochten vergangen sein; Master Palmer fand sich in seinen früheren geselligen Kreisen so gefesselt, daß er an die Weiterreise für das Erste nicht dachte; mit dem Hofmedicus verkehrte er in alter Weise vertraulich und er glaubte am Freunde nur eine ungewohnte Zerstreutheit zu bemerken, welche dieser auf seine große Praxis schob. — Eines Nachmittages promenirte der Engländer durch den königlichen Park und sah eine alte schlechtgekleidete Frau, die den Vorübergehenden eine Liebesgabe abbettelte, auf sich zuschleichen. „Ach, Herr! erbarmen Sie Sich armer Leute," flehete sie, die dürre Hand ausstreckend, „der Himmel wird's Ihnen lohnen, wir haben's nöthig:" Palmer griff in die Tasche und sprach einige englische Worte. Die alte Frau, welche demüthig aufblickend der milden Gabe wartete, horchte plötzlich auf die englische Aussprache, fixirte den Mann mit stechenden Blicken, ein entsetzliches, verächtliches Lächeln, das zwischen Schreck und Leidenschaft zuckte, belebte ihren kummervollen Mund, sie zog die Hand zurück und sah starr den Mann an.

„Da nimm und geh — Weib, was siehst Du mich an? Geh! — Was willst Du?"

„Ha! Sie sind ... ja! ich erkenne Sie ..."

„Was willst Du? Habe ich Dir nicht genug gegeben? Was siehst Du mich an, warum gehst Du nicht?"

„Sie sind ein schlechter Mensch!“ flüsterte die Frau mit schneidendem Tone.“

„Weib! weißt Du, wer ich bin, für wen hälst Du mich? Ich habe Dich nie gesehen!“

„Sie sind Palmer, ein elender Mensch, der ein armes Mädchen unglücklich gemacht hat, verführt, verlassen, ha! eine Mutter und ein Kind, für die ich bettle.“

Zornig hatte der Engländer den Arm der Frau gepackt, „Weib, Du bist wahnsinnig, Du weißt nicht, was Du sprichst!“ rief er entrüstet und sah im Parke umher, ob Jemand in der Nähe sei.

„O! ich weiß wol, was ich rede, Sie haben mein Kind verführt und verlassen, kennen Sie Marie nicht? Sie hungert mit ihrem Kinde, ich bettele für sie — Sie haben schändlich gehandelt.“

„Du lügst Weib — Marie ist todt, ist mit ihrem Kinde längst begraben, — — doch was weißt Du von Marie? Du bist eine schlaue Betrügerin?“

„Ich lüge nicht, Mutter und Kind leben und hungern; ich bin Mariens Mutter, Sie verstellen Sich und wollen uns nicht kennen!“

„Wisset Ihr, was Ihr sprecht? Weib! wenn Ihr nicht lügt, so bringt mich hin, wo Marie ist, gleich — aber . . . es ist unmöglich, Ihr lügt oder seid wahnsinnig; Marie ist todt, das weiß ich ja ganz gewiß.“

„Folgen Sie mir, wenn Sie Ihr Unrecht

wieder gut machen wollen, ich will Sie zu meiner Tochter führen."

„Ja, ich will mich überzeugen, ich folge Euch!" Die alte Frau wankte vorauf, Master Palmer folgte und waffnete sich mit dem Gedanken, daß ein Irrthum oder Betrug enthüllt werden müsse. Er hatte Mariens Mutter vor Jahren nur einige Male gesehen und in einer ganz anderen Gestalt, dennoch aber glaubte er ihre Miene und Stimme wieder zu erkennen. Der Weg war weit, er führte in immer engere Straßen, zwischen stets kleinere und armseligere Häuser; sie waren bereits an die äußerste Gasse der entferntesten Vorstadt gekommen, als die alte, erschöpfte Frau vor einem schmutzigen, eingesunkenen Häuschen stehen blieb und mit bitterem Schmerze auf ein Dachfenster zeigte. Hastig schob Palmer die Frau in die Pforte, als wollte er sich einer Betrügerin vergewissern. — Sie stiegen die steilen, dunklen und unsicheren Treppen hinauf, eine Thür wurde geöffnet, man sah in ein niederes, ärmliches Dachkämmerchen. „Marie!" rief die Frau weinend, „siehe, wer hier ist, Gott wird sein hartes Herz mit Reue und Erbarmen füllen."

In der gespanntesten Erwartung trat der Engländer in die enge, kaum gegen Wind und Wetter gesicherte Kammer und ein plötzlicher Schreck fesselte ihn, als er hastig über die Schwelle getreten war. Eine abgehärmte, bleiche Gestalt saß auf einem

Schemel und flocht Strohdecken, ein in Lumpen gekleidetes Kind lag zu ihren Füßen und spielte mit dem Abfall des Strohes, ein alter Tisch trug einige Spuren von Schwarzbrot, auf der Erde am Schornsteine befand sich ein Lager von Stroh und Lumpen. Auf den Ruf der Frau blickte die Sitzende empor, der Anblick des Mannes fuhr erschütternd durch ihren Körper, sie raffte sich unter dem herzergreifenden Schrei des Schmerzes und des Glückes auf und schwankte zurück; als schaue sie ein gespenstisches Bild, einen Todten, von dessen Erscheinen sie nicht wußte, ob sie Segen oder Vernichtung bringe, starrte sie ihn an, die Hände auf Brust und Stirn gedrückt; in gleicher Bestürzung, zweifelnd ob Traum, Wahrheit oder Täuschung, stand der Engländer ihr gegenüber. Da raffte sie das geängstigte Kind auf, streckte es dem Manne entgegen und mit einem Blicke, der Vorwurf, furchtbare Anklage, Elend, Verzeihung und Glück gleichzeitig enthielt, sprach sie krampfhaft leise, gehaucht und wie aus dem Grabe: „Da, da, das ist Ihr Kind, mein Schmerzenskind, Karl, da ist Dein Vater!“

„Um Gotteswillen!“ rief Palmer in Entrüstung und Mitleid. „Marie, Du lebst? Marie, Du hungerst? Ich begreife Dich noch nicht, wie kommst Du in diese Armuth, wo blieb mein Geld, ha! Marie, unglückliches Mädchen, Du lebst? O! Gott, ich habe Dein Grab zu bekränzen gedacht! Das

ist unser Kind? Ihr lebt, erzähle, ich fasse die Wahrheit nicht!“ Und mit Leidenschaft ergriff er das Kind aus ihren Händen, drückte es in die Arme, küßte es und zog die schluchzende Marie, die jetzt erst das Gefühl der Schaam über ihre zerlumpte Erscheinung empfand, inbrünstig, von Rührung und Mitleid überwältigt, an sein Herz.

„Ach!“ weinte die alte Frau, „Gott hat sein Herz gewandelt, das Unrecht will er sühnen!“

„Was redest Du da?“ fragte Palmer stolz sich aufrichtend, „kein Unrecht habe ich gethan an Marie, ich habe für sie gesorgt, habe ihre Todesnachricht beweint, ihr ehrenhaftes Begräbniß bezahlt, — doch nein, sie lebt, Marie, bei meiner Seligkeit, ich bin an Deinem bleichen Wangen, Deinem Elend unschuldig — ha! wäre es möglich, sollte ich furchtbar hintergangen sein — aber warum habt Ihr Euch nicht an den Hofmedicus Günther gewandt, an meinen Freund, der beauftragt war, für Euch reichlich zu sorgen?“

„Der kennt uns nicht, er hat uns nie beachtet,“ erwiderte Marie, „ach! einmal in großer Angst und Noth ist meine Mutter in sein Haus gegangen, aber er hat durch den Bedienten heraussagen lassen, er habe keine Bekanntschaft mit mir, es habe ihm Master Palmer nichts aufgetragen, das müsse ein Irrthum sein.“

„Was? Er ist nicht Dein Arzt, Geburthelfer,

Dein Rathgeber gewesen, hat Dir kein Geld gegeben?"

„Nein, er hat sich um uns gar nicht bekümmert — seit Sie fortreiseten, haben wir keinen Pfennig erhalten, wir mußten die Wohnung verlassen, die Polizei jagte uns aus der Stadt, ich gebar auf dem Stroh, ohne Hülfe und Nahrung dieses Kind, Alles, was wir besaßen, war schon verkauft, meine Mutter bettelte für mich und Ihr Kind. Da ich keine Kleidung hatte, konnte ich nicht in Nähearbeit gehen, ich war zu matt und elend, um zu dienen, da habe ich von Strohflechten das Kind ernährt und selbst von barmherzigen Gaben gelebt."

Furchtbare Empörung, Zorn, Rachedurst flammten aus des Engländers Antlitze. Er ballte die Hand, seine Blicke fuhren drohend über die traurigen Bilder des Elends und suchten sich dann auf Mariens bleichem Gesichte, in ihren von matter Lebensflamme neu beseelten Augen einen festen Punkt. „Ha! ich Betrogener!" rief er, „doch weiter, weiter, woher kam das Gerücht Deines Todes zu mir? Giebt es eine Andere Deines Namens, Deiner Lage, hast Du nie von mir gehört?" —

„Ach! nie! — ich habe — —"

„Du hast mir geflucht — gestehe es — ha! während ich Alles that, was ein Mann schuldig ist, während ich um Deinen Tod trauerte, Dich und unser Kind begrub — da hast Du gedarbt, den

Vater verflucht — aber der Fluch komme über das Haupt Dessen, der Dich und mich betrog — eine furchtbare Rache will ich nehmen — Du lebst, ich halte Dich hier an meiner Brust, dies ist Dein geborenes Kind, das ist kein Traum, das ist der Beweis der schändlichen Lüge gegen mich, — die Thränen, die Du vergossen hast meinetwillen, sie sollen in des Schurken Leben hundertfach zurückfließen, der Fluch dieser bleichen Mädchenlippen soll den Schuldigen treffen, er soll ihn vernichten!"

„Barmherziger Himmel!" rief die alte Frau, „und Sie haben dem Hofmedicus Geld für uns gegeben? Er hat Ihnen geschrieben, daß Marie todt sei?"

„Sagte ich das?" fragte der Engländer sich sammelnd und eine geheimnißvolle Ruhe annehmend, „nein, das sagte ich Euch nicht, sprechen wir nicht weiter von dem Urheber des Betruges, jetzt aber, Marie, mußt Du sogleich aus dem Elende gerettet, gepflegt, gekleidet, getröstet werden — glaube mir, ich habe von Deinem Unglück nichts gewußt, ich liebe Dich wie damals, als dieses Kind noch nicht lebte, Vergeltung ist mein Losungswort, auch Dir will ich das Elend vergelten."

Das unerwartete Glück hatte Mariens Wangen sanft geröthet, die Züge der Schönheit traten erwachend unter der Hülle des Elends hervor. — Palmer sahe mitleidsvoll, zärtlich in ihr verschämtes Antlitz. —

„Ihr seid hungrig,“ hub er plötzlich an: Marie schlug die Augen nieder. „Ach!“ versetzte die Frau, „wir haben seit zwei Tagen von einem Zweigroschenbrote gelebt.“ — Palmer zuckte, griff in die Tasche und schüttete Geld in die Hand der Alten. — „Holet sogleich Etwas für die erste Stärkung, in einer Stunde werdet Ihr gekleidet sein und heute Abend abgeholt, um dieses Kämmerchen auf immer zu verlassen. Bezahlet von diesem Gelde auch den Wirth.“ Mit edler Rührung schied er dann und eilte der Stadt wieder zu. Ein furchtbarer Ernst ruhete auf seinem Gesichte, finster, mit einer drohenden Festigkeit, schritt er fort. In der Stadt kaufte er im Laden Kleider für die Unglücklichen, die er durch einen Knecht an sie hinaussandte, miethete dann am Abend eine Droschke, fuhr in die entlegene Vorstadt und holte Marie und die Ihrigen ab. Schön, wie sonst erschien sie in der Garderobe einer Dame, der Kummer war vor der wiederaufblühenden Schönheit, welche selbst im Leid ihre Macht auf das Herz behält, gewichen, glückliches Dankgefühl und Erregtheit gaben ihr Feuer und Reize. Palmer hatte bereits die nöthigen Vorbereitungen getroffen, er führte die Wiedergefundenen in ein entlegenes Hôtel, wo sie als Reisende auftraten; speisete mit ihnen auf dem Zimmer und schied dann mit der Weisung, daß sie in einem anderen Orte eine Wohnung finden würden. Liebe, Mitleid, Vaterpflicht

und Rachegefühl hatten ihm Marie so werth und berechtigt auf sein Herz gemacht, daß er entschlossen war, ihr eine angenehme und ehrenhafte Lebenszukunft zu gründen. Schon am anderen Nachmittage ließ er sie nach Hamburg abreisen. —

Was that Master Palmer? Was ging in seiner Seele vor, als er nach Mariens Abfahrt sein Hôtel verließ, um dem Hofmedicus Günther, dem langjährigen Freunde und Vertraueten, einen Besuch zu machen? Ein glühender, leidenschaftlicher Franzose oder Italiener würde dem Doctor in das Haus gedrungen sein und ihn niedergeschossen haben, ein reflectirender Deutscher hätte in seinem obrigkeitlichen Schutzgefühle wol gar eine Anzeige beim Gerichte gemacht — Palmer blieb Engländer, kalt in seiner verschlossenen Absicht, stolz gegen Den, dessen Vernichtung er im Sinne hatte — er trat unbefangen, freundlich, wenn auch ernst, bei dem Hofmedicus ein. Er blickte ihn zwar scharf und durchbohrend an, er bemerkte zwar die Unsicherheit im Blicke des Gegners, aber er blieb ruhig, freundlich, unbefangen. Fühlte er vielleicht Mitleid, Verzeihung, oder sich stolz genug, den Heuchler allein schon durch Verachtung zu strafen? Wollte er sich etwa an des Arztes Verlegenheit weiden, als er plötzlich anhub: „Lieber Doctor, ich habe heute Briefe bekommen, welche mich schleunigst zur Abreise bestimmen; ich muß ungesäumt nach Ostindien

zurückkehren und wer weiß, ob ich jemals wiederkehre." Und als Günther sich zu beherrschen suchte, um nicht seine Freude an dieser Nachricht und sein leichteres Gefühl in der Brust zu verrathen, fuhr der Engländer fort: „Es thut mir Leid, Eines versäumen zu müssen, ich habe Sie immer bitten wollen, mich nach dem Grabe des guten Mädchens zu führen, um den durch Sie besorgten Denkstein zu sehen und den Hügel zu bekränzen — lieber Freund, Sie müssen es übernehmen, das Grab in Obhut zu behalten, für eine gute Ausschmückung zu sorgen, Sie wissen, ich habe das Mädchen sehr geliebt und ich danke Ihnen herzlich für Ihre Bemühungen um sie."

„O! reden Sie davon nicht, leider war menschliche und ärztliche Hülfe zu schwach gegen die zerstörende Macht der Natur, Sie müssen den Unfall vergessen, das Mädchen wäre doch früher oder später an der Auszehrung gestorben."

„Meinen Sie?" fragte der Engländer indem er einen Blick auf den Arzt heftete, den dieser anfangs auszuhalten suchte, aber dennoch nicht ertrug, als ein seltsames Lächeln die weißen Zähne des Mannes entblößte und dieselben fest auf einander gebissen erschienen. — „Nun," fuhr er rasch fort, „leben Sie wohl, hören Sie, das Grab nehmen Sie unter Aufsicht, ich bezahle alle Unkosten, versprechen Sie mir das."

„Von ganzem Herzen, es soll mir eine Ehrensache sein — aber Sie müssen den Verlust vergessen. Das Schicksal hat es gewiß gut mit Ihnen gemeint, indem es Sie von einer Fessel befreiete, die Ihnen doch einmal in Ihren Verhältnissen sehr lästig geworden wäre.“

„Leben Sie wohl, ich weiß nicht, ob wir uns so bald wiedersehen — denken Sie an mich.“ Der Engländer schied mit diesen Worten, schritt eilig, einen letzten seltsamen Blick auf ihn werfend, davon und eine furchtbare Verachtung malte sich in den Zügen seines Mundes, als er kaum vernehmbar murmelte: „Der Schurke!“ Der Hofmedicus athmete leicht auf, lächelte listig, rieb sich die Hände und dachte ohne Zweifel: „Gottlob, daß er fort ist!“

Die Erscheinung des Engländers war bald vergessen; — ein halbes Jahr verstrich, der Hofmedicus war ein gesuchter Mann, Ehre und Geld flossen ihm zu, er trug sein Haupt höher als zuvor, der Hofrathstitel, ein Orden, eine glänzendere Equipage, die hausärztliche Stellung zu vielen angesehenen Familien steigerten seine Ansprüche so hoch, daß er merklich darauf sann, seine Junggesellenschaft gegen die Hand einer reichen Adligen auszutauschen. — Man wollte bereits im Publikum wissen, daß er auf die Andeutung einer Verlobung die heimliche Demüthigung erfahren habe, von einer Generalstochter zurückgewiesen zu sein. Solche stille Krän=

kungen des Ehrgeizes stacheln diesen aber nur noch höher, um Genugthuung zu suchen.

Es ist schon gesagt worden, daß Günther eine sogenannte Hôtelpraxis hatte — die Oberkellner der Hôtels ersten Ranges standen in seinem Solde, um vorkommenden Falles sogleich ihn holen zu lassen, sobald angesehene und begüterte Reisende nach einem Arzte fragen sollten. Diese Praxis war ihm schon seit Jahren sehr einträglich gewesen und hatte auch seinen Ruf im Auslande verbreiten helfen, denn sein Name wurde oft genannt, zumal er auch, was die Klugheit des speculirenden, praktischen Arztes verlangt, ein medicinisches Buch geschrieben und die bekannten Honorare an lobende Recensenten nicht gespart hatte.

Eines Abends schickte der Oberkellner eines der größten Hôtels die Botschaft zum nunmehrigen Hofrathe Günther, daß eine angekommene Dame seine Hülfe fordere. Die Einträglichkeit solcher Botschaften aus dem Hôtel kennend, ließ Günther nicht lange auf sich warten. Als er in das Hôtel trat, war der Oberkellner gerade beschäftigt und konnte ihm nicht vorher die nöthige Auskunft über die fremde Dame geben. Der Hofrath wurde auf ein Zimmer der Bel-Etage gewiesen, wo er die Patientin finden würde. Nach geschehener Anmeldung trat er ein. — Auf einen Divan, von den Wachslichtern zweier silberner Armleuchter bestrahlt, saß

eine junge Dame, deren blendende Schönheit nicht weniger wie ihre vornehme, edle Haltung den Eintretenden überraschte; ein ebenso verführerisches wie stolzes, gebietendes Auge, verrieth kaum eine Kranke, aber der schöne Mund wurde von einem leidenden, schwermüthigen Zuge umlagert, die Wangen hatten eine interessante Blässe, welche durch das schwarze seidene Kleid, das schwarze, mit Sammetschleifen geschmückte Haar, so wie die dunklen Augen noch gehoben wurde. Sie redete nur englisch und empfing den Arzt mit der vornehmen Abgeschlossenheit einer Dame vom Stande. Dieser ließ es an nichts fehlen, um ihr Vertrauen zu erwecken, erklärte den Zustand für eine nervöse Abspannung, hielt es aber für nöthig, daß sie einige Zeit in der Stadt verweile, um gründlich geheilt zu werden. Sie erklärte ihm, daß sie die Absicht habe, in der Residenz länger zu bleiben, forderte seine tägliche, ärztliche Visite und antwortete auf seine Frage, als er das Recept geschrieben hatte und um den Namen bat, mit einer schnellen, gleichgültigen Betonung: „Lady Strafford.“ In dienstwilliger Ergebenheit und Fürsorge empfahl er sich der englischen Dame angelegentlichst und versprach am anderen Morgen wieder zu kommen.

Hofrath Günther hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Oberkellner aufzusuchen, um seine Erkundigungen nach der Lady anzustellen. „Ich weiß selbst erst wenig von ihr,“ antwortete der

Oberkellner, „sie muß aber sehr reich sein, ich vermuthe, daß sie in unserer Stadt einen längeren Aufenthalt nehmen will, sie hat sich nach vacanten großen Häusern erkundigt, nach Pferden und Wagen, sie will ein Haus machen, aber ich werde ihre Kammerfrau aushorchen.“ Der Arzt hörte wohlgefällig und listig zu und ging. —

Ehe er am anderen Vormittage seine neue Patientin besuchte, schlich er zum Oberkellner. „Was wissen Sie?“ fragte er ihn vertraulich. „Viel, sehr viel,“ antwortete dieser mit wichtiger Miene, „die Kammerfrau freute sich, an mir einen Menschen zu finden, der englisch sprach — sie hat mir die Geschichte ihrer Herrin erzählt — diese besitzt unermeßliche Reichthümer und ist aus den höchsten Ständen; hören Sie. — Lady Strafford ist eine junge Witwe, ihr Mann war einer der reichsten Gutsbesitzer in Amerika, er starb plötzlich und die junge kinderlose Frau kehrte nach England, ihrer Heimath, zurück. Ihre amerikanischen Güter verwaltet ein Rechtsgelehrter in New-York, sie selbst aber hat die Absicht, um sich zu zerstreuen, auf dem Continent eine Zeit lang zu weilen und will in unserer Stadt vorläufig ein Haus machen.“

Diese Mittheilungen füllten des Arztes Herz mit heimlichen Entzücken, seinen Kopf mit kühnen Speculationen; die Gewinnsucht bauete seinem Ehrgeize die Brücke zu den Plänen, die er an diese

Nachrichten knüpfte. Mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit und Vertrauen erregender Würde trat er zu der Lady, die am Tage noch edler und schöner erschien, ihn sehr freundlich aufnahm und dankbar versicherte, sich nach dem ärztlichen Mittel wohler zu fühlen. Es kam allmälig zu einer zwangloseren Unterhaltung, die Dame erkundigte sich bei ihm, wo man Wagen und Pferde, ein elegantes Haus, überhaupt die Gegenstände des vornehmen Luxus acquiriren könne, da sie für die Dauer der Anwesenheit sich standesgemäß einzurichten gedenke. Günther erbot sich zu ihrem Rathgeber und Gehülfen in der Ausführung ihrer Wünsche, was mit dankbarer Bereitwilligkeit angenommen wurde; schon nach vierzehn Tagen bewohnte Lady Strafford ein Palais an der Promenade, fuhr in glänzender Carosse durch die Straßen, hatte ihre eigene Theaterloge, eine luxuriöse Dienerschaft und Hofrath Günther wurde von vielen seiner Collegen um die hausärztliche Stellung zu dieser reichen Dame beneidet. Man sahe ihn täglich vorfahren, man wußte, daß er diese Dienstwilligkeit nicht ohne großen Gewinn übte. Man sprach in der Stadt eine Zeit lang nur von der reichen, schönen Engländerin und der Hofrath that sich nicht wenig darauf zu Gute, ihr Vertrauen zu besitzen. Dabei war die Dame stets in höchst anständiger Abgeschlossenheit geblieben, der Grund, daß sie nur auf dem Continent lebe, um sich von

dem Leid des frühen Witwenthums und der stillen Trauer zu erholen, hielt sie von dem Umgange mit der vornehmen Welt zurück, welche ihre Schönheit und ihren Reichthum bewunderte. Alle an den Hofrath gerichteten Fragen erwiderte dieser mit kluger Zurückhaltung, aber in seinem Inneren regten sich immer drängender die beiden Leidenschaften seines Charakters, Hab- und Ehrsucht. Aus dem Hausarzte war allmälig der achtungswerthe, fürsorgliche Freund geworden, der mit Besorgniß an die Möglichkeit einer Rückkehr der Lady nach England dachte. Sein Plan war gefaßt, er wollte Ehre und Reichthum mit einem kühnen Schritte auf einmal erobern, er hatte keinen anderen Gedanken, als das wachsende Vertrauen der Dame auszubeuten. — Sie hatte ihn um Rath gefragt, ihn in ihre Vermögensangelegenheiten blicken, ihm ihre Stimmungen, das Gefühl des Alleinstehens, die ganze Dankbarkeit gegen den freundlichen Schutz und Rath erkennen lassen, er hatte die edle, stolze Natur des Weibes ausgeforscht und glaubte gewiß zu sein, daß er ihr nicht gleichgültig geblieben sei, er sah den ungewöhnlichen Reichthum wie eine sichere Beute seiner gierigen Gewinnsucht im Hintergrunde schimmern und ein kühnes Wort sollte ihn in den Besitz seines höchsten Strebens der Selbstsucht setzen. Er hielt um die Hand der schönen Witwe an — sie stutzte, zögerte, kämpfte, gewährte — eines Tages

war die Residenz von dem Ereignisse bewegt, daß Hofrath Günther mit der steinreichen Lady Strafford verlobt sei. Der ehrgeizige Mann ermangelte nicht, sein prunkendes Glück und seinen befriedigten Ehrgeiz auf unzähligen Karten zu verkünden, die Verlobung war ein Stadtereigniß, Neid, Bewunderung, stille Ehrerbietung waren die Wirkungen des Factums. Jetzt sah man den Hofrath mit stolzem Uebermuthe in der Equipage der Lady fahren, an ihrer Seite in der Theaterloge sitzen, bald sah man seine Sachen nach dem Palais der Lady bringen, da die Hochzeit bevorstand. Briefe aus England hatten das Erscheinen ihrer Verwandten abgelehnt, weil diese angeblich mit der Wiederverheirathung unzufrieden seien, aber um so eifriger hatte der Hofrath die Hochzeit betrieben. Der Tag kam; wie ein siegestrunkener Gott fuhr er mit seiner angetraueten Neuvermählten aus der Kirche in das elegante Haus der Lady, das er nun sein Eigenthum nennen durfte. Die Hochzeitsgäste aus den engeren Kreisen seiner vornehmen Bekanntschaft befanden sich im Salon, den glücklichen Ehemann beglückwünschend, die junge Gattin hatte sich in ihre Gemächer zurückgezogen, um die Toilette zu wechseln, es währte lange, ehe sie wieder erschien. Er eilte in ihre Zimmer, da, in der Antichambre ihres Boudoir, trat ihm plötzlich ein Mann entgegen. Er ergriff den Armleuchter und erschrak freudig — Master Palmer stand vor ihm. —

„Freund! Welche Ueberraschung! Woher kommen Sie? Sie wollen mir Glück wünschen?“

Palmer sah ihn kalt, höhnisch und mit furchtbarer Strenge an. „Ihr seid verheirathet,“ sprach er schneidend, „das ist mein Werk, das ist meine Rache!“

„Ich begreife nicht, was reden Sie da?“

„Wisset Ihr, mit wem Ihr verheirathet seid? Wisset Ihr es?“

„Welche sonderbare Rede? Palmer, Sie sind nicht bei Sinnen — Lady Strafford, die Tochter des Lords ...“

Palmer lachte mit furchtbarem Flüstertone, faßte den Hofrath fest vor die Brust und sprach in vernichtender Kälte: „Ich will's Euch sagen, nichtswürdiger Schurke! Ihr habt meine Marie verhungern lassen, und mich um mein Geld betrogen, das Mädchen aber um ihr Recht und ihre Ruhe ... Habsucht hat Euch zum Mörder an dem Mädchen machen wollen, sie soll Euch jetzt selbst morden, ha! Marie lebt und ist gerettet, Ihr aber, Bube, Ihr habt Eure Rolle ausgespielt — wisset Ihr, mit wem Ihr verheirathet seid?“

Günther wollte reden, aber die Stimme versagte ihm; zitternd, bleich, als hätte ihn der Böse gepackt, starrte er in die entsetzliche kalte Miene des Engländers.

„Ihr seid mit der berüchtigsten Buhlerin London's verheirathet, das ist mein Werk, das ist meine Rache, ich habe die Dirne in ihre Rolle einstudirt, mit meinem Gelde hat sie dieselbe durchgespielt, dieses Haus, die Pferde und der Wagen gehören mir, ich habe Alles gekauft, nächstens wird Alles meistbietend wieder zum Verkaufe ausgeboten; die Dirne hat nichts, als was ich ihr für die Rolle gelobte, sie ist in diesem Augenblicke bereits auf der Rückreise nach England. — Seht, Schurke, das habt Ihr an Marien verdient, das ist meine Rache!"

Damit stieß der Engländer den Betäubten verächtlich von sich und schritt rasch davon. — Dem Hofrathe fiel der Leuchter aus der Hand, er sank vernichtet auf den nächsten Stuhl. Er kämpfte mit Wahnsinn und Verzweiflung — plötzlich stürzte er in das Boudoir, wo die Spuren eines schnellen Einpackens sich durch offene, leere Schränke, über einander geworfene Komodenkasten, umherliegendes Papier ɩc. bemerklich machten — nirgends war weibliche Garderobe zu finden — krampfhaft ergriff er den Glockenzug und rang nach äußerer Haltung. Eine Magd kam; er schickte sie fort und verlangte nach seinem Bedienten. — „Bestelle sogleich Extrapost, ich will mit meiner Frau verreisen," befahl er mit bebender Stimme; der Diener stutzte, entfernte sich aber schnell; dann eilte der Neuver-

wählte wie ein tappender Irrer in seine Zimmer und packte das Nothwendigste in seinen Reisekoffer. . . . .

Die im Salon versammelten, fröhlichen Gäste erfuhren eine halbe Stunde später, daß der Hofrath mit seiner Gattin eine Hochzeitsreise angetreten habe. Man lachte über diese Ueberraschung, trank noch eine Weile und zerstreuete sich dann zur frühen Stunde.

Acht Tage später enthielten die Zeitungen die Nachricht: „„Der Hofrath Dr. Günther, welcher mit seiner jungen Gattin eine Hochzeitsreise machte, hatte das Unglück während einer Lustfahrt auf dem Constanzer See über Bord zu fallen und zu ertrinken. Die unglückliche Gattin ist in ihrem tiefen Schmerze sofort nach ihren amerikanischen Besitzungen abgereiset und wird ihr Eigenthum in der . . . Residenz verkaufen lassen.““

Niemand zweifelte an der Thatsache, man beklagte das Schicksal der Neuvermählten, den Verlust eines angesehenen Arztes und es erregte kein weiteres Aufsehen, als bald darauf ein Notar das Haus und die Equipage, so wie das Inventar der früheren Lady Strafford zum öffentlichen Verkaufe brachte. Den speciellen Nachlaß des Hofrathes nahm gleichzeitig ein obscurer Verwandter in rechtlichen Beschlag. —

Nach längerer Zeit wollten Reisende behaupten, daß man weder in Constanz noch Lindau oder Bre-

genz irgend etwas wisse von einem über Bord gefallenen und ertrunkenen Arzte und seiner trauernden Neuvermählten, man redete vorübergehend davon und vergaß die Geschichte bald. Wo aber Hofrath und Hofmedicus Günther geblieben ist, das weiß ich zu verrathen. Derselbe lebt unter einem anderen Namen in Amerika und ist Arzt in einer entlegenen Colonie, deren Vertrauen er zu erwerben verstand. —

VI.

Der Medicinglaube und die Medicinkrankheit.

Das große Publikum hat zwei Vorurtheile, die manchen Menschen um den vollen Genuß seines Lebens gebracht haben, nämlich: die Meinung, daß, wie die Seele nicht ohne Geistlichen, auch der Leib nicht ohne Arzt fertig werden könne und ferner: daß die Medicin ein lebenverlängerndes Mittel, ein Schutz gegen den Tod sei. Nennen wir diese beiden Vorurtheile: Arztsucht und Medicinglauben.

Wenn es überhaupt noch einen Köhlerglauben in der gebildeten Welt giebt, so ist er in den Vorurtheilen zu suchen, welche die Leute von Arzt und Medicin haben, in den mystischen Erwartungen, die sogar der eifrige Anhänger des Rationalismus von dem Arzte hegt. Es scheint, als ob die Alles filtrirende Aufklärung unserer verstandessüchtigen Zeit noch nicht in diese Region des Aberglaubens eingedrungen sei. Man hat das gute Christenthum

mit großer Kühnheit einen Bequemlichkeitsglauben genannt, ich möchte den Medicinglauben so nennen, denn wie der Mensch alle Wunder und Verheißungen, die ohne sein Zuthun ihm Seligkeit erwarten lassen, lieber als eigene Kraftanstrengung im Guten acceptirt, so ist es auch weit bequemer und gemächlicher, anstatt für seine eigene Gesundheit durch Beschränkung, Regel, Bewegung, Mäßigkeit und Zeit zu sorgen, lieber zu thun wie es die Sinne, Genüsse, Gelegenheiten und Gewohnheiten verlangen oder bieten und dann zuletzt, wenn der Leib anfängt unbequem oder gar schmerzhaft zu werden, an den Arzt und die Medicin zu appelliren und zu fordern, daß dadurch Alles wieder ausgeglichen werde. Ja, man sträubt sich sogar gegen den zuweilen unwillkürlich auftauchenden Gedanken, daß die ärztliche Kunst vielleicht weniger Hülfsfähigkeit und geheime Wissenschaft habe, als man wünschen möchte. — Es geht den Leuten mit der Medicingläubigkeit wie gewissen Religionsanhängern, die da, zuweilen von dem weltlichen Hauche der Aufklärung angehaucht, ängstlich werden, daß die dogmatische Anschauung getrübt und ihr Vertrauen zu dem Uebernatürlichen erschüttert werde, und schnell sagen: „man muß nicht grübeln, warum sollen wir uns die Ruhe und Aussicht verderben!“

Es könnte auffällig sein, daß in unseren Tagen, wo man mit Leidenschaft allen überlieferten Dogmen

den Krieg erklärt, und mit bilderstürmischer Erregtheit die Heiligthümer der Wunderwelt angreift, der so kecke, bissige Kläffer und Zänker, den man „Volksverstand" nennt, eine merkliche Scheu hat, die Dogmen des Medicinglaubens anzubellen, sondern wenn auch manchmal über eine getäuschte Erwartung und Medicinrechnung knurrend, den Schwanz einzieht und seine breite Straße fortläuft. Das überlieferte Dogma des Medicinglaubens hat aber seine guten, beruhigenden Köder, denn es füttert den Egoismus, die Genußsucht und Bequemlichkeitsliebe der Menschen. — Ein Mensch, der gegen jegliche Ueberlieferung, welche ihm lästig ist oder seinem Vortheile nicht entspricht, wie ein Barrikadenredner schreiet, ignorirt klüglich jede Observanz, die ihm irgend einen Profit gewährt; er läßt den Mißbrauch unangerührt, der ihm die Gemächlichkeit fördert. Was ist aber gemächlicher als der Medicinglaube, der ja die Mystik der Heilfähigkeit, die Wissenschaft der Heilmittel anerkennt, wie der Katholik die Wirkung einer Reliquie. —

Auch der Medicinglaube hat seinen Reliquiendienst, die Apotheke besitzt in ihrem prunkenden Arzneischatze mehr Reliquien und Antiquarien, als manche Kathedrale; mancher Heiligenname der Medicin fordert hier Glauben, Andacht, Huldigung; manche Legende haftet an seiner Wunderkraft. Und wenn auch mancher rationelle Kopf in empirischer

Ungläubigkeit daran zweifelt und die Wunderkraft der Reliquie leugnet, die große Menge kehrt doch immer wieder an die gefüllten Standbüchsen der Heilmystik zurück und fordert eine wunderthätige Wirkung.

Worin liegt diese Erscheinung begründet? Haben doch neuere medicinische Schulen sich von der Apotheke und überlieferten Arzneimittellehre zu emancipiren gesucht, die Recepte als Tetzel'sche Ablaßzettel bezeichnet, die Medicin eine Wissenschaft genannt, die Alles wisse, aber nicht, wie man Krankheiten heilen könne, haben doch viele solide Aerzte laut über die Unzuverlässigkeit der Arzneiwirkung in Krankheiten geklagt und sich mehr und mehr auf eine strenge Diät beschränkt. Warum glaubt die große Masse diesen Zweifeln und Aufklärungen nicht?

Die Ursache liegt erstens in der Natur der Menschen und zweitens in der Natur des ärztlichen Berufes. Es hat etwas Lockendes und Gewisses, Gott einen guten Mann sein zu lassen, der schon Alles wohl machen und zum Besten kehren werde. Man kann bei diesem Kinderglauben recht behaglich, zufrieden leben, man sündigt ohne Reflexion, hofft auf eine gnädige Wunderthat und ist im Glauben selig, aber auch hartnäckig. So glaubt man auch an die Medicin, aber während der erste Glaube zur moralischen Zerrüttung

führt, leitet der zweite in die leibliche Krankheit hinüber.

Der Medicinglaube liegt in der Natur des Menschen begründet; aus ihm erwächst die Sucht, einen Arzt zu haben, ebenso wie aus dem Heiligenglauben die Beichtnoth, die Priestermacht hervorgeht. Der Mensch **will** genießen — unsere aufgeklärte Zeit hat von ihren Philosophen erfahren, daß der Mensch genießen **soll** — — er liebt Sinnenreize, der erregte Gaumenhunger fordert Genüsse, deren, die Geschmacksnerven passirte Stoffe nunmehr der arme Magen empfängt, der, wie ein willenloser Sclave, nun den Ballast fortschleppen muß, den der luxuriöse Herr und Gebieter: „**Gustus**" nicht weiter beachtet; die gänzlich entartete, gekünstelte Lebensweise hat nicht nur völlig lebensfeindliche Genüsse zusammengeführt, sondern die Nacht zum Tage, die Triebe des Geschlechts zur raffinirten Galanterie des Anstandes, die Leidenschaft zur Tagesordnung, die Extravaganz zum Gesetze der guten Gesellschaft gemacht, man schläft nach mitternächtigem Souper mit schwerem Kopfe und traumängstlicher Abmattung bis in den hellen Tag, speiset unregelmäßig oder zu spät oder alle zwei Stunden unter einem anderen Namen jedesmal stark, trinkt Wein und Lagerbier oder Branntwein, liebt fette und gewürzhafte Zubereitungen, fängt mit dem Confirmationsjahre an zu lieben und

zu leben, tanzt schon auf Kinderbällen, um später an die Nachttänze gewöhnt zu sein, kurz man lebt, wie es die Natur nicht will. Wollte man Einem dieser Leute nach dem Regime der modernen Welt seine Unnatur vorhalten, so würde er uns belachen. Und er glaubt ein gegründetes Recht zu haben, uns auszulachen, denn im Hintergrunde steht der Arzt, der ihm den Ablaßzettel in Gestalt eines Receptes zu reichen vermag. Diese angenehme Aussicht fordert aber Glauben an die Unfehlbarkeit der Medicin, und diesen Glauben halten die Genuß- und Bequemlichkeitsmenschen behutsam und hartnäckig fest, wie der Katholik seine Wunder, die ihm die Gewißheit der Absolution und Heiligenkraft aufrecht erhalten müssen. So ist der Glaube an die Wunderthätigkeit der Medicin und die mystische Priesterweihe ein Bedürfniß der menschlichen Lebensausartung, Genußsucht und Behaglichkeit geworden. Daß dieser Glaube bei der Hälfte der Menschen eine Selbsttäuschung und zwar eine absichtliche und zähe ist, habe ich unzählige Male erfahren können, hat man doch bei Lesung meiner „Selbstbekenntnisse" tausendfach ausrufen hören: „O! der unbarmherzige Mann! Warum raubt er uns unsere angenehme Illusion?"

Daß dieser Medicinglaube wirklich in einem hohen Grade das Publikum beherrscht, kann man schon an dem guten Erfolge und einträglichem Ge-

schäfte erkennen, welches der Medicinhandel, das heißt die unredliche Speculation mit Geheim- und Universalmitteln, abwirft. Tauchen nicht täglich neue Firmen auf, welche Pillen, Elixire, Pulver und Pflaster ankündigen. Und sähe man nur die leichtgläubigen Bauern in solche Medicamentenbuden laufen, so könnte man sich noch mit deren Unwissenheit trösten, aber nein, die Personen, welche auf höhere Bildung Anspruch machen und klug genug sein wollen, um die Wunder der Bibel mitleidig belächeln zu dürfen, sie folgen dem Köder des Geheimnißvollen und dem inneren Drange des Medicinglaubens, man sieht bei ihnen, die zum Hohne aller medicinischen Fortschritte existirenden Pillen und Pulver, die oft noch die gedruckte Empfehlung eines Arztes tragen. — Und streiten diese Ankündigungen und Gebrauchanweisungen nicht in den meisten Fällen gegen jegliche Vernunft und Möglichkeit? Aber was schadet das, der Gebildete lächelt schmunzelnd, wie ein Sünder, der das Absolutionszettelchen in der Tasche hat und flüstert vornehm: „Warum sollten wir uns die Illusion nehmen lassen? Der Glaube macht selig!"

Und in der That, in der Medicin ist er oft die allein seligmachende Kraft!

Die Ursache des Medicinglaubens liegt aber zweitens auch in der eigenthümlichen Stellung des ärztlichen Berufes zum Publikum.

Aus alten Zeiten, wo die Arzneiwissenschaft noch ohne naturwissenschaftliche Läuterung, ein Gemisch von Philosophemen, alchymistischen Ueberlieferungen und prätenziösen, subjectiven Erfahrungen war, hat sich ein mystischer Zug im ärztlichen Personale bis auf die gegenwärtige Zeit erhalten, der sich darin charakterisirt, daß das Volk dem Arzte eine besondere Kenntniß der Heilstoffe und eine eigenthümliche Stellung zum geheimen Getriebe des Lebens, ja eine gewisse Macht über die Krankheit zutrauet. Bei vielen Menschen beruhet das persönliche Vertrauen, das sie einem Arzte zollen, ausschließlich, und wenn sie sich auch nicht selbst darüber völlig klare Rechenschaft geben, auf dem Glauben: daß der Arzt eine besondere beherrschende Stellung zur Krankheit habe. —

Ich kann nicht unterlassen, abermals das Gleichniß von den katholischen Priestern heranzuziehen. Die apostolische Weihe giebt ihnen eine ganz besondere Kraft und Stellung zu der moralischen Welt der Menschen, sie können Sünden vergeben und das Heil der Seele verweigern, sie haben Gewalt über Gesundheit und Krankheit des unsterblichen Menschen. Je jünger ein Priester ist, je frischer seine Weihe, je enger er noch im Dogma seiner Kirche seminarisch eingeschult ist und die unfehlbare Miene seiner Lehrer vor seinem Gedächtnisse steht, um so zuversichtlicher ist er in seiner besonderen Kraft und

deren unzweifelhafter Existenz. Mit den Jahren tritt aber eine doppelte Veränderung ein. Innerlich auftauchende Gedanken, die vor der Enthüllung zittern, Kenntniß der verschiedenen Mittel, wodurch Heiligenwirkungen hervorgebracht werden, allmälige Einweihung in manche Menschlichkeiten und priesterliche Kirchen- oder Klöstergeheimnisse u. s. w. bringen die betreffende Person oft in eine künstliche Stellung zum Volke, sie bewahren die Autorität und Unfehlbarkeit ängstlicher in Wort und Maske, aber sind im Herzen überzeugt, daß sie sich etwas anmaßen, was sie nicht besitzen. Der bei Weitem größere Theil läßt es aber zu dieser Reflexion oder gar Ueberzeugung nicht kommen, sondern unterdrückt mit Schreck den aufkeimenden, ketzerischen Gedanken sofort als eine Anfechtung des Teufels, wirft sich mit betäubender Heftigkeit in das Dogma und den Glauben hinein, erbebt bei jedem Zweifel eines Anderen und wird der eifrigste Gegner desselben. —

Wir haben in diesem, aus der Erfahrung entnommenen Gleichnisse also drei Momente — einmal unbedingten Glauben an seine eigene Kraft, zweitens Zweifel unter der Maske des Glaubens, drittens gewaltsam unterdrückter Zweifel durch blinde Selbstbetäubung aus Gründen der Selbsterhaltung und daraus erwachsender Fanatismus.

Diese drei Stellungen finden wir auch im ärztlichen Personale, gegenüber dem Medicinglauben. So wie es einem Priester nicht einfallen wird, den Glaubens-Nimbus von sich abzuwerfen, so wenig wird ein Arzt eingestehen, daß er keine besondere Macht über die Krankheit und sein Mittel nicht eine geheime Wunderwirkung habe. — Der junge Arzt, der auf der Universität von seinen unfehlbaren Professoren nur ganz gewisse Dogmen gehört und in der Klinik nur Wunderthaten gesehen hat, tritt in die Praxis mit kaum glaublicher Keckheit und Zuversicht ein, er glaubt, auf ein Zeichen seines Fingers alle Lebensgeister zu gehorsamen Dienern zu haben, durch das Recept den Organismus zu beherrschen und den Krankheitsgeist zu demüthigen, er wundert sich über die Hülflosigkeit anderer Aerzte, verheißt jedem Menschen prompte Genesung auf Tag und Stunde, erregt Vertrauen durch seine Gewißheit und kecke Führung der Receptfeder und — — geht in seinem Inneren einer bitteren Enttäuschung entgegen. —

Er tritt in die Periode des Zweifels, er wird irre an seiner mit Diplom-Superlativen documentirten Herrschaft über die organischen Geister und an der Wirkungsfähigkeit und Präcision seines medicamentösen Schatzes, es fällt ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen, daß die Wunder der Universitätsklinik nur Paradestückchen waren, weil

unheilbare und zweifelhafte Fälle gar nicht aufgenommen oder vorgeführt wurden — er fühlt sich hülflos gegenüber dem Medicinglauben des Volkes, er darf sich nicht blamiren, nicht sein Brot riskiren, er sieht die anderen Aerzte von diesem Medicinglauben Gewinn und Autorität ziehen, er hat nichts Besseres zu thun, als diesen Medicinglauben zu fördern, die Miene der Unfehlbarkeit anzunehmen und sollte er auch sein Recept mit dem verzweiflungsvollem Gefühle der Hülflosigkeit schreiben. —

Nun aber beginnt bei den Meisten, die nicht fähig sind, selbst Hand an eine neue Wissenschaft zu legen oder ihre wahre Situation einzugestehen, die Periode der Selbstbetäubung und des Fanatismus. Der Beruf, das Brot, die Ehre, der Gewinn müssen gerettet, conservirt werden — sie sind Zweck und Mittel des Daseins; der Arzt bekämpft seine Zweifel gewaltsam, die Gewaltthat an sich selbst betäubt den Geist, er schwört blindlings auf die geheimnißvolle Kraft der Medicinen, wird empfindlich an seiner eigenen Autorität und Weihe, fordert Anerkennung seiner Herrschaft über die organischen Geister und wo das Medicament nicht wirkte oder eine unvorhergesehene Wirkung hatte, wo die Lebensgeister widerspenstig waren oder der Patient starb, da hieß es: „hier war nichts mehr zu machen — wir sind zu spät gerufen, das Uebel war zu alt — oder — und das ist ein herr-

licher Trost für die Hinterbliebenen und ein beliebtes nicht zu controlirendes Schiboleth — „es war ein organischer Fehler vorhanden." — Davor hat der Medicinglauben des Volkes Respect, wie vor dem Strafgerichte Gottes, und man verstummt! — — —

Der Mensch ist immer an seiner schwächsten Seite am Empfindlichsten – daher kommt die große, fast altjüngferliche Empfindlichkeit der Aerzte, wenn man über ihre Hülflosigkeit und die abergläubische Bedeutung des Medicinglaubens redet — sie mögen davon nichts hören und halten sich sogleich in ihrer Existenz gefährdet. Daher kam auch die blinde Aufregung unzähliger Aerzte über meine „Selbstbekenntnisse," weil diese Memoiren aufrichtig genug waren, geradezu auszusprechen, daß die medicinische Wissenschaft gerade auf dem Punkte, woran dem Volke am Meisten gelegen ist, nämlich in der Kunst Krankheiten zu heilen, am Hülflosesten und Uebelberathensten sei und weder Gewißheit noch Grundsatz habe, weil ein vages Experimentiren immer neue Ansichten und widersprechende Erfahrungen hervorruft — und mit einem Worte die Medicin gar keine wissenschaftliche Therapie hat. — Ich habe es, zur Ehre des ärztlichen Standes, für weit vernünftiger, pflichtmäßiger und förderſamer gehalten, das Publikum darüber aufzuklären, daß die ärztliche Kunst, in Betreff der Ge-

walt über die Krankheiten, sehr schwach und schwankend sei, denn warum soll man aus einem falschen Gefühle der Schaam, dieses vor der Welt verschweigen, das Publikum in dem Glauben an die Medicin belassen oder gar unterstützen und dafür die Verantwortung und Anklage tragen, daß der Arzt die Krankheit durch Unwissenheit, Kunstfehler oder Nachlässigkeit ungeheilt gelassen und den Menschen geopfert habe? — Warum nicht lieber den Leuten offen die Wahrheit sagen, daß die Heilkunst, die Therapie im engeren Sinne ein hülfloses Kind sei, das erst von den Naturwissenschaften gegängelt, erzogen, vielleicht in späterer Zukunft auf eigenen Füßen gehen lernen werde! — Und gestehen wir das ohne Schaam ein, dann kommt dieses wahrhaftige Geständniß auch dem Publikum zu Gute, es verläßt sich nicht zu sehr, wie gegenwärtig, auf die Wunderthätigkeit der Medicin, auf seinen Hausarzt, stürmt nicht muthwillig auf seine Gesundheit los, sondern wird etwas bedenklich und vorsichtig. —

Der Medicinglaube hat sich, trotz seiner täglichen Erschütterung, die die redenden Thatsachen hervorbringen, im Publikum sehr stark erhalten; einmal theilt er darin die Eigenschaft aller Vorurtheile, die hartnäckig sind wie eine chronische Hautkrankheit, zweitens aber findet er durch die Aerzte selbst seine Nahrung. Man erhält die Leute in dem guten Glauben an die Heilmacht der Therapie

und Medicamente, um dem Stande das tägliche Brot nicht zu schmälern, denn der Glaube hat manchem Arzte die glänzendste Equipage eingebracht, man verläßt sich auf das gute Glück, den günstigen Zufall und — die Dickfelligkeit der menschlichen Naturheilkraft, die doch immer der eigentliche Streiter gegen alle Krankheiten ist, trotzdem, daß ihn die ärztlichen Medicamente oft schwächen und stören. — Hat ein Arzt Unglück und stirbt ihm der Patient, dann giebt es Ausreden bis zum „organischen Fehler" hinauf, andere Aerzte aber beuten den Fall für ihre concurrirenden Interessen aus, verlassen sich auf das gute Glück und versichern, die Heilung besser gemacht zu haben. —

Auch hierin soll man aufrichtig sein, um dem Berufe und dem Publikum zu dienen — man gestehe die Schwäche seines Rappen ein, man wird dann ruhig Schritt reiten dürfen, man wird ihn nicht vor zu schwere Lasten zu spannen brauchen und das Publikum wird sich vorsehen, im raschen Fluge des Lebensverbrauches, sich auf diesen therapeutischen Karrengaul zu verlassen, um sich wieder aus dem Drecke von ihm ziehen zu lassen. — Einige Kritiker meiner Memoiren haben gemeint, man müsse die nöthige Ruhe und das wohlthuende Sicherheitsgefühl des Publikums nicht beeinträchtigen. Die Schwächen des ärztlichen Berufes nicht öffentlich bloß stellen, sondern lieber, im Interesse eines vom

Staate anerkannten Standes und privilegirten Gewerbes, „beschönigen". — Das ist ein jesuitischer Grundsatz, denn es handelt sich hier nicht um ein Ecartéspiel, sondern um Gesundheit und Leben der Menschen. — Und was können die Aerzte dafür, daß die menschliche Erkenntniß nicht so weit vorgedrungen ist, um die organischen Lebensprozesse allemal beherrschen, die normale Richtung einlenken und die kranke Tendenz bezwingen zu können? — Das ist keine Schuld der Personen, sondern eine Schranke menschlicher Naturerkenntniß. Es ist rührend und anerkennungswerth, mit welchem Eifer und heißem guten Willen viele Aerzte, welche über die schwache, therapeutische Seite ihrer Wissenschaft verzweifeln möchten, Zeit, Kräfte, Ruhe und Vortheil opfern, um diese Seite der Schwäche zu reformiren, zu vervollständigen, etwas Gewisses, Wahrhaftiges zu geben, wie sie prüfen, sinnen, vergleichen, wagen und experimentiren, die Naturwissenschaften befragen und mühsam deren Grenzen erweitern; — und sie haben neue Grundsätze aufgestellt, neue Erklärungen und Indicationen gegeben, viele alte Mittel weggeworfen, neue Mittel herangezogen, haben Schulen und abermals Schulen gegründet, haben wiederum in dem Eifer der Enttäuschung, Unbefriedigung und Rathlosigkeit die gesammte Medicin für Nichts und Dunst erklärt, haben den Boden rasirt, um von Grund aus neu und dauernd aufzubauen — und

jetzt — jetzt in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, fängt man an, mit wachsender Hoffnung die ersten Fundamentalsteine zu behauen, welche dem künftigen Gebäude einer wissenschaftlichen Heilkunst Festigkeit und Bestand geben sollen. —

Das ist die Sachlage, das die ämsigste Arbeit aller wissenschaftlichen Aerzte der Gegenwart — und die große Masse der praktischen Doctoren mag sich noch sträuben, den einträglichen Medicinglauben zum allgemeinen Besten, zur Ehre der Wahrheit, zu opfern?

Noch mehr! — Bei dem oben erwähnten Bestrebungen der medicinischen Reformen und Erweiterung der Erkenntniß hat sich der bemerkenswerthe Umstand herausgestellt, daß jeder wirkliche Fortschritt, der eine wissenschaftliche Haltbarkeit fand, mit einer Verminderung und Beschränkung der Medicamente verbunden war, also den Glauben an die Medicinkörper der Apotheke bedeutend erschütterte. Diese Thatsache der Verminderung und Vereinfachung der Medicamente bei jedem wirklich wissenschaftlichen Fortschritte, ist ein schlagender Beweis, von der früheren und zeitigen Unwahrheit der Heilmittellehre und dem Selbstbetruge der im Aberglauben tappenden Aerzte, wie von der Gefahr, worin ein Publikum lebt, das dem Medicinglauben

blindlings ergeben ist. — Diese neuere Einsicht in die Arzneiwirkung und das Bedürfniß des kranken Lebens hat zur Folge gehabt, das wissenschaftliche, vertrauenswürdige Aerzte sehr wenig Arzneien und diese in einfachster Form verordnen, aber dem Organismus in seinen physiologischen Gesetzen und der Diät in Krankheiten eine große Aufmerksamkeit widmen. Es ist dieser Umstand in den Augen eines eingeweiheten Beobachters bereits ein sicherer Maßstab zur Beurtheilung eines Arztes und seiner Fähigkeit wie Vertrauenswürdigkeit geworden. Sieht man einen Arzt, der ohne Recept nicht vom Kranken weggehen zu dürfen glaubt, der lange und complicirte Recepte verschreibt, mit einer wichtigen Zuversicht von dem Erfolge seiner Mittel spricht, dann kann man immer überzeugt sein, daß diesem Heilkünstler die Weihe der neueren Wissenschaft nicht zu Theil geworden ist, daß er unwissend oder absichtlich dem Medicinglauben dient und mit Aberglauben — denn auch der Glaube macht bisweilen gesund — seine Patienten behandelt.

Woher kommt es aber, daß die zahlreichen Medicamente im Apothekenschatze ein so großes Mißtrauen verdienen und vor der neueren Wissenschaft die ärztliche Recepttirfertigkeit allen Credit verloren hat? —

Zwei Ursachen haben hierzu beigetragen: ein-

mal die wissenschaftliche Einsicht in die Unrichtigkeit der Angaben, wie Arzneimittel wirken — und zweitens die traurige Erfahrung, daß durch die bisherige Praxis der größte Theil der Bevölkerung medicinkrank geworden ist und die Generation dadurch geschwächt wurde.

Was die zeitherige Medicin eine Arzneimittelwirkung nannte, das ist keine positive Wirkung irgend eines zu Heilzwecken gebrauchten Stoffes auf den Organismus, sondern eine in den organischen Zuständen hervorgerufene Veränderung, hervorgebracht durch die relativen Reize und Reactionen, die sich im gesunden und kranken Organismus bemerklich machen. Niemand kann sagen: „der Stoff A. hat auf den Organismus unter gewissen Bedingung die Wirkung von X.“ sondern es muß heißen: „der Stoff A. hat auf den Organismus in so und so viel Fällen die Wirkung von X. gehabt — in anderen Fällen hat man das Gegentheil gesehen.“ Der Haupteinführungsgang der Mittel geschieht durch den Magen. Dieser aber, ein Organ von vorherrschender chemischer Thätigkeit, sucht alle ihm aufgebürdeten Stoffe zu assimiliren; was er nicht verdauen kann, geht nicht in das Blut über, kann also auch nicht auf den Gesammtorganismus umstimmend einwirken, sondern wird vom Magen abgestoßen, entweder durch Erbrechen oder unveränderte Abführung auf dem Darmwege. Solche

Stoffe können nur vorübergehende Reize veranlassen; — was aber wirklich das organische Leben umstimmen soll, muß von den Gefäßen resorbirt, in die Circulation geführt, und dadurch fähig werden, auf das Nervensystem und die Absonderungsorgane chemisch-dynamischen Einfluß zu haben. — Nun kennt man aber die chemischen Veränderungen nicht, welche die Arzneistoffe, namentlich die am gebräuchlichsten mineralischen, im Chemismus des Magens erleiden, man hat nur mehre, wiederkehrende und gleichnamige Wirkungen gesehen, ohne zu wissen, ob sie dem Stoffe absolut oder allein den vom Magen eingeleiteten Producten des organischen Chemismus angehören. — Der Magen ist aber ebenso zahlreich in seinen individuellen Species, wie die Gattung der Fliegen — unter zehn Menschen gleichen sich selten drei Mägen, jeder verdauet anders, auf seine Weise, jeder hat seinen besonderen Chemismus. — Wir sehen das schon im täglichen Leben an den gewöhnlichen Nahrungsstoffen, der eine Mensch kann diese oder jene Speise nicht vertragen, die der andere mit Leichtigkeit verdauet, der Magen ist eigensinnig und egoistisch und hat seinen besondern individuellen Charakter und seine Launen. Ein Stoff, den ich mit Vorliebe täglich genießen möchte, erregt bei einem Andern heftige Reactionen, ich habe viele Menschen kennen lernen, die von dem geringsten Genusse gekochten Kalbfleisches heftige Kopf-

schmerzen und Koliken bekamen, Andere, die nach Bohnen erbrachen oder nach Fisch regelmäßig abführten. — Muß hier nicht im Verdauungsapparate der Menschen eine besondere chemische Veränderung des Stoffes entstehen, deren sichtbare Wirkung man Idiosyncrasie genannt hat? — Nun bedenke man aber einmal die Arzneistoffe, die größtentheils heftige Gifte sind, wie Calomel, Spießglanz, Jod, Schwefelpräparate, überhaupt Metalloxide und Narcotica; man hat ihnen eine gewisse, empirisch beobachtete Wirkung zugeschrieben, fordert diese Wirkung als eine präcise in allen gleichnamigen Zuständen und weiß nicht, w a s der Magen und Chemismus des jedesmaligen Individuum daraus macht. Daher kommt denn auch die große Unsicherheit der Arzneiwirkungen und das wachsende Mißtrauen, das wissenschaftliche Aerzte gegen die Medicamente gewinnen. Man schlage nur einmal die Zeitschriften für praktische Medicin auf und man wird finden, wie ein Arzt die Wirkung eines Mittels in gewissen Krankheiten lobt und empfiehlt, während ein anderer Arzt geradezu erklärt, gar keine Wirkung oder eine entgegengesetzte bemerkt zu haben. Es ist eine trostlose Lectüre, wenn man in einer medicinischen Encyclopädie oder einem therapeutischen Lehrbuche liest: daß eine Reihe von Aerzten ein Mittel bestätigen, während ebenso viele Namen dasselbe als hülflos bezeichnen. Es hat sich überhaupt eine recht platte

Empirie gebildet, die aus Experimenten und zufälligen Beobachtungen die Wirksamkeit eines Mittels nach der Methode der Stimmenmehrheit bestimmt. In zwanzig Malen half das Mittel A. nicht, in einundzwanzig Malen half es in der Krankheit X. — ergo ist das Mittel A. ein Heilstoff in dem kranken Zustande X. Nun hält man zu diesem Mittel, schämt sich einzugestehen, daß es dennoch im Stiche gelassen habe, zumal wenn eine Autorität das Mittel empfohlen hat, macht eine verlegene Miene und verschreibt den Stoff von Neuem. — Die Verantwortung übernimmt das Lehrbuch. —

Alle Arzneiwirkungen sind relativ — das ist eine Thatsache und wenn die Aerzte das aus Politik nicht eingestehen möchten, so bezeugen es die täglichen Fälle verunglückter Behandlungen. Man kann niemals genau angeben, wie dieser oder jener medicamentöse Stoff auf diesen oder jenen Menschen wirkt, nur von sehr wenigen ausnahmsweisen Stoffen kennen wir zufällig eine specifische Wirkung auf den Organismus, unter bestimmten Voraussetzungen. — Wir entbehren aber auch aller Erklärung, wie es möglich sei, daß dieser Stoff, in den Magen gebracht, auf die Leber, die Nieren, die Schleimhäute speciell wirke; wie er die chemischen Akte umändern könne? Während aber mancher einsichtsvolle Arzt geradezu bekennt, daß er

aus der ganzen Apotheke an zwölf Mitteln mehr als zu viel habe, und er darauf sinnt, statt der medicamentösen Behandlung eine Chemie der menschlichen Küche, eine heilwirkende Diätetik zu finden und praktisch zu machen, receptiren tausend Aerzte noch munter und sorglos im alten Autoritätsglauben darauf los, maltraitiren den Magen, drängen dem Blute Stoffe auf, die es gar nicht assimiliren kann und zwingen den Organismus, im Kampfe mit dem Material der Apotheke, die dem Magen aufgedrungenen und ihrer chemischen Natur nach resorbtionsfähigen Stoffe, als da sind Oxide, Sublimate, die ganze Schaar mineralischer Salze, irgendwo im Körper nieder zu schlagen, (zu reduciren) oder den Blutchemismus so zu verändern, daß er dauernd ein abnormer bleibt. Das ist die Medicinkrankheit, woran unsere Generation leidet, die gezeugt in Medicinkrankheit, fortfährt, die Blutmasse zu vergiften.

Ich habe oft einen Schreck gehabt, wenn ich sehen mußte, mit welcher Unbefangenheit und leichtsinnigen Keckheit alte und junge Aerzte das Calomel (versüßtes, salzsaueres Quecksilber) in den unbedeutendsten Fällen verordneten — ich sahe Kinder dieses Gift in schreckenerregender Dosis verschlucken und sagte mir, daß die armen Wesen ihre Kinderkrankheiten gegen ein späteres Siechthum austauschten — das Quecksilber wird nie vom Organismus

assimilirt, es wühlt wie ein feindliches Element in dem Chemismus des Lebens umher, ermattet die Lebenskraft durch Ueberreizung der Nerven, und Schwächung der assimilirenden Thätigkeiten, und Ueberstürzung der chemischen Prozesse — es schlägt sich nieder in Drüsen und Knochen und bleibt ein schmerzhafter Barometer für die leisesten Veränderungen in der Stimmung des Körpers. Man blicke einmal in die Familien hinein, wo der Hausarzt bei jeder kleinen Erkältung oder Magenüberladung gerufen und alle Morgen erwartet wird, wo eine fürsorgliche, verzärtelnde Mutter ihre Liebe zu ihren Kindern auch durch die stete, ärztliche Obhut bewähren zu müssen glaubt, wo ein um sein Leben ängstlicher Hausvater seine Gesundtheit dadurch zu sichern wähnt, daß ihm der gute, liebe Doctor stets einige Pillen, Nachtsäftchen und Pülverchen verschreibt und bei der geringsten Störung der vermeintlichen Gesundheit die Arzneimittel verdoppelt und verstärkt. Und da fehlt es dann gewiß nicht an Antimonialpräparaten und Bilsenkrautextract, bei einem Hüstchen, das einmal den nächtigen Schlaf incommodirt. — Die bleichen Gesichter der Kinder, die blauen Ringe unter den gläsernen Augen, die wächserne Durchsichtigkeit der Haut, die Anlage zu Fieber, nervösen Zwischenfällen, der leicht wiederkehrende Schnupfen, die Empfindsamkeit gegen abweichende Speisen — ferner die Bleichsucht der ältesten Toch-

ter, die Migräne der nervösen Mutter, welche tausend Erklärungen für ihren Magenkrampf, ihre Erschreckbarkeit, Schleimhautschwäche rc. hat, aber nicht darauf kommt„ daß sie langsam medicamentös vergiftet ist — der Hausherr endlich, der über seinen sogenannten Rheumatismus klagt, während die reducirten Metalle, die er als kleine süße Pülverchen, der Gesundheit wegen, geschluckt hat, ihm in den Geweben spuken — alle diese Erscheinungen sind unter hundert Fällen neunzig Mal Medicinkrankheit. Aus einer wohlbegründeten Erfahrung darf ich behaupten, daß mehr als zwei Drittel der siechen Personen medicinkrank sind. Der leidige Medicinglaube hat die Leute dahin gebracht. —

Aber, wird man fragen, Aerzte müssen doch die Wirkung der Mittel kennen, wie werden sie so unvernünftig handeln und ihre Patienten mit Giften tractiren oder sie mit Medicamenten behandeln, die schädlich sind? Ich will hier die Aerzte relativ in Schutz nehmen und vertheidigen. Erstens fordert das medicingläubige Publikum von seinem Hausarzte viel Medicin, der Arzt sagt schon aus gedankenloser Gewohnheit, ebenso wie man: „Wie geht's Ihnen?" fragt, „geben Sie mir Papier und Feder!" und die Familie erwartet das. Zweitens verliert Jemand, der täglich mit gefährlichen Dingen umgeht, die Angst und Besorgniß davor,

die Arbeiter in dem Pulvermagazin denken gar nicht mehr daran, daß sie mit einem Stoffe verkehren, den der leiseste Zufall zur Lebenszerschmetternden Explosion entflammen kann, während der vorübergehende Fremde sich des unwillkürlich aufsteigenden Gedankens nicht erwehren kann: „wenn die gefährliche Nachbarschaft jetzt in die Luft flöge?" So ergeht es auch den praktisirenden Aerzten, die täglich mit dem gefährlichen Materiale der Medicamente umgehen; sie vergessen deren Gefährlichkeit, denken nur an den Gebrauch, den eine alte oder neuere Autorität, eine casuistische Empfehlung, ein Lehrbuch 2c. sanctionirt hat, und sind blind gegen die Medicinkrankheit, weil sie keinen besonderen therapeutischen Namen hat und ihre Symptome sich weit leichter als Nervosität, Scrophel-dyscrasie, Verdauungsschwäche oder Leberkrankheit bezeichnen lassen. Drittens aber muß ich die Aerzte vertheidigen, weil die seither herrschende Schule, die sich bald nach Barlic, Schönlein, bald nach einer contrastimulirenden Theorie und Autorität der letzten dreißig Jahre, bald nach irgend einer kleinen Universitätsstadt nennt, immer noch die größte Zahl der Aerzte beherrscht, die sogenannte medicamentöse Schule, welcher erst in der neuesten Zeit der Krieg von der physiologischen (naturwissenschaftlichen) Schule erklärt worden ist, und welche aus dem Medicinglauben hervorgewachsen,

ohne chemische und physiologische Kritik, mit den Standbüchsen der Apotheker die Krankheit todtzuwerfen droht und damit zu verjagen glaubt. Es ist oft drollig, mit welcher zuversichtlichen und wichtigen Miene ein solcher gut geschulter Arzt das Medicament verschreibt, als unterzeichne er das auf den Giftbecher lautende Todesurtheil eines armen Sünders, aber dieser, die Krankheit nämlich, kehrt sich nicht daran, sondern hält den Organismus fest gepackt, um ihn vollends zu erwürgen, und der arme Organismus muß sich nun gegen die Krankheit und das heroische Medicament zugleich wehren und seine letzten Anstrengungen heißen dann: Reactionen, Heilbestrebungen des Medicamentes. —

Zum Glücke wird jetzt eine Medicin der Zukunft von der physiologischen Schule vorbereitet; in Wien und an anderen Orten hat man den ganzen sogenannten Erfahrungsplunder der medicamentösen Schule ausgefegt und angefangen, eine rationellere Heilmethode vorläufig in ihren ersten Fundamenten zu gründen. Und es ist eine Freude, zu sehen, wie die heranwachsende Generation der Aerzte in dieser Richtung einschlägt und viele längst praktisirende Aerzte ihre alte Schulweisheit in's Feuer werfen und der physiologischen Schule das richtige Verständniß abzugewinnen suchen. Da sieht es freilich um die langen Recepte und den großen Schatz der Apotheker-Officin sehr böse aus; es kömmt

vor, daß einem Fieberkranken, dem ein anderer Arzt vom gewöhnlichen Schlage Pulver, Mixturen und Tisanen für mindestens acht Thaler Apothekerrechnung verschrieben hätte, von einem Arzte der werdenden Schule nichts weiter verordnet wird, als: Bettwärme, frische Luft im Zimmer, Hunger, Wassertrinken, höchstens etwas Pfeffermünzthee, ein ableitender Senfteig und, um die etwa zögernde Krisis zu fördern, etwas Vinum stibiatum auf kurze Zeit.

Einsichtsvolle Aerzte haben, da ihnen klar wurde, daß der Magen die Arzneien nicht verdauen könne und daß der scheinbar Genesene mit ruinirter Assimilationskraft und medicinkrank sich fortschleppte, den Magen zu schonen gesucht und die Arzneistoffe durch die Haut, neuerdings durch eine methodische Impfung in die Capillarität des Zellgewebes, in das Blut einführen wollen. — Dieser Gedanke gehört der Medicin der Zukunft an, er wird große Erfolge haben, wenn man erst die medicamentösen Impfstoffe in ihrer physiologischen Wirkung genau geprüft hat. Und hier hat sich bereits die Erfahrung herausgestellt, daß viele Arzneistoffe, direct durch Gefäßaufsaugung in's Blut eingeführt, ganz andere Wirkungen haben, als durch den Magen applicirt, also ein schlagender Beweis, daß die alte Angabe der Wirkungen „eingenommener" Medicinen eine ganz unsichere ist, indem sie nur eine gemischte Wirkung ist, die

das Medicament, je nach der individuellen Umänderung durch den Magen, äußert. Daher die Verschiedenheit bei den verschiedenen Menschen, der Widerspruch der Aerzte in ihrer Erfahrung.

Und wie oft hat der Arzt sich dabei aus Mangel an physiologischer Einsicht getäuscht. So z. B. bei der Behandlung bleichsüchtiger Mädchen mit Eisen haltigen Medicamenten. — Die Lebenskunst der letzten funfzig Jahre hat dafür gesorgt, daß schwächliche, Salon- oder Schnürbrustkranke Mütter schwächliche Kinder gebären und es giebt gewiß unter hundert Familien sechzig, in denen ein bleichsüchtiges Töchterchen entweder durch die wachsbleiche Schönheit bei Lampenlicht die Jünglinge auf dem Balle entflammt, oder daheim im Sopha die bohrenden Kopfschmerzen und Magenkrämpfe abhält und des theilnehmenden, hoffnungsreichen Hausarztes „Stahltröpfchen" jahrelang einnimmt, bis eine Hochzeit endlich die Bleichsucht heilt, falls nicht früher Jemand auf den Gedanken gekommen sein sollte, die Leidende auf die Gebirge oder in ein anderes Klima zu schicken. Ich habe in den langen Jahren meiner ärztlichen Beobachtung unzählige Male diese „Stahltropfenkuren" an jungen Mädchen gesehen, ohne daß ein anderer Erfolg daraus hervorging, als ein schwacher, immer reizbarer gewordener Magen, eine ruinirte Verdauung und ein krampfhaftes Wochenbett. Es hat mir oft recht Leid ge-

than, wenn ich die Bleiche mit hoffendem Vertrauen ihre Eisenpräparate verschlucken sahe und ihre Klage über zunehmenden Magendruck und abnehmenden Appetit hören mußte, ohne einen guten Rath ertheilen zu dürfen. Man calculirte nämlich, wie es in der alten Schule gebräuchlich ist: Das Blut der Bleichsüchtigen ist arm an Farbestoff, dieser ist nur an die Gegenwart von Eisen gebunden, (so lehrte wenigstens die Physiologie der medicamentösen Schule) ergo: — bringe man Eisen in das Blut, es wird den Cruor mit dem Farbestoff vermehren, das Blut erhält dadurch den richtigen Reiz für die Nerven, und die nervösen Erscheinungen hören auf. — So habe ich allen Ernstes vielbeschäftigte Aerzte reden hören. Sie brachten das Eisen in mancherlei chemischer Gestalt in den Magen, dachten sich, daß dieser es in den Milchsaft und das Blut übertragen werde, kamen aber nicht auf die Frage, was der Chemismus der Magensäfte, namentlich seine milch- und essig- und salzsauren Eigenschaften, aus den Eisen machen würden? Und was haben die Untersuchungen wissenschaftlicher Männer nachgewiesen? Daß ein Magen, namentlich einer schwächlichen, scrophulösen und bleichsüchtigen Person, das Eisen gar nicht verdauet, daß dasselbe größtentheils aus seinen chemischen Verbindungen niedergeschlagen, und einfach durch den Darm hindurch gehend, mit den unverdaueten Speisetheilen wieder ausgeschieden wird.

„Aber" — werden meine Leser rufen — man schickt doch Bleichsüchtige in Mineralbäder, die Eisen enthalten, unsere Tochter ist in Franzensbad, jene in Pyrmont gesund geworden!" Ich antworte darauf, daß man auch Bleichsüchtige in's Seebad schickt und sie genesen. — Veränderung der Situation, Bewegung im Freien, Einathmen von Sauerstoff in freier Luft, Heiterkeit und rascherer Stoffwechsel — das sind die Heilpotenzen, die den Organismus auf ein normales Leben zurückführen. —

Ich habe hier nur ein alltägliches Beispiel anführen wollen, wie nutzlos das jahrelange Mediciniren sein kann, sobald dasselbe nach dem jetzigen Schlendriane geschieht. Möchte das Publikum doch selbst so einsichtsvoll werden, daß es von seinen Aerzten nicht bei jeder Gelegenheit ein Recept fordere, sondern so viel Mißtrauen gegen die Medicamente fassen, daß es geneigter werde, diätetische Mittel zu fordern und prompt zu verwirklichen. — Dieses Mißtrauen gegen die Medicamente wird heilsamer sein, als das blinde Vertrauen zu überlieferten Geheimnissen, die sich nur zu deutlich in der medicinkranken Generation als Uebel offenbaren. Denn auch den Aerzten, welche das Receptschreiben lieben, sind die Medicamente in ihren Heilwirkungen bis auf wenige, kaum nennenswerthe Ausnahmen, vollständige Geheimnisse, und sie würden oft schwere Verantwortungen tragen müssen,

hätte nicht die Medicin in ihrer theoretischen und praktischen Bedrängtheit das **Beneficium flabile** erhalten, daß der Staat sie nicht controliren kann und sich darauf beschränken muß, der jedesmal herrschenden Schule oder dem Autoritätsglauben eine Art von Gesetzkraft einzuräumen. — Medicinalverwaltung ist immer nur eine relative, die werdende, reformirende Wissenschaft durchkreuzt sie wie Blitze; auf dem thatsächlichen Boden der neueren Physiologie stehend, kann jeder tüchtige Arzt der Schablone der Medicinalverwaltung Trotz bieten und dadurch Gutes stiften, während mancher receptirende Giftmischer der alten Schule unter dem Schutze des Gesetzes eine ganze Einwohnerschaft medicinkrank machen darf.

Man beschuldige deßhalb den ärztlichen Stand, das ärztliche Personal nicht. — Es ergeht ihm wie dem katholischen Priesterthume, er steht unter dem Drucke der Tradition; der große Theil des ärztlichen Personals, das nicht selbst berufen ist, die Wissenschaft zu reformiren, handelt nach bestem Willen und Können im Autoritätsglauben und glaubt Recht zu thun. Die Medicinkrankheit aber erfordert die größte Aufmerksamkeit von Seiten des Publikums und der Verwaltung, denn es ist nicht gleichgültig, ob eine Generation geschwächt werde, im Glauben, daß sie sich kräftige. — Die Herren Apotheker haben aber noch lange nicht zu fürchten, daß die Naturwissen-

schaft der Neuzeit, welche die Medicin als eine hülflose Tradition betrachten muß und sich ihrer aufhelfend und zu Ehren bringend anzunehmen geneigt ist, so schnell die große Masse der praktischen Aerzte überzeugen und sie von der überfüllten Schaale der Hygiea emancipiren werde — die größte Zahl der alten Aerzte ist zu sehr mit der Ueberlieferung verwachsen, zu sehr durch die längere Praxis in einen mechanischen Schlendrian gerathen und überhaupt in dem gedankenlosen Mittelverordnen auf gewisse sich wiederholende Symptome so bequem geworden, daß sie sich nicht mehr in die neuere Richtung einer sichtenden Wissenschaft hineinfinden mag, indem sie in den Ausruf jenes Romantikers einstimmt: „Weg mit der Kritik, warum sollen wir uns die angenehme Illusion stören!“ Der gute, alte Medicinglaube des Volkes wird auch so bald nicht überwunden, werden, denn die Neigung, Mittel zur Heilung und Gesundheit zu kaufen, ist eine wahrhafte Sucht geworden und hat sogar den Speculanten Anregung gegeben, auch aus dieser Schwäche des Volkes Gewinn zu ziehen, indem sie ihre feilgebotenen Artikel gern mit dem Namen eines Arztes oder pharmazeutischen Stoffes in Verbindung bringen, woher wir denn die zahllosen Gesundheitsseifen, Schönheitsmittel, Zahnpasten, Gesundheitssohlen, Gesundheits-Kaffee, Brustbonbons u. s. w. haben. — Alles, was der Krämer sonst nicht los

werden würde, bekömmt die Etiquette: pour la santé — und siehe da, das medicingläubige Volk kauft, denn da es keine Lust hat, durch diätetische, normale Lebensweise gesund zu bleiben oder zu werden, so zieht es vor, die bequemere Weise des „Gesundheit-Kaufens" einzuschlagen. —

Nur die Aerzte selbst sind im Stande, durch Selbstverläugnung ihres äußeren Scheines der Naturpriesterweihe und Geheimnißthuerei, das Volk von dem Medicin-Aberglauben frei zu machen und die weitgreifende Medicinkrankheit zu beschränken; — erfahren die Leute erst, daß es in der Medicin sehr verwirrt, und ungewiß aussieht, wie in einem hohlen Kopfe, dann werden sie sich doch etwas auf die normale Lebensweise und die eigene Hülfe zur Gesundheit besinnen und nicht blindgläubig Absolution aus der Apotheke für die Sünde ihrer Weltlust fordern. Freilich wird das noch eine Weile Zeit haben, wenn die Aerzte den Leuten das seligmachende Recept vorhalten, Krämerwaaren mit Zeugnissen ihrer Gesundheitskraft ausstellen, oder die Apotheker in einer gewissen Stadt sich als Handlanger des Todes und der Sünde bethätigen und am Sylvestertage bekannt machen, daß am anderen Morgen in ihrer Officin ein schnellwirkendes Getränk gegen den „Katzenjammer" verkauft werde! — Bietet man erst den Leuten das Gegengift ihrer Versündigungen gegen Natur und

Sitte öffentlich gegen eine geringe Summe an, dann gehört das ganz in die Kathegorie der Ablaßkrämerei eines Tetzel und der Medicinglaube hat nicht nur, als Aberglaube, seine bedauerliche Nahrung gefunden, sondern die Medicinkrankheit folgt ihm, wie die Sünde, auf dem Fuße nach und der ärztliche Stand bleibt — was er ist! —

Ende des ersten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

Inhalt.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

Klencke, Philipp Friedrich Hermann

Nachlese in und ausser mir Aus den Papieren des Verfassers der Selbstbekenntnisse oder vierzig Jahre aus dem Leben eines oft genannten Arztes [= Philipp Friedrich Hermann Klencke]. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet vom Verleger (=Christian Ernst Kollmann.)
Bd.: 1

Leipzig 1856